



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

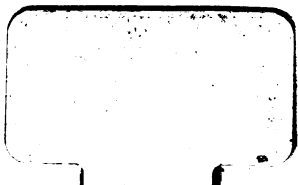
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

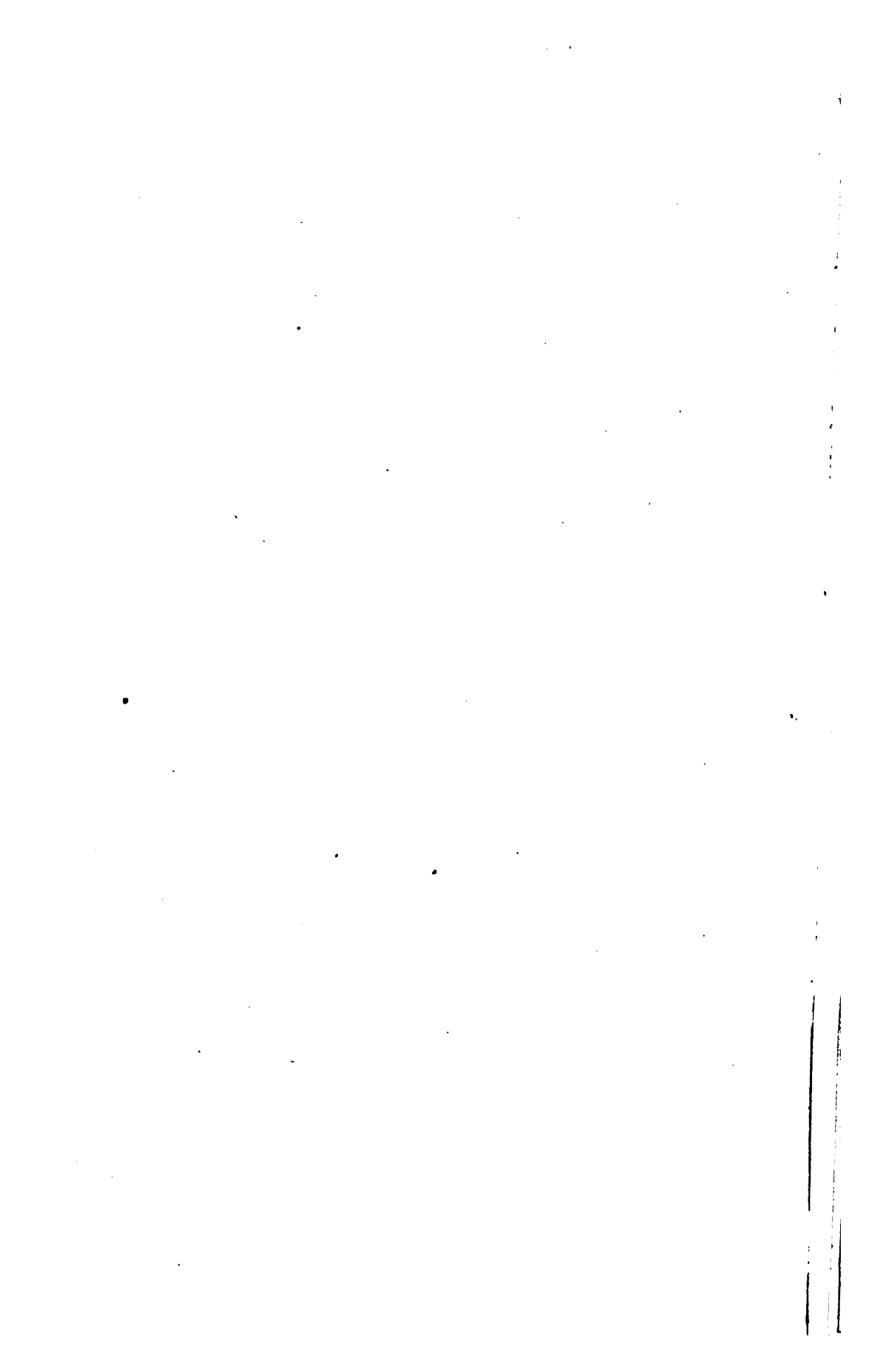
SA 5238.91.3

HARVARD COLLEGE LIBRARY
SOUTH AMERICAN COLLECTION



THE GIFT OF ARCHIBALD CARY COOLIDGE, '87
AND CLARENCE LEONARD HAY, '08
IN REMEMBRANCE OF THE PAN-AMERICAN SCIENTIFIC CONGRESS
SANTIAGO DE CHILE DECEMBER MDCCCCVIII



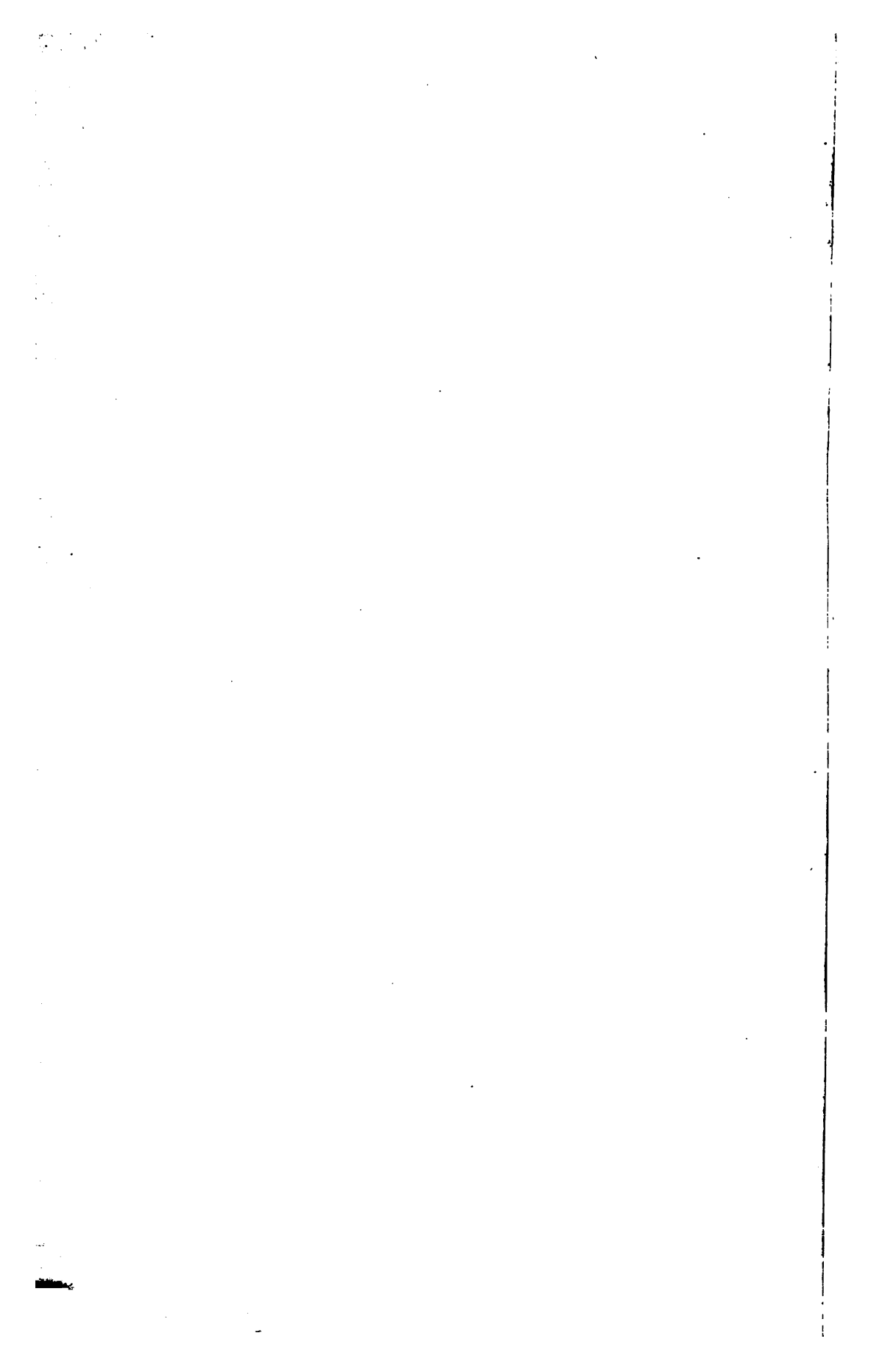


Ein Besuch
am
La Plata.

Von

Ambros Schupp S. J.





Ein Besuch am La Plata.



Ein Besuch am La Plata.

Von

P. Ambros Schupp S. J.

Mit 38 Illustrationen.



4Ⓢ
Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagsbuchhandlung.
1891.

Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

SA 5235.91.3

Harvard College Library
Gift of
Archibald Cary Coolidge
and
Clarence Leonard Hay
Oct. 1, 1913

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

V o r r e d e.

Schriften über den „La Plata“ sind unseres Wissens in letzter Zeit wenig oder keine auf dem deutschen Büchermarkt erschienen.

Die vorliegende Arbeit ist die Frucht einer Ferienreise. Sie kann schon aus diesem Grunde nicht den Anspruch erheben, eine eingehende oder gar erschöpfende Besprechung der verschiedenartigen, sei es politischen, sei es ethnographischen, sei es der sonstigen Verhältnisse am La Plata zu sein.

Der Zweck des Verfassers war, seine Reise-Eindrücke und -Erlebnisse in anregender Form wiederzugeben, und durch Schilderung von Land und Leuten dem Leser einen Blick in Gegenden und Sitten zu eröffnen, welche durch die Natur der Sache seinem Auge fern gerückt sind.

Eben deshalb wurden denn auch zunächst nur jene Punkte in den Rahmen der Schilderung hereingezogen, welche der Verfasser auf seiner Reise direct berührt hat. Es sind dies, außer den brasilianischen Orten Pelotas und Rio Grande, deren im Vorübergehen gedacht wird, vorzüglich die drei Städte Montevideo, Buenos Ayres und La Plata, in denen sich so ziemlich alles, was der Silberstrom Interessantes hat, wie in ebensovielen Brennpunkten vereinigt.

Im Hinblick auf das Gesagte glaubten wir unserer Arbeit keinen zutreffenderen Titel geben zu können, als den, welchen sie trägt: „Ein Besuch am La Plata“.

Dabei wollen wir jedoch bemerken, daß wir trotz der engen Begrenzung unserer Aufgabe doch bemüht waren, durch Berücksichtigung der verschiedenartigsten Verhältnisse dem Leser ein möglichst allgemeines und durch hinlängliche Hervorkehrung der Lokalfarben auch ein möglichst treues und eigenartiges Bild von Leben, Land und Leuten am La Plata zu geben. Die beigelegten Illustrationen werden hierzu das Ihrige beitragen.

Vorrede.

Das meiste, was wir beschreiben, haben wir gesehen, und wenn wir etwas, das wir nicht gesehen, zur Vervollständigung unseres Bildes in dasselbe hereingezogen, so haben wir stets nur solche Quellen benutzt, die uns als die zuverlässigsten erschienen.

Die geschichtlichen Skizzen, welche wir eingeflochten, haben nicht bloß den Zweck, die historische Entwicklung der betreffenden Städte darzustellen; sie sollen auch dazu dienen, die Erklärung vieler Eigennamen, welche im Laufe unserer Arbeit auftauchen, an den betreffenden Orten überflüssig zu machen.

Kurze Zeit nach meinem Besuch am La Plata vollzog sich in Buenos Ayres eine folgenschwere Umwälzung, welche die Aufmerksamkeit Europa's auf Argentinien lenkte. Beim Ausbruche derselben waren die vorliegenden Skizzen bereits entworfen und nach Freiburg gesandt; sie schildern also die Königin des La Plata auf der Sonnenhöhe ihres Glanzes, vor dem Ausbruche des Sturmes, den man doch schon befürchten mußte. Gleichwohl war es mir während der Drucklegung noch möglich, eine kurze Darstellung auch dieser Vorgänge meiner Schrift einzufügen.

Möge das Buch manchem eine Quelle der Unterhaltung, Belehrung und geistigen Anregung sein: mit diesem Wunsche übergeben wir es der Oeffentlichkeit.

Porto-Alegre in Brasilien, den 17. April 1891.

Der Verfasser.

Inhalt.

Vorrede S. III

I. Von Porto-Alegre nach Montevideo.

1. Von Porto-Alegre nach Pelotas.

An Bord des Paraná. — Die Passagiere. — Die Lagoa dos Patos. — Das Nachtquartier. — Ein Ständchen. — Pelotas. — Die Stadt. — Die Karqueaden. — Ein spanisches Frühstück. S. 1—11.

2. Rio Grande.

Ansicht der Stadt. — São José do Norte. — Der „Rio de Janeiro“. — Die Einwanderer. — Studenten aus São Paulo. — Der Beriberi-Kranke. — Ein Besuch in Rio Grande. — Neue Schiffsgesellschaft. — Noch einmal in Pelotas. S. 12—20.

3. Meeresfahrt.

Der Morgen im Hafen. — Eine Ovation. — Die Signalboote. — Atalaia. — Flaggenprache. — Der Practico. — Die Barre von Rio Grande. — Untergang des „Rio Apa“. — Der Hobometer. — Die Küste von Uruguay. — Schiffbrüche. — Leuchtthürme. — Das Nebelhorn. — Meerleuchten. — Der Rio Jaguarão. — Flores. — Die Sanitätsflagge. — Im Hafen. S. 20—31.

4. Im Hafen.

Ein Blick auf Montevideo. — Verzug. — Die Hafencommission. — An der Afanbega. — In Montevideo. S. 31—36.

II. Montevideo.

5. Montevideo, seine Geschichte und seine Bewohner. S. 37—47.

6. Erste Eindrücke.

Das „Seminario Conciliar“. — Eine wohlthätige Familie. — Der erste Ausflug. — Ein Besuch bei Bischof Ysregui. — Die Kathedrale. — Öffentliche Plätze. — Eine Ueberraschung. — Die Straßen von Montevideo. — 18. Juli. — Die Wohnungen. — Ein Blick ins Innere. S. 48—56.

7. Einige öffentliche Gebäude.

Das Museum. — Der Mercado. — Das Postgebäude. — Die Börse. S. 56—62.

Inhalt.

8. Aufs Landhaus.

Das Manicomio. — Die Quinta Jackson. — Don Pedro. — Ein vereitelter Schlachtplan. — P. Vicente. — Um den Segen bittende Kinder. S. 62—67.

9. Das Fest der Unbefleckten Empfängniß.

Die Erstcommunicanten. — Zur Kathedrale. — Achtung vor dem Priester. — Eine Verlegenheit. — Das Pontificalamt. — Zorrilla. — Kirchengesang. — Auf dem Collegshof. S. 68—74.

10. Im Waisenhaus, Circulo Catolico und Hospital.

Das Waisenhaus. — Drei katholische Männer. — Das Lied der Waisen. — Die Weihe des Grundsteines. — Die Dulces. — Der Circulo Catolico. — Die Caridad. S. 74—83.

11. Ein Besuch auf dem Kirchhof. S. 83—89.

12. Ein Ausflug nach Union.

Gordon. — Vor Montevideo. — Die Escuela de Artes y Artificios. — Union. — Das Armenhospital. — Am Telephon. — Der Observationsthurm. — Die Kirche von Union. — Die Divina Pastora. — Der basitische Kaplan. — Buceo. — Der Kirchhof. — Ein Kunstwerk. — Playa Ramirez. — Das versunkene Schiff. S. 89—98.

13. Letzter Ausflug in Montevideo.

Die Penitenciaria. — Emilio Reus. — Der Cerrito. — Der Prado Español. — Pajo Molino. — Die Quintas. S. 97—103.

III. Buenos Ayres.

14. Von Montevideo nach Buenos Ayres.

Die Minerva. — Ein Hafenbild. — Zwei Jesuitenfreunde. — Bartolomeo Guzmão. — Der Pampeiro. — Ankunft in Buenos Ayres. S. 104—110.

15. Geschichte von Buenos Ayres. S. 110—116.

16. Die jüngsten Ereignisse. S. 116—124.

17. Die Königin des La Plata. S. 124—133.

18. Leben in den Straßen von Buenos Ayres. S. 133—138.

19. Die Bevölkerung von Buenos Ayres. S. 138—145.

20. Santa Lucia. — Santa Felicitas. S. 146—154.

21. Religiöses Leben, Kirchenbesuch und Sacramentenempfang. S. 154—161.

22. Ein Blick in die Schule. S. 161—165.

23. Ein Besuch bei Dr. Burmeister.

Das Museum. — Die Bibliothek. — Dr. Burmeister. — Innere Einrichtung des Museums. — Bestimmung der Schmetterlinge. — Der Kopf des Megatheriums. — Industrieritter. S. 165—171.

Inhalt.

24. Palermo. — Der zoologische Garten. S. 172—179.

25. Das Colleg del Salvador. S. 179—187.

26. Recoleta.

Das Armenhaus. — Der Kirchhof. — Die Anlagen. S. 187—192.

27. Ein Ausflug aufs Land.

Plaza Dorea. — Ein Wasserbehälter. — Zusammenstoß. — Ein Stückchen Pampasland. — Bodencultur und Viehzucht. — Flores. — Ein Wollschuppen. S. 192—199.

28. Zur Penitenciaría. S. 199—205.

29. Weihnachten.

Glockentöne. — Die Ketten. — Besuch bei den Bayonnesen. — Die Katechismusprüfung. — Krippenpoesie. S. 205—210.

IV. La Plata.

30. Eine neue Stadt.

Gründung von La Plata. — Auf der Eisenbahn. — San Telmo. — An der Eisengießerei. — Boca Riachuelo. — Quilmes. — Eine Muster-Viehzucht. — La Plata. — Beim Vigario. — Die Stadt. — Die Kathedrale. — Straßen und öffentliche Plätze. S. 211—220.

31. Das Museum. S. 220—225.

32. Ensenada und der Hafen von La Plata. S. 225—232.

V. Auf der Heimkehr.

33. Wieder in Montevideo.

Rückkehr. — Die Priesterweihe. — Verkehr des Bischofs mit seinen Seminaristen. — Letzte Besuche. — Der Tabaré. S. 233—241.

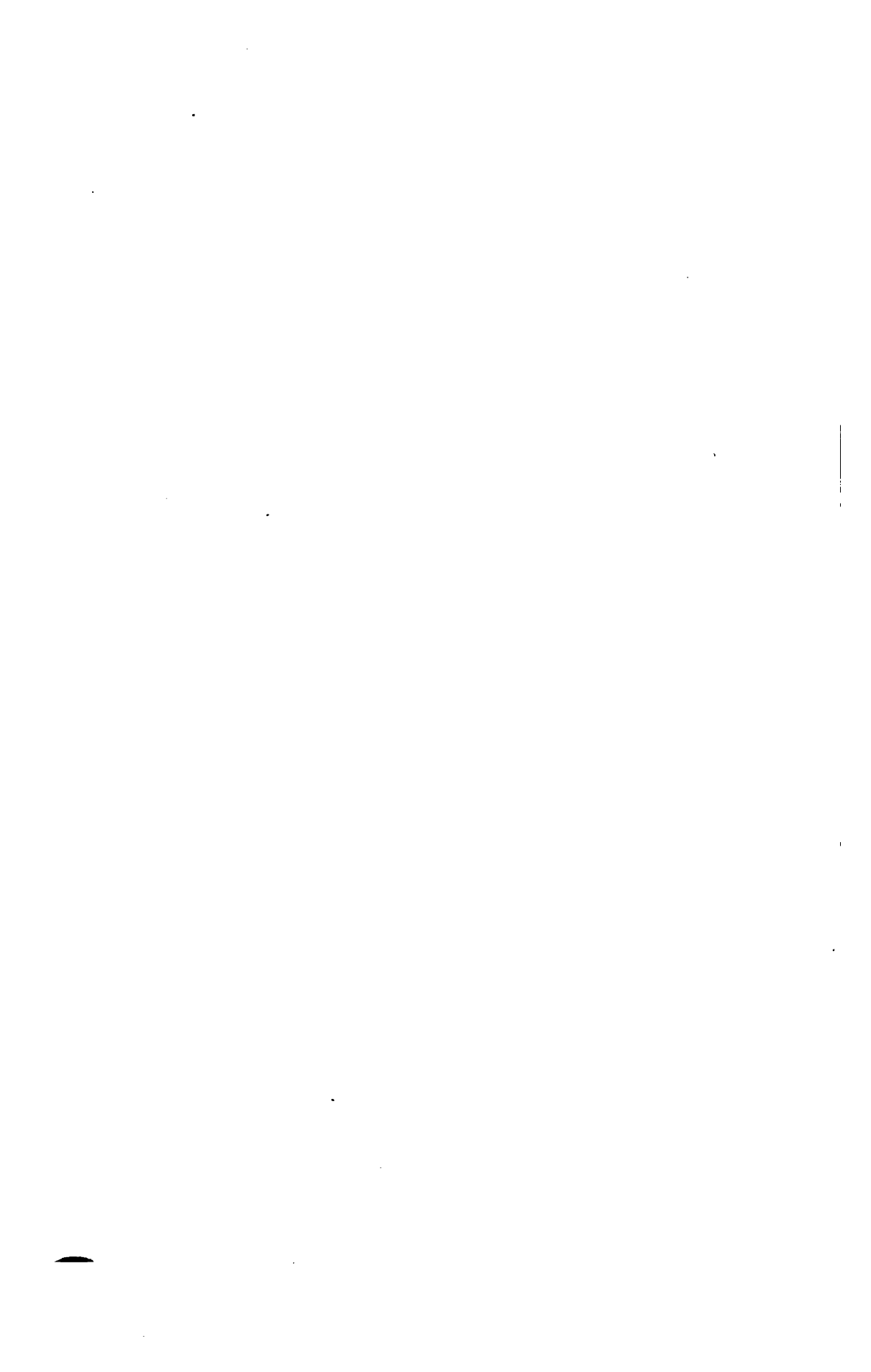
34. Heimreise.

Wieder auf dem Rio de Janeiro. — Der Itapuan. — Die Expedition nach Matto-Grosso. — Von Rio Grande nach Pelotas. — Schwarzhalsige Schwäne. — Verschiedene Mitreisende. — Die Kimmung. — Ein Blick zum Himmel. — Wundervolle Nacht. — Erwachen. — Der Morgen. — Ankunft. S. 241—248.



Illustrationenverzeichnis.

Figur	Seite	Figur	Seite
✓ 1. Karte zur Reise von Porto-Alegre zum La Plata. (Nördliche Hälfte.)	2	18. Eingang zum Centralkirchhof von Montevideo	85
✓ 2. Karte zur Reise von Porto-Alegre zum La Plata. (Südliche Hälfte.)	3	✓ 19. Verittener Bettler	91
✓ 3. Freischule Glisen Maciel in Pelotas	10	✓ 20. Im Prado von Montevideo (Tonbild)	99
✓ 4. Pfarrkirche in Pelotas	19	✓ 21. Quinta Berro bei Montevideo	101
✓ 5. Fahrt längs der brasilianischen Küste	25	✓ 22. Ansicht von Buenos Ayres (Tonbild)	124
✓ 6. Montevideo vom Hafen aus gesehen (Tonbild)	31	✓ 23. Plan von Buenos Ayres	126
✓ 7. Plan des Hafens und der Stadt	33	✓ 24. Regierungspalast in Buenos Ayres	127
✓ 8. Montevideo von der Kathedrale aus. (Im Hintergrunde der Cerro. — Tonbild)	38	✓ 25. Gaucho	129
✓ 9. Ein Saal des Collegs in Montevideo	49	✓ 26. Obstverkäufer in Buenos Ayres	135
✓ 10. Kathedrale und Plaza Konstitution in Montevideo (Tonbild)	50	✓ 27. Milchverkäufer in Buenos Ayres	145
✓ 11. Dr. Vera, erster Bischof von Montevideo	51	✓ 28. Die Kirche Santa Felicitas in Buenos Ayres	149
✓ 12. Club Uruguayo in Montevideo	52	✓ 29. Innere Ansicht der Kirche Santa Felicitas	151
✓ 13. Plaza Independencia in Montevideo bei feierlichen Anlässen (Tonbild)	53	✓ 30. Kathedrale von Buenos Ayres (Tonbild)	152
✓ 14. Theater Solis mit dem Museum in Montevideo	57	✓ 31. Palmenallee in Buenos Ayres (Tonbild)	173
✓ 15. Vor der Stadt (Tonbild)	64	✓ 32. Das Colleg del Salvador in Buenos Ayres	181
✓ 16. Mgr. Yéregui, Bischof von Montevideo	71	✓ 33. Ein Gaucho mit seinem Pferd	195
✓ 17. Waisenhaus in Montevideo	75	✓ 34. Fuhrwerk der Pampas	197
		✓ 35. Plan der Stadt La Plata	213
		✓ 36. Grundsteinlegung der Stadt La Plata	215
		✓ 37. Hypothekensbank in La Plata	217
		✓ 38. Der bewegliche Stein von Tandil	231



I.

Von Porto-Alegre nach Montevideo.

1. Von Porto-Alegre nach Pelotas.

An Bord des Paraná. — Die Passagiere. — Die Lagoa dos Patos. — Das Nachtquartier. — Ein Ständchen. — Pelotas. — Die Stadt. — Die Karqueaden. — Ein spanisches Frühstück.

Da stehen wir unser vier — P. Brugier, zwei Scholastiker und ich — in Porto-Alegre am Ufer des Guahyba und schicken uns an, nach Montevideo und, so Gott will, von da weiter nach Buenos Ayres zu reisen. Die beiden Scholastiker sollen in Montevideo die heiligen Weihen empfangen, P. Brugier aber einen Lehrstuhl der Physik oder Chemie in einem Colleg der Südstaaten übernehmen. Vor uns liegt der „Rio Paraná“, das Schiff, das uns über die Lagoa dos Patos nach Rio Grande bringen soll.

Welch ein Menschengewühl an Strand und Bord! Die einen stehen im Begriffe, abzureisen, und die anderen geben ihnen das Geleite.

Es war der 29. November 1888, mittags 12 Uhr. — Um 1 Uhr sollte das Schiff die Anker lichten. Allein das hatte gute Weile. Nur ein langgedehnter, fürchterlicher Signalfiff, der sich durch die ganze Tonleiter hindurchschleifte, und einige kurze, Mark und Bein durchbringende Stöße verkündeten, daß man sich zur Abfahrt anschickte.

Um 2 Uhr endlich ward das entscheidende Zeichen gegeben. Was nicht zur Reisegesellschaft gehörte, eilte aufs Land. Die Bretter wurden eingezogen und das Schiff setzte sich in Bewegung.

Jetzt erst war es möglich, eine Uebersicht über unsere Mitreisenden zu gewinnen. Es sind über hundert Personen, die sich in fünf Gruppen vertheilen: die erste waren Zöglinge unseres Collegs, welche in die Ferien gingen, die zweite eine Anzahl von Pensionärinnen aus dem Colleg der Franziskanerinnen zu São Leopoldo; dann kam eine Anzahl von Cadetten aus der Militärschule von Porto-Alegre, dann verschiedene Studentchen aus Pelotas und Rio Grande, die sich in der Provinzialhauptstadt zur Abitu-

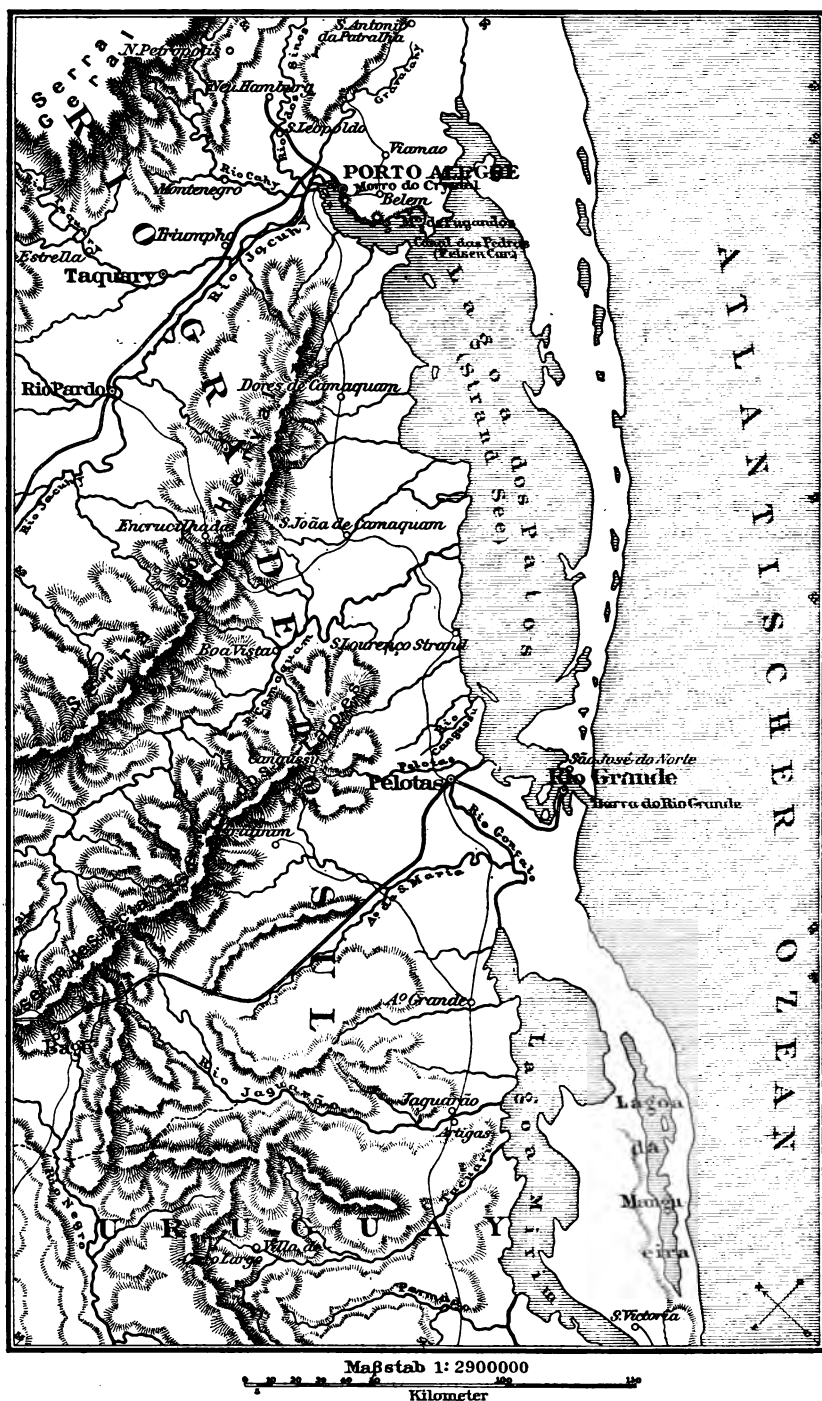


Fig. 1. Karte zur Reise von Porto-Alegre zum La Plata. (Nördliche Hälfte.)

1. Von Porto-Alegre nach Pelotas.

Darüber sind zwei Stunden hingegangen und es ist 4 Uhr geworden.

Im Speisesaal erscheint der Steward mit seiner großen Schelle, stellt sich mit geblasenen Beinen hin und läutet, daß es bis in den letzten Winkel des Dampfers hallt. Wunderbarer Zauber, den dieser Klang ausübt!

Aus den Cabinen heraus, aus den Gängen hervor, vom Pavillon herab und die Stiege herunter eilt alles in Hast dem Salon zu, wo eben das Diner servirt wird. Diese Leute wissen zu rechnen, wenn es sich um die Magenfrage handelt. Im Nu sind alle Plätze besetzt, und wer jetzt noch kommt, der mag sich auf bessere Zeiten vertrösten. Der Dampfer ist eben von Passagieren überfüllt. Die Stewards machen lange Gesichter, und noch längere die, welche mit gutem Appetit herbeigeeilt waren und auch die vollen Schüsseln vor sich dampfen sahen, dann aber aus Mangel an Platz wieder abziehen mußten. Die Schmerzen der letzteren waren leicht zu errathen; den Stewards aber mochte es unbequem sein, daß ihnen nun die Arbeit des Tischdienens zum zweitenmal oblag.

Ich hatte gerade noch ein Plätzchen an der Ecke eines Tisches erwischt. Neben mir saß anspruchslos ein einfach gekleideter Herr, den ich gerne für einen Schullehrer oder einen schlichten Professionisten gehalten hätte. Nachdem ich jedoch einige Worte mit demselben gewechselt hatte, fing ich an, meine Meinung etwas höher zu schrauben.

„Wie sind Sie mit meinem Sohne im Colleg zufrieden?“ fragte er mich.

„Sie haben einen Sohn im Colleg? Wie heißt derselbe?“

„Curico.“

„So sind Sie der Provinzial- und Generaldeputirte Dr. L.“

„Der bin ich.“

Ich hatte es also mit dem Führer der conservativen Partei und sonach mit einem der einflußreichsten Männer der Provinz Rio-Grande do Sul zu thun. Bezüglich seines Sohnes konnte ich demselben sagen, daß letzterer in den Schulen gute Fortschritte machte und sich überdies durch eine große Willensfestigkeit und eine zarte Liebe zu seinen Eltern auszeichnete.

Uebrigens dauerte unsere Unterredung nicht lange. Unter denen, welche keinen Platz am Tische gefunden, waren auch einige Zöglinge und darunter einer, der sich weniger gut als die anderen zu helfen mußte. Diesem räumte ich meinen Sitz ein und begab mich dann wieder aufs Verdeck.

Unterdessen näherten wir uns mehr und mehr der Lagoa dos Patos. Die Ufer des Guahyba verengten sich, und fern ward der Itapuan sichtbar, ein stattlicher Leuchthurm, der, aus Stein und Eisen gebaut, von einem Vorsprung des gleichnamigen Hügels den Eingang in die Lagoa beherrscht. Wir mochten etwa 3 Stunden gefahren sein, als wir denselben erreichten. Nehmen wir an, daß wir in jeder Stunde 10 englische Meilen zurücklegten, und überdies, daß wir stets in gerader Linie voranzuhren, und rechnen

I. Von Porto-Alegre nach Montevideo.

wir die englische Meile zu 1600 m, so erhalten wir $30 \times 1600 = 48\,000$ m oder 48 km. Diese Zahl stimmt nicht mit den Angaben eines vor mir liegenden Atlas, welcher die Länge des Guahyba auf 60 km veranschlagt.

Die Lagoa dos Patos (deutsch „Entensee“), in welche wir jetzt eintraten, ist der größte Binnensee Südamerika's. Man rechnet seine Länge auf 231 und seine Breite auf 60 km. Was den Namen des Sees angeht, so hat man behauptet, derselbe sei durch die Jesuiten veranlaßt, welche sich in alter Zeit bei dem König von Portugal die Erlaubniß erwirkt, die Entenzucht auf der Lagoa in großem Maßstab zu betreiben. — Wer diese Ente zuerst hat fliegen lassen, habe ich nicht ermitteln können. Genug, daß dieselbe sofort als solche erkenntlich ist. Einen See von 13 000—14 000 qkm als Ententeich! Warum haben die Jesuiten nicht gleich den Stillen Ocean zu ihrem Zwecke genommen? — Thatsache ist, daß der See seinen Namen erhielt von den Patos, einem Indianerstamm, der an den Ufern der Lagoa ansässig war.

Das Wasser der Lagoa ist Brackwasser, d. h. mit Meerwasser untermischt, und unterscheidet sich hierdurch von jenem des Guahyba, der reines Flußwasser enthält. Die Uferformation aber ist, so weit mein Auge reicht, ganz dieselbe, wie die, welche wir im Rücken gelassen.

Wiemohl die Lagoa reich an Untiefen ist, welche die Schifffahrt gefährden, so muß sie doch als das Herz des südlichen Theiles der Provinz betrachtet werden. Von ihr aus pulst das Leben durch verschiedene große und kleinere Flußadern in die entlegensten Theile und zu ihr kehrt es wieder zurück. — Ob und wie lange sie diese Bedeutung behalten wird?

Die Mahlzeit war vorüber. Die Passagiere gingen wieder ihren Zerstreuungen nach. Im Salon wurde von neuem gespielt, gesungen und geklatscht.

So ging der Tag herum.

Am Abend stellte sich eine Verlegenheit ein. Bei der großen Anzahl von Mitreisenden war es unmöglich, allen ein bequemes Nachtlager anzuweisen. Die, welche beiziten gekommen waren, bezogen die Kajüten, und jene, welche später eingetroffen, mußten sehen, wo sie unterkamen.

Unter den letzteren waren auch wir.

Rings an den Wänden des Salons befanden sich Sophas. Diese waren in zwei übereinanderlaufende Reihen von Betten umgewandelt und sofort von den Cadetten und Studenten occupirt worden.

Auf einem der äußersten Sophas saßen wir, P. Brugier und ich, während die beiden Scholastiker auf dem Verdeck ihr Nachtlager aufschlugen.

Mehrere Zöglinge kamen, mir ihre Kajüte anzubieten. Jedoch aus verschiedenen Gründen lehnte ich ab. Ich wußte, welchen großen sittlichen Gefahren die Kinder gerade auf dieser Reise ausgesetzt sind, und wollte deshalb da bleiben, wo ich am ehesten eine gewisse Uebersicht behalten und am schnellsten zur Hand sein konnte.

1. Von Porto-Alegre nach Pelotas.

So setzten wir uns also, P. Brugier in den einen und ich in den andern Winkel des Sophas, und schickten uns zur Nachtruhe an.

Ringsum lagen die anderen auf ihren improvisirten Betten. Im Saale war es ruhig.

Da fällt es einem der jungen Bürschchen ein, eine unflätige Bemerkung zu machen. „Bom lembrado!“ (Gut bemerkt!) rief ein anderer. Sofort fing es in allen Ecken und Winkeln an, lebendig zu werden.

Ein lautes Gelächter war das erste. Dann ging ein heilloser Spektakel los — die verschiedensten Thierstimmen wurden nachgeahmt. Hier mäckerde einer wie eine Ziege, dort krächte ein anderer wie ein Hahn, ein dritter gaderte wie eine Henne, wieder andere ahmten Hunde oder Esel nach, was ihnen auch gut gelang. Dabei blieb es nicht. Nun stimmte einer das Dominus vobiscum an, ein anderer sang Oremus und einen Theil einer Oration aus der Todtenmesse, wobei er in der lächerlichsten Weise die zitternde Stimme eines alten Priesters nachahmte. Da war kein Zweifel mehr: der Hohn galt uns.

Die Herrchen hatten eine unbändige Freude an ihrem Bubenpiel und ließen denselben um so freieren Lauf, je mehr es unter dem Schutze der Nacht geschah. Am hellen Tage hätten sie es nicht gewagt.

Soweit die Sache uns betraf, ließ sie mich kalt; vom natürlichen Standpunkt betrachtet war dieselbe ein kleines Reiseabenteuer, und ich konnte nur denken: et haec meminisse juvabit. Im übrigen aber mußte ich mir gestehen, daß bessere und edlere Menschen Schlimmeres erduldet haben; allein ich erinnerte mich der Kinder, die mit uns auf dem Schiffe waren und Aergerniß nehmen konnten, und so war ich bereits entschlossen, bei dem Schiffcommandanten Einsprache gegen den Unfug zu erheben.

In diesem Momente tönte die Stimme eines Knaben: „Ladrões! Ladrões!“ (Spitzbuben, Spitzbuben!) Es war ein Ruf aufs Gerathewohl; allein er brachte eine eigenthümliche Wirkung hervor. Wie mit dem Hahnschrei der nächtliche Spuk, so verstummte mit einemmal der ausgelassene Chor.

Wir konnten nun ruhen; wenigstens war von dieser Seite kein Hinderniß mehr.

Als der Morgen anbrach, näherten wir uns langsam Pelotas.

Droben auf dem Schiffspavillon haben sich die Knaben versammelt und suchten mit sehnenenden Blicken die ersten aufdämmernden Umrisse ihrer Vaterstadt.

Zu unserer Rechten dehnt sich der flache Strand, vom Dünenlande bedeckt. Eine täuschende Insel, auf welcher grasende Rühe gehen, taucht, kaum höher als dieser, aus dem Spiegel des Wassers empor. Ich nenne sie täuschend, weil sie im Grunde nur ein Stück des Festlandes ist, von dem sie vorübergehend durch einen Wasserstreifen getrennt wird. Jetzt prangt sie im grünen

I. Von Porto-Alegre nach Montevideo.

Grasschmuck; allein wenn das Hochwasser kommt, verschwindet sie wie eine versunkene Welt, und die grasenden Kühe und Rinder ziehen sich nach den fernen Höhenzügen zurück.

Wir sind nun in den Rio Gonçalo eingelaufen. In gerader Richtung steuert unser Schiff auf Pelotas zu, das in der Ferne mehr und mehr sichtbar wird. Zwei Kirchen ragen über die Häusermenge empor: die eine im Centrum ist die des städtischen Hospitals und die andere dort am äußersten Ende der Stadt die Pfarrkirche.

Pelotas. Die Stadt liegt am linken Ufer des Flusses São Gonçalo. Im Jahre 1780 befand sich hier nur eine *Xarqueada*, d. i. Schlächtereier und Dörrfleisch-Fabrik. Nach und nach bildete sich um dieselbe eine Gruppe von Hütten und Häusern, welche immer größere Ausdehnung gewann, so daß dieselbe im Jahre 1830 bereits zur Villa und fünf Jahre später zum Rang einer Stadt erhoben werden konnte.

Damals lag diese noch eine gewisse Strecke vom Flußufer entfernt¹, heute reicht sie bis an den Hafen und zählt über 20 000 Einwohner. Der Gonçalo ist im Grunde nur ein Kanal, welcher die Lagoa dos Patos mit der Lagoa Mirim in Verbindung setzt. Er ist großen und kleinen Fahrzeugen zugänglich. Import- und Exportschiffe, Segler und Fluß- und Stranddampfer fahren ungehindert wohl 30 km weit den Fluß hinauf.

Was Pelotas sein Ansehen und seine Bedeutung verleiht, das sind seine *Xarqueaden*, in welchen jährlich zur Betriebszeit, *Safra* genannt, oft über 300 000, ja nahezu 400 000 Stück Rindvieh geschlachtet und zu Dörrfleisch verarbeitet werden. 200—300 Stück in einer *Xarqueada* täglich ist nichts Außergewöhnliches. Einige bringen es sogar auf 400 bis 450. Die Gewandtheit, welche sich einzelne Arbeiter in ihrem blutigen Handwerk angeeignet haben, ist erstaunlich. In weniger als einer Viertelstunde ist unter den Händen eines einzigen, wenn es darauf ankommt, ein Stier geschlachtet, abgehäutet, zerlegt und für das Dörrgerüst fertig.

Laut amtlichen Angaben drückt sich die Menge des in den letzten Jahren auf den Pelotenjer² *Xarqueaden* geschlachteten Rindviehs in folgenden Zahlen aus:

1878—1879 = 385 469 Stück.	1883—1884 = 269 248 Stück.
1879—1880 = 337 450 "	1884—1885 = 291 808 "
1880—1881 = 244 674 "	1885—1886 = 274 393 "
1881—1882 = 273 360 "	1886—1887 = 356 522 "
1882—1883 = 256 330 "	1887—1888 = 302 288 "

¹ Im Jahre 1871 schrieb Wappäus in seinem „Handbuch der Geogr. und Stat. des Kaiserreichs Brasilien“ über Pelotas: „Die Stadt liegt ungefähr $\frac{1}{4}$ Legoa vom Rio S. Gonçalo . . . Die Bevölkerung der Stadt beträgt jetzt 8000 Seelen“ u.

² Außer den *Xarqueaden* von Pelotas gibt es in der Provinz noch einige andere.

1. Von Porto-Alegre nach Pelotas.

Der Ertrag der Karqueaden unterliegt bedeutenden Schwankungen. Ist das Jahr günstig, so kann es dem Karqueadenbesitzer 200 000—300 000, ja eine halbe Million Mark in den Schoß werfen. Ist es aber ungünstig — und das ist der Fall, wenn infolge von Kälte oder Trockenheit das Vieh mißrät, oder wenn äußere politische oder sonstige Verhältnisse die Ausfuhr verhindern, oder wenn z. B. eine oder mehrere Schiffsloadungen mit Karque (Dörrfleisch) zu Grunde gehen —, dann kann der Karqueador auch ebenso viel verlieren, und unter Umständen kann es sein Untergang sein.

In neuester Zeit geht man mit dem Gedanken um, das Fleisch unter dem Einfluß künstlich erzeugter Kälte frisch zu versenden, und es hat sich zu diesem Zwecke eine Gesellschaft gebildet. Jedoch scheint es, daß die Provinz wegen Mangels eines tüchtigen Hafens, wenigstens wenn es sich um transatlantische Ausfuhr handelt, mit den südlichen Republiken nicht concurriren kann.

Es mochte ungefähr 7 Uhr morgens sein, als wir in einiger Entfernung vom Strande die Anker warfen.

Sofort kam eine Menge von Rähnen in buntem Durcheinander auf unsern Dampfer zu und brachten uns einen Schwarm von Menschen, Herren und Damen, an Bord. Es waren die Eltern und Verwandten der Kinder, die mit uns gekommen waren. Glükliche Scenen des Wiedersehens!

Verschiedene Herren nahen sich uns und laden uns in ihre Wohnungen ein. Herr Zambrano, der mit zahlreichem Gefolge erschienen ist, setzt uns besonders zu. Er ist der Vater Rosauero's, eines unserer Zöglinge.

Ein Umstand veranlaßte uns, seinem Drängen nachzugeben.

In Pelotas befindet sich seit einiger Zeit ein Vater unserer Gesellschaft, welcher als Kaplan einer Waisenanstalt zugleich in den Spitälern eine gesegnete Wirksamkeit entfaltet. Diesem einen Besuch zu machen, war ein Act brüderlicher Liebe, und so nahmen wir die Einladung an und stiegen in die Barke.

Am Strande stand eine Reihe netter, ich möchte sagen eleganter Kutschen. Ohne auf das Rufen und Drängen der Kutscher zu achten, welche uns in ihre Wagen einluden, stiegen wir in jenen, den uns Herr Zambrano bezeichnete, während er selbst mit seinem Gefolge einen andern bestieg.

So ging's in die Stadt. Neben uns her ritt auf seinem niedlichen Pony Atilano, Rosauero's jüngerer Bruder.

Die kurze Fahrt durch die Stadt genügte, um mir ein Bild von derselben im großen und ganzen zu geben. Hübsche, neue, meist einstöckige Häuser, durch breite, lichte, rechtwinklig sich schneidende und wohlgepflasterte Straßen auf regelmäßige Quadrate vertheilt, geben derselben ein freundliches und gefälliges Aussehen. Einzelne Gebäude, wie die Wohnung des Staatsraths Maciel und die des Baron Arroho Grande, die von der Familie

I. Von Porto-Alegre nach Montevideo.

Maciel gegründete Freischule (Fig. 3), das Rathhaus u. a., dürften sich kühn in der vornehmsten Straße einer Reichshauptstadt bliden lassen. Die Praça „Pedro II.“, an der wir vorüberfahren, liegt im Mittelpunkte der Stadt und wird, wohl mit Recht, von manchen als einer der schönsten öffentlichen Plätze ganz Brasiliens angesehen.

Im Hause des Herrn Zambrano fanden wir die ganze Familie zu unserer Begrüßung bereit. Dieselbe konnte nicht leicht herzlicher sein.

Als wir darauf uns auf den Weg zu unserm Pater machen wollten, wurde uns die Erlaubniß hierzu nur unter der Bedingung gegeben, daß wir zum Frühstück wieder zurück wären.

„Und wann ist das Frühstück?“

„Wann Sie kommen. Kommen Sie um 9 Uhr, so wird es dastehen;



Fig. 3. Freischule Eilfen Maciel in Pelotas.

kommen Sie um 10 oder 11 Uhr, Sie werden den Tisch gedeckt finden. Ganz wie es Ihnen am bequemsten ist.“

Nach dieser Verständigung geleitete man uns hinaus zu dem Wagen.

War das eine fröhliche Ueberraschung, als uns der Pater in sein Zimmer eintreten sah!

Wir trafen denselben im Hause des Domkapitulars Dr. Canabarro, einem Schüler des Collegium Americanum, welcher Pfarrer von Pelotas und einer der ausgezeichnetsten Priester der Diöcese ist. Vor einigen Monaten war der genannte Pater nicht ohne bedeutenden Druck seitens mehrerer der hervorragendsten Bürger der Stadt telegraphisch nach Pelotas gerufen worden und seitdem von dem persönlichen Verkehr mit seinen Mitbrüdern abgeschnitten.

1. Von Porto-Alegre nach Pelotas.

Im heitern Gedankenaustrausch glitt schnell eine Stunde dahin. Wir erfreuten und erbauten uns an den ersten Früchten der Wirksamkeit unseres Paters, die, wie klein und unbedeutend sie in sich auch sein mochten, doch im Hinblick auf die Vergangenheit als ein großer Erfolg bezeichnet werden mußten. Schon wohnt man eifrig seiner heiligen Messe bei und lauscht aufmerksam seinen Predigten, und was mehr ist, schon stellen sich einzelne zur heiligen Beicht, und Kranke, die sonst ohne priesterlichen Beistand gestorben wären, lassen sich durch ihn auf den Tod vorbereiten.

Als wir in das Haus des Herrn Zambrano zurückkamen, fanden wir den Tisch gedeckt, und eine Mahlzeit wurde servirt, die aber kein bloßes Frühstück, wie man versprochen, sondern eher ein fürstliches Bankett war. Wie viele Gänge aufeinander folgten, wie viele Delicateffen eine die andere überboten, wie viele Weine vorausgingen, bevor der Champagner credenzt wurde — es fiel mir nicht ein, sie zu zählen; doch dürfte die Tafel manches Grafen nicht reicher besetzt sein, als die, auf welcher uns heute das Frühstück servirt wurde. Herr Zambrano ist Spanier, und die Spanier verstehen es, splendid zu sein. Nach Tisch führte uns Herr Zambrano in den Club Commercial. Es ist das imposanteste Gebäude der Stadt. Einer der reichsten Männer der Provinz hatte es zum Zweck einer Privatwohnung erbaut und es war ihn auf 300 Contos (gegen 600 000 Mark) zu stehen gekommen. Nach seinem Tode wurde es versteigert und dem Club Commercial um 50 Contos (100 000 Mark), also $\frac{1}{6}$ des ursprünglichen Werthes, zugeschlagen.

Wir fanden darin außer den Privatzimmern einen großen Lesesaal, einen Ballsaal, Spielsäle, mehrere Billardsäle, Buffets zc. und das alles so geräumig und ausgedehnt, daß man hätte glauben sollen, es sei dasselbe von Anfang an nicht für einen Privatmann, sondern für einen geselligen Verein errichtet worden. Im Lesesaal lagen wohl gegen 20 Blätter und Zeitschriften verschiedener Sprachen und Farben auf. Hier trafen wir eine Anzahl von Herren versammelt, die uns mit brasilianischer Feinheit und Höflichkeit begrüßten.

Außer dem Club Commercial bekam ich diesmal von den Merkwürdigkeiten der Stadt nichts zu sehen. Bezüglich der Kirche des städtischen Hospitals, welches Platz für einige hundert Kranke hat, wurde mir gesagt, daß sie sehr geräumig und geschmackvoll in gotischem Stile erbaut sei.

Als wir wieder nach Hause kamen, standen zwei Kutschen bereit, uns zum Hafen zu bringen. Kurz vor 1 Uhr, der Stunde der Abfahrt, befanden wir uns wieder an Bord.

2. Rio Grande.

Ansicht der Stadt. — São José do Norte. — Der „Rio de Janeiro“. — Die Einwanderer. — Studenten aus São Paulo. — Der Beriberi-Kranke. — Ein Besuch in Rio Grande. — Neue Schiffsgesellschaft. — Noch einmal in Pelotas.

Wie ist das Schiff so einsam geworden!

Die Zahl der Passagiere ist auf ein Minimum zusammengeschmolzen. Nur noch einige Zöglinge unseres Collegs, von denen zwei nach der Kolonie São Lourenço und die anderen nach der Provinz Santa Catharina, ihrer Heimat, gehen, sind zurückgeblieben.

Die Fahrt von Pelotas nach Rio Grande ist reich an Untiefen und Sandbänken und bedarf eines geübten Piloten oder „Practico“, wie man ihn hier zu nennen pflegt.

Unzählige Boias (schwimmende Warnzeichen) und Balizas (eingeramnte Pfähle) bezeichnen den Weg, den das Schiff nehmen muß. Zwischen diesen hindurch windet und biegt sich der Lauf unseres Dampfers, dem einer Schlange gleich, die sich im Gehölz bewegt.

Gegen 4 Uhr dämmerte in der Ferne Rio Grande vor unsern Blicken auf.

Von weitem gesehen hat die Stadt ihren eigenen Reiz, wie überhaupt jedes Stückchen Festland, das vom Meere umgrenzt ist, und wenn es auch nur ein öder, unwirthbarer Felsen wäre. Auf der einen Seite ist es ein Ruhepunkt für unser Auge inmitten des beweglichen Elementes, und auf der andern verleiht ihm der lichtvolle Reflex des Meeres einen ähnlichen Zauber, wie der goldene Rahmen dem an und für sich mittelmäßigen Gemälde. Vielfach aber mag die Freude, welche uns eine von der Meersflut bespülte Landschaft gewährt, neben dem optischen Genuß zugleich in dem Gefühl der größern Sicherheit liegen, das wir unbewußt in der Nähe des Landes verspüren. Kurz, Rio Grande bietet, von ferne gesehen, einen recht anmuthigen, freundlichen Anblick. Die Schiffe, große und kleine, mit ihren Masten und Segeln im Hafen und dahinter den Strand entlang eine Reihe zum Theil recht schöner Häuser ergänzen sich zu einem lieblichen Gesamtbild.

Ueber Ursprung und Geschichte der Stadt finde ich folgende Notiz: Am 19. Februar 1737 hatte der Brigadier José da Silva Paes, von der portugiesischen Kolonie Sacramento herkommend, südlich von der Barra von Rio Grande zwei Militärposten angelegt. Da sich jedoch der betreffende Ort zu diesem Zwecke wenig geeignet erwies, so wurde der Posten auf Befehl des damaligen Generalcapitäns Gomes Freire de Andrade an die Stelle verlegt, wo sich jetzt Rio Grande befindet. Zwischen 1743 und 1747 bildete sich in der Umgebung dieser ursprünglichen Militärstation eine Niederlassung azorischer Kolonisten, welche im Jahre 1745 den Titel einer Villa erhielt und im Jahre 1835 zum Rang einer Stadt erhoben wurde.

2. Rio Grande.

Rio Grande liegt auf einer langgestreckten, flachen und sandigen Halbinsel, welche weit in die Lagoa oder richtiger in den Rio Grande¹ hineinragt. Die Zahl der Einwohner wird auf 20 000 geschätzt.

Während wir uns der Stadt in östlicher Richtung nähern, haben wir zu unserer Linken eine andere Ortschaft in Sicht. Es ist São José do Norte, ursprünglich gleichfalls eine Militärkolonie. Vor Jahren hatte das Städtchen einige Bedeutung und rang sogar eine Zeitlang mit Rio Grande um die Hegemonie. Jetzt ist es ein verlorener Posten. Stets im Kampf mit dem Flugsand, der sich in hohen Dünen umherlagert und es selbst zu verschütten droht, und umgeben von unfruchtbarem Erdreich, auf dem nur die Wassermelone mit gutem Erfolge gepflanzt wird, ist die Stadt dem sichern Untergange geweiht. Schon ist die ehemals auf 2000 angegebene Einwohnerzahl auf die Hälfte herabgesunken, und Gott weiß, wie lange es dauert, dann werden auch diese sich nicht mehr zu halten vermögen. Die große Kirche, welche über den Dächern emporragt, ist ein trauriges Denkmal besserer Zeit.

Unterdessen hat unser Schiff eine gewaltige Curve beschrieben und naht sich vorsichtig im weiten Bogen der Stadt. Jetzt sind wir im Hafen; der Anker fällt; wir liegen dicht vor dem Hafendamm von Rio Grande.

Das erste, wonach wir uns umsehen, ist das Schiff, das uns nach dem Süden bringen soll. Nichts zu sehen! Erst gegen Abend verkündet ein auf einem benachbarten Dach aufgeheiztes Fähnchen, daß es im Anzug sei. Paciencia!

Wieder verlassen zwei Böglinge das Schiff; es sind die, welche nach der Kolonie São Lourenço gehen. Die, welche zurückbleiben, vertreiben sich die Zeit mit Musik; Geige, Piano und Horn kommen heute nicht mehr zur Ruhe.

Für die Nacht war diesmal besser gesorgt: wir bekamen eine hübsche Kajüte. Als wir am folgenden Morgen aufs Verdeck kamen, lag der „Rio de Janeiro“ vor uns. Das war der Dampfer, den wir erwarteten. Um 7 Uhr heißt es: „Uebersteigen!“ Langsam naht sich ein Rachen; diesmal gilt es uns. Wir nehmen Abschied von unsern Santa-Katharinenfern, steigen ein, und bald befinden wir uns an Bord des „Rio de Janeiro“.

Der stolze Dampfer ist aus dem Norden gekommen und führt eine große Anzahl italienischer Einwanderer mit sich. Da ist wieder einmal Leben an Bord. Welch buntes Durcheinander!

Welche Verschiedenheit der Costüme, der Physiognomien und der Affecte, die sich in ihnen spiegeln!

¹ Wo die Lagoa dos Patos den Namen Rio Grande, d. i. großer Fluß, zum erstenmal annimmt, konnte ich nicht recht ermitteln; wie es scheint, von der Insel Gangussú südwärts.

I. Von Porto-Alegre nach Montevideo.

Ich schaue in das Gewirr hinein und mustere die bunten Elemente, von denen einige in träger Ruhe, sei es vereinzelt, sei es in Gruppen geschaart, stets an der Stelle haften, andere in steter Bewegung zwischen den Massen sich durchdrängen und bald hier bald dort wieder aus denselben auftauchen.

Hier ist ein Mann rüstig daran, seine Kleinigkeiten zu ordnen. Auf seinem Gesicht liegt ein Ausdruck von ernster Entschlossenheit. Es ist, als läse man darin: „Der Schritt ist gethan; zurück geht es nicht mehr; also voran“. Dort ist ein anderer, der scheint es leichter zu nehmen. In gemüthlicher Laune, als gäbe es für ihn nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren auf dieser Welt, sucht er seine sieben Sachen zusammen, wirft einem Bekannten im Vorbeigehen eine schelmische Bemerkung zu oder antwortet auf die Frage eines andern, ohne dabei seine ruhige Geschäftigkeit zu unterbrechen. Dort stehen andere in Gruppen an der Oeffnung des Schiffsraumes und erwarten den Augenblick, da der lärmende Kraken ihre Habseligkeiten aus der Tiefe emporzieht. Es sind diejenigen, welche Brasilien als ihre neue Heimat erkoren haben und sich anschicken, nach den blühenden italienischen Kolonien der Provinz Rio Grande do Sul zu gehen, während die anderen ihre Fahrt nach dem Süden, nach Montevideo und Buenos Ayres fortsetzen.

Wieder andere stehen ohne Initiative umher; sie scheinen nicht recht zu wissen, was aus ihnen werden soll, und nur auf den Moment zu warten, da andere ihnen die Bewegung geben, die sie selbst sich nicht zu geben vermögen.

Auch unter den Frauen herrscht große Verschiedenheit. Einige sind rege und thätig, kommen mit Eimern, schleppen Wasser herbei, bringen Gefäße und scheinen das Frühstück bereiten zu wollen. Andere halten den zappelnden Säugling unter den frischen Strahl des Schiffbrunnens, unbekümmert um das laute Geschrei des kleinen Weltbürgers, der mit Händen und Füßen gegen das frühe Bad protestirt. Wieder andere sitzen gedankenvoll auf dem Treppenkasten, den Blick voll Besorgniß in die Zukunft gerichtet.

Vor allem fällt mir eine noch junge Frau auf, welche abge sondert von den anderen auf einer Erhöhung des Schiffbodens sitzt. In ihren Armen ruht ein Kindlein, das sie ans Herz drückt, und auf ihrem Antlitz ein Ausdruck von unaussprechlichem Weh. Was mag es sein, das ihre Seele bewegt? Ist es der Gedanke an die Heimat, die sie verlassen hat? Ist es die Besorgniß um die Zukunft, der sie entgegengeht? Hat sie unterwegs ihren Gatten und mit ihm ihre Lebensstüße im fremden Lande verloren, oder ist es sonst ein geheimes Familientreuz, das auf ihrer Seele lastet? Ach, auch diese friedlichen Völkerwanderungen haben ihre Katastrophen! Wie viele aus diesen armen Leuten sind es, welche die harte Hand der Noth aus ihrer Heimat hinausgestoßen hat, und die nun alles, was ihnen

lieb und theuer war, das Häuschen, das sie bewohnt, die Scholle, die sie gepflügt, die Blumen, die ihr Gärtchen geziert, den frohen Sang der Vögel, der ihnen von Flur und Dach entgegenscholl, verlassen müssen, um sie mit einer Gegend zu vertauschen, wo ihnen alles neu und fremd ist, wo sie andere Menschen, andere Sitten, andere Fluren, andere Blumen, ja selbst andere Sterne finden, wo die Menschen eine andere Sprache, die Glocken andern Klang und die Vögel andere Lieder haben.

Doch der Ausdruck des Schmerzes, der auf jenem Antlitz liegt, ist kein verzweifelter; er ist mit einem unbeschreiblichen Etwas frommer, christlicher Ergebung gemischt, der ihn mildert und — ich möchte sagen — verklärt.

Unterdessen setzt sich der „Rio Paraná“, mit dem wir gekommen sind, in Bewegung und geht nach dem Norden. Unsere Zöglinge winken uns das letzte Lebwohl zu und steuern hinaus in die See. Der „Rio de Janeiro“ aber, auf dem wir uns befinden, bleibt ruhig vor Anker liegen.

Beim Frühstück komme ich neben drei junge Herren zu sitzen, welche meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Zwei derselben sind Studenten des Rechts, die eben von der Akademie São Paulo kommen, um ihre Ferienzeit daheim zu verbringen.

Sie sind, wie wohl so ziemlich alle Studenten von São Paulo, Republikaner und machen daraus ebenso wenig ein Hehl, wie die Cadetten der Militärschule, die ihren Republikanismus öffentlich zur Schau tragen.

Die Regierung macht wenig Aufhebens daraus. Sie scheint die Sache für ungefährlich zu halten, wohl, weil sie auf die Masse des Volkes vertraut. Sie könnte sich täuschen; denn man fährt fort, auf künstlichem Wege den Boden für die republikanische Saat zu bereiten¹.

Der dritte Herr hatte ein äußerst jugendliches Aussehen. Da derselbe in Civil erschien, hielt ich ihn gleichfalls für einen Studenten oder irgend einen niedern Verwaltungsbeamten. Ich hatte mich getäuscht. Der junge Herr war Seeofficier und hatte bereits seine Probereise um die Welt, sowie verschiedene andere große Reisen gemacht. Später lernte ich denselben näher kennen und entdeckte in ihm einen äußerst bescheidenen und liebenswürdigen Charakter. Die beiden Studenten bestiegen nunmehr einen andern Dampfer, den „Itapuan“, der im Hafen bereit lag, und fuhren nach Porto-Alegre, während der Marineofficier von da ab unser treuer Begleiter blieb.

Gegen Mittag saß ich im Schiffsalon. Ich weiß selbst nicht mehr, was mich gerade beschäftigte. Da hörte ich den Fall eines schweren Gegenstandes. Ein menschlicher Körper rollt die Treppe herunter und bleibt unten vor der letzten Stufe liegen.

Von allen Seiten eilt man zu Hilfe. „Was ist's? was gibt's?“

¹ Kurze Zeit nachher hat in Brasilien die Republik thatsächlich gefiegt.

Ein armer Jüngling in der Blüte der Jahre, welcher das Veriberi hat, liegt hilflos am Boden.

Nicht jeder Leser wird wissen, was man unter Veriberi versteht. — Es ist eine überaus bemitleidenswerthe Krankheit, welche übrigens nicht bloß in Brasilien, sondern auch in verschiedenen anderen Ländern, besonders in Malabar, Ceylon und auf den Antillen auftritt und die von ihr befallenen Kranken in einen Zustand des äußersten Elends versetzt. Einschlafen der Gliedmaßen, Abnahme der Hautempfindung, allgemeine Schwäche verbunden mit den heftigsten Schmerzen, Wassergeschwulsten, Blutarmuth, Unverdaulichkeit und gänzliche oder theilweise Lähmung der Glieder sind die charakteristischen Zeichen dieser Krankheit.

Je nachdem Lähmung oder Geschwulst vorherrschen oder beide Symptome sich gleichzeitig einstellen, unterscheiden die Aerzte drei Formen dieser Krankheit: die paralytische, die ödemische¹ und die gemischte. Der Kranke, bei welchem sie in der ersten Form auftritt, ist ein wahres Bild des Jammers. Alle Glieder: Arme, Beine, Hände, Füße, selbst die Finger versagen ihm den Dienst. Er will sich stellen und bricht zusammen; er will sich stützen und knickt auf die Seite; er greift nach einem Gegenstand, und dieser entfällt seiner Hand, die unfähig ist, die Finger zu schließen. Dazu kommen andere Zufälligkeiten: unwillkürliche Bewegungen der Hände und Füße wie von Tanzenden, Zuckungen, Verrenkungen, Athmungsnoth und herzerreißende Schmerzen, sowie andere Leiden, welche alle schließlich durch einen qualvollen Erstickungstod ihr Ende finden.

Bei der zweiten Form tritt, wie schon gesagt, die Erscheinung der Geschwulst in den Vordergrund. Diese befüllt entweder bloß einzelne Theile des Körpers, besonders die Beine, oder dessen Gesamtheit, und das mitunter in einem Maße, daß derselbe das Doppelte seines ursprünglichen Umfangs angenommen zu haben scheint. — Schmerz, Athmungsnoth, äußerste Schwäche und überdies eine Art von Verzweiflung begleiten auch diese Form.

Die dritte Form endlich schließt, wie oben bemerkt, die Symptome der beiden anderen in sich, sei es nun, daß diese gleichzeitig oder nacheinander sich einstellen. Glücklicherweise treten diese drei Formen nicht immer in ihrer schlimmsten Gestalt, sondern oft in geringeren Abstufungen auf.

Was die Ursache des Veriberi angeht, so führt man dieselbe auf eine Art Blutvergiftung zurück, welche durch den Genuß ungesunden Trinkwassers veranlaßt sei.

Ein eigentliches Heilmittel gegen die Krankheit gibt es nicht; schnelligste Ortsveränderung wird als einziges Rettungsmittel angesehen.

Der bedauernswerthe Jüngling, welcher dort die Treppe heruntergestürzt,

¹ Οδημα, Geschwulst.

2. Rio Grande.

gehörte einer wohlhabenden Familie aus Magoas an und befand sich eben fern von seiner Heimat in Rio de Janeiro, als er von der tödtlichen Krankheit befallen wurde. — Sofort hatte er seine Habseligkeiten zusammengepackt, einen Bedienten genommen und war nach dem Süden gereist. — Sein Weg ging nach Montevideo. — Schon hatte er eine Besserung verspürt und, wie es scheint, im Vertrauen hierauf, sich mit Hilfe seines Stodes bis zur Treppe geschleppt, als ihn die Kraft verließ. — Zum Glück hatte sein Fall mehr Erschreckendes für die Zuschauer als Unheilbringendes für ihn selbst. Einige unbedeutende Contusionen am Kopf — das war alles.

Auf unserer Weiterreise lernten wir den jungen Mann näher kennen; es war eine einfache, treuherzige Seele, der man nur Eines hätte wünschen mögen: das Glück einer guten, christlichen Erziehung.

Nachmittags machten wir, P. Brugier und ich, einen Gang durch die Stadt Rio Grande. — Wir hatten zwei Besuche abzustatten: den einen bei dem Pfarrer des Orts, den andern bei der Familie zweier unserer Zöglinge.

Wie einsam ist doch Rio Grande, wenn man es mit Pelotas oder gar mit Porto-Alegre vergleicht! — Die Straßen sind menschenleer, und der Tramway, der eben vorüberrollt, hat keine Passagiere. — Bei Wappaus lese ich in dem oben erwähnten Buch: „Rio Grande ist ausschließlich Handelsstadt und bildet den ersten Seehafen der Provinz. Der Verkehr ist lebhaft, und bieten die Hafenquais das bunte Bild eines belebten Seeplatzes dar.“ — Von all dem sehe ich nichts. — Ist es die Hitze des Tages, welche den Hafen und die Straßen so einsam macht, oder ist es wahr, was man sagt, daß Rio Grande den Krebsgang geht?

Leider ist letzteres der Fall.

Die Einfahrt in den Hafen bietet zu große Schwierigkeiten und entmuthigt die Schifffahrer; wenn es je geschehen sollte, was schon viel — geplant worden ist, daß ein Hafen im Norden der Provinz eröffnet würde, wäre es um Rio Grande geschehen.

Wir sind eine Strecke gegangen, da kommt eine Kartoffel hinter uns hergeschlagen. „Gilt es mir oder gilt es dir?“ — P. Brugier wurde am Knie und ich am Fuße gestreift. — Nicht übel. — Es gibt also doch noch mehr Leben in den Straßen von Rio Grande, als ich vermuthet hatte. — Man muß es den jungen Leuten nicht verargen, wenn sie nach einer halbtägigen Langweile hinter der Theke schließlich auf einen geistreichen Gedanken verfallen. Der, welcher uns die Kartoffel nachgeworfen, glaubte gewiß, einen genialen Streich ausgeführt zu haben, und lachte wohl noch lange danach.

Ob ich mich täusche? Allein in keiner Stadt der Provinz fiel mir die frivole Geringschätzung des Priesters so sehr auf, wie in Rio Grande.

Unser Besuch bei dem Pfarrer der Stadt war kurz. Domkapitular Dr. Veras ist ein schon bejahrter, würdiger und sehr gebildeter Priester.

Auf dem Rückweg kamen wir an der Alfandega (dem Zollhaus) vorbei. — Es ist ein sehr ausgedehntes Gebäude. Sieht man den Thurm, so möchte man es für eine Kirche halten. Allein ein Blick in das Innere genügt, um den Irrthum zu zerstreuen.

Unsere beiden Zöglinge trafen wir nicht zu Haus, dafür aber den Onkel derselben, einen *Chefe de Esquadra*, d. i. einen Marineofficier vom Range eines Contreadmirals. Er ging in Civil, und nur der bestimmte Ton seiner Sprache sowie eine etwas strammere Haltung in seinem Außern ließen den Soldaten in ihm vermuthen. Er unterhielt sich recht familiär mit uns und erkundigte sich angelegentlich nach den Einrichtungen unseres Collegs, für das er ein großes Interesse zeigte.

Auf unser Schiff zurückgekommen, machte ich eine neue Entdeckung.

Es befand sich auf demselben eine noch ziemlich junge Dame, die mir schon am Morgen durch ihr resolutes, officirmäßiges, ich möchte sagen, emancipirtes Wesen aufgefallen war. Da man mir sagte, daß sie eine Deutsche sei, dachte ich nicht anders, als daß sie wohl eine Berlinerin sein müsse. Nun aber entpuppte sie sich als eine biedere Schwäbin. — Bisher hatte dieselbe die Stelle einer Hauslehrerin in einer brasilianischen Familie bekleidet und dabei erfahren, was es heißt, brasilianische Buben bändigen. — Armes Wesen! Wie viele Schimpfwörter und vielleicht wie viele Püffe mochte sie mit in den Kauf genommen haben!

Einen einzelnen Jungen erziehen, der an keine Zucht und Ordnung gewöhnt ist, das ist eine schwere Sache. Es ist doppelt schwer, wenn es im elterlichen Hause, unter den Augen der Eltern geschieht und der Erzieher an diesen keine Stütze hat. Da steht der kleine Flegel auf seinem eigenen Boden und sieht sich Mann gegen Mann seinem Lehrer gegenüber.

In einem geordneten Colleg, wo sich bereits eine Anzahl gut disciplinirter Knaben vorfindet, da geht es dem eintretenden Zögling zumeist wie dem Antäus der Alten, den Herkules vom Boden emporgehoben; er verliert wenigstens einen Theil seiner Widerstandsfähigkeit. Das Beispiel der Menge, welcher er als kleiner Bruchtheil gegenübersteht, reißt ihn fort. — Er weiß überdies, daß die Anstalt seiner nicht bedarf und daß er unter Umständen mit Schimpf davongejagt werden kann.

Bei der Lehrerin liegt der Fall umgekehrt: da ist der Knabe der Herr, und sie ist die Fremde, und wenn es schließlich darauf ankommt, daß einer das Haus verlassen muß, dann kann nur sie es sein.

Von einem Herrn, dem die junge Dame ihre Geständnisse gemacht, erfuhr ich später, daß dieselbe wirklich während ihrer Lehrerinnen-Saufbahn die bittersten Pillen hatte verschlucken müssen. Damals ging ihre Reise nach Cordoba in Argentinien, wo ihr Bruder Professor an der Hochschule ist. — Muth gehört für eine Dame viel dazu, solche Reisen allein zu machen!

2. Rio Grande.

Die Stunden an Bord gingen gemach vorüber. Piano und Gesang fehlten auch heute nicht, und als die Zeit kam, uns zur Ruhe zu begeben, brauchten wir um die Schlafstätte nicht verlegen zu sein, da man uns eine Kajüte für sechs Personen gegeben.

Des folgenden Morgens war man auf dem Schiffe früh munter. Schon um 4 Uhr begann das Laufen und Rennen, Heben und Schieben, Raffen und Kollern; wir rüsteten uns also zur Abfahrt.

Etwa ein Viertel vor Acht befanden wir uns wieder in Pelotas.

Das einzige, was uns diese Fahrt Neues bot, war, daß wir nun selbst für uns sorgen mußten und die Preise für Barke und Kutsche aus eigener Erfahrung kennen lernten. Man zahlt für die Ueberfahrt an das Land 2 Milreis (etwa 4 Mark) und ebensoviel für den Wagen.



Fig. 4. Pfarrkirche in Pelotas.

Wir fuhren diesmal direct zum Hause des Pfarrers, wo wir auch unsern Vater trafen. P. Brugier las bei den Franziskanerinnen die Messe und ich in der Pfarrkirche (Fig. 4). So bekam ich letztere zum erstenmal zu sehen.

Die Wahrheit zu sagen: erbaut hat sie mich nicht; drei Dinge sind daran auszusetzen: ihre Form, ihre Größe und ihre Lage. Ihre Form läßt viel zu wünschen übrig; von architektonischer Schönheit kann keine Rede sein. Dazu ist sie viel zu klein: für 20 000 Seelen eine einzige Kirche! Und überdies liegt sie noch am äußersten Ende der Stadt.

Als wir nach der heiligen Messe ins Pfarrhaus zurückkamen, lud uns Dr. Canabarro mit vieler Liebe zu einem stärkenden Frühstück ein. Nach demselben ging es zum Dampfer zurück.

Um 12 Uhr fuhren wir von Pelotas ab und etwas nach 3 Uhr befandert wir uns wieder im Hafen von Rio Grande.

3. Meerfahrt.

Der Morgen im Hafen. — Eine Ovation. — Die Signalboote. — Atalaia. — Flaggenprache. — Der Practico. — Die Barre von Rio Grande. — Untergang des „Rio Apa“. Der Hobometer. — Die Küste von Uruguay. Schiffsräthe. — Leuchttürme. — Das Rebellhorn. — Meerleuchten. — Der Rio Jaguarão. — Flores. Die Sanitätsflagge. — Im Hafen.

Der Morgen ist heute herrlich aufgegangen. In milchdem Blau prangt der Himmel, und die weite Flut liegt spiegelglatt zu unsern Füßen.

Auf den Schiffen, welche am Strande gedrängt und seeeinwärts vereinzelt liegen, herrscht reges Leben. Hier wird gewaschen, gescheuert, gepuht; dort werden die Vorbereitungen zum Frühstück getroffen. Hier zieht man die Tawe ein, mit denen das Schiff an die Boje befestigt ist; dort ordnen stämmige Matrosen die Segel zur Abfahrt. — Auf jenem Segler zur Rechten klettert ein blökendes Schaf über die Unebenheiten des Verbeds, als suche es auf seiner öden Insel nach Futter, und auf dem andern dort gerade vor mir kommt eben ein munterer Pudel mit raschen Sätzen aus dem Innern des Schiffsraums, legt seine Tazen über den Rand, bellt einigemal kräftig und fed über die Flut und verschwindet dann ebenso fröhlich wieder, wie er gekommen.

Dort zur Linken weitaus liegt ein kleiner Kriegsdampfer. Zahllose Wimpelfähnchen hängen eines neben dem andern von stramm gespannten Tauen hernieder und geben demselben ein festliches Aussehen. Was soll das bedeuten? Feiert man irgend ein Galafest oder befindet sich ein hoher Officier der Admiralität in dem Hafen? Beides ist der Fall; denn morgen (2. December) ist der Geburtstag des Kaisers, und im Hafen befindet sich ein hoher Officier, der heute nach dem Süden geht. Allein jene Fähnlein haben nichts damit zu thun. Daß sie ausgehängt sind, hat einen sehr prosaischen Grund. Sie sind gestern gewaschen worden und werden jetzt getrocknet. Die Ordnung, in der sie aufgehängt sind, ist keineswegs willkürlich, sondern genau vorgeschrieben, und es könnte eine Mißachtung derselben zu nationalen Conflicten führen und dem Commandanten des Schiffes fatal werden.

Doch was sehe ich? Während ich noch mit der Betrachtung des Hafens beschäftigt bin, hat man bereits das Schiffstau gelöst. Die Kette, welche unsern Dampfer an die Boje fesselte, fällt klirrend in die Flut, und wir treiben hinaus dem Meere zu.

Das geht langsam und vorsichtig! Und mit gutem Grund. Das Wasser hat hier kaum mehr als 3 m Tiefe und an den meisten Stellen noch

3. Meerfahrt.

weniger, und da heißt es, sich den Weg zwischen den Untiefen suchen, ohne in einer der letzteren aufzufahren.

Wir sind noch nicht lange unterwegs, da ertönt vom Ufer Musik. Auf einer Schiffsbrücke steht eine Bande uniformirter Musikanten. Dahinter erhebt sich in einiger Entfernung ein Gebäude mit hoher Treppe, und auf dem freien Platz zwischen der Schiffsbrücke und diesem steht in Reihen geordnet und in militärischer Haltung eine Schaar von Knaben, während am Strande hoch oben in den Raen eines Schiffes ebenfalls in Reihen sich eine Zahl Matrosen aufgestellt hat.

Sobald der Rio de Janeiro in die Nähe der Brücke kommt, da schallt droben von dem Maste herab und drüben vom Spielplatz der Knaben herüber ein donnerndes „Viva!“ das sich in Zwischenräumen, wie auf ein gegebenes Zeichen, wiederholt, während die Musik es mit ihren Klängen begleitet.

„Seltsam!“ dachte ich. „Wir haben doch niemand an Bord, dem diese Ovation gelten könnte.“ Doch unser junger See-Officier wird uns die Sache erklären können. Dort kommt er eben in Gala gekleidet, in schwarzgrünem Waffenrock, den blendend weißen Korkhelm auf dem Kopf und den kurzen Säbel an der Seite.

„Sehen Sie dort“, versetzt er uns, „den hochgewachsenen Herrn in Civil, mit dem einfachen Stülpmützchen, der so gravitatisch auf dem Verdeck auf und nieder schreitet? Es ist ein Chefe de Esquadra, der eben auf einer Visitationsreise nach den südlichen Häfen begriffen ist. Die Anstalt dort drüben ist eine Marineschule, und die Manifestation gilt ihm.“

Bei dieser Gelegenheit ist eine Bemerkung über die Rangstufen des brasilianischen Marine-Officierscorps am Platz. An der Spitze der Kriegsflotte steht der Admiral; unter diesem zunächst stehen zwei Viceadmiräle; auf diese folgen die Chefes de Esquadra, deren die Marine Brasiliens vier zählt.

Doch was soll das kleine Boot dort mit den vielen bunten Fähnlein, das so rasch über den Wasserspiegel dahinfährt? Es ist eines der Signaiboote, welche täglich die verschiedenen Stellen der Einfahrt sondiren und den Befund des Wasserstandes vermittelt der Fähnlein an die Alalaia telegraphiren müssen. Bereits befinden wir uns in der Barre, der berühmtesten Barre von Rio Grande.

Der Leser fragt: „Was ist die Alalaia?“

Wir fahren eben zwischen zwei Landspitzen hindurch in das offene Gewässer. Drüben zur Linken ragt ein stattlicher Leuchthurm, dessen gegen 30 m über dem Meerespiegel liegendes Drehlicht bei klarem Wetter 25—30 Seemeilen weit sichtbar ist. — Von diesem in südwestlicher Richtung liegt 91 m entfernt ein anderer Thurm, welcher von den Signalschiffen die Mittheilungen des Wasserstandes erhält und dieselben dann

an die einlaufenden Schiffe weitergibt. Dieser Thurm ist die Atalaia oder der Wartthurm.

Kommt ein Schiff von ferne in Sicht, das in den Hafen von Rio Grande einlaufen will, so gibt es zuerst der Atalaia seinen Tiefgang an. Der Wächter auf der Atalaia, welcher durch die Signalboote die Tiefe des Wassers kennt, weiß nun sofort, ob das betreffende Schiff einlaufen kann oder nicht, und gibt die Antwort zurück: „Ja“ oder „Nein“.

Die ganze Correspondenz zwischen Signalboot und Atalaia, Atalaia und Schiff wird vermittelt der Fähnlein geführt, welche alle, sowohl einzeln wie in verschiedenen Verbindungen, ihre besondere Bedeutung haben. Zahlen, Buchstaben, Worte und Sätze, Fragen und Antworten, bejahende und verneinende — alles wird durch die bunten Flaggen ausgedrückt. Für besondere Fragen existirt ein eigenes Lexikon, das zur gegenseitigen Verständigung nachgeschlagen werden kann.

Die Ursachen, welche neben Ebbe und Flut den beständigen Wechsel des Wasserstandes an der Barre veranlassen, sind zwei: der Wind und die unter der Wasserfläche sich vollziehenden Sandverschiebungen. Was die erste dieser Ursachen angeht, so ist der Wind für die Einfahrt günstig, wenn er von Südosten kommt, da er alsdann das Meerwasser landeinwärts treibt und das im Ausfluß begriffene Wasser der Lagoa staut.

Was aber die Verschiebungen des Sandes betrifft, so gehen dieselben ganz unmerklich vor sich und können unter Umständen eine gänzliche Verlegung der Fahrstraße bewirken. Sie sind es, welche die täglichen Sondirungen nöthig machen.

Will ein Schiff ein- oder auslaufen, so nimmt es einen sogen. „Practico“ an Bord, welcher die jeweiligen Veränderungen genau kennt und danach den Lauf des Schiffes lenkt. Die Signalboote helfen dabei.

Traurig ist es, wenn ein Schiff, das im Hafen liegt, drei, vier, fünf Tage und länger auf günstigen Wasserstand warten muß, um in See zu gehen; aber unergleichlich trauriger, wenn es ebenso lang draußen vor der Barre hält und nicht in den Hafen einfahren kann. Wehe, wenn es da vom Sturme gepackt wird!

Man nennt da den „Rio Apa“ neben mir. Ja, der Rio Apa ist noch nicht vergessen.

Am 11. Juli vorigen Jahres erschien dieser Dampfer hier vor der Barre, 107 Passagiere, die auf dem Zwischendeck nicht eingerechnet, an Bord führend. Es war nachmittags 2 $\frac{1}{2}$ Uhr, als er Einlaß verlangte. Die Einfahrt war mit Schwierigkeiten verbunden, und der Hafencapitän konnte nicht sofort zur Stelle sein, um Hilfe zu bringen. Kurz darauf trat Nebel ein, während zugleich ein schauerlicher, zwölf Stunden andauernder Wirbelsturm den Dampfer erfaßte.

3. Meerfahrt.

Jetzt war es für die Hilfe zu spät.

Als der Sturm sich legte, suchte man den „Rio Apa“. Wo ist er? Nirgends war er zu sehen. Tage der größten Erregung und peinlichsten Befürchtungen gingen dahin. Aus verschiedenen Gegenden kamen Nachrichten von anderen Schiffen, die der wüthende Orkan zu Grunde gerichtet hatte. Man nannte den englischen Dampfer „Cabour“, der etwa 30 Meilen nordwärts von Rio Grande gescheitert war; man nannte die „Guilhermine“, die auf der Fahrt nach Rio de Janeiro Schiffbruch gelitten; man nannte den Schooner „Ebora“, das englische Schiff „Coleridge“, den deutschen Schooner „Refert“, und den „Rio Jaguarão“, einen der neuesten und schönsten Dampfer der Companhia nacional, der ausgelaufen war, den „Rio Apa“ zu suchen — von allen wußte man, daß sie gescheitert waren; nur vom „Rio Apa“ wußte man nichts.

Da kamen die ersten Trümmer und danach die ersten Zeichen geschwommen und ließen über das Schicksal des Dampfers keinen Zweifel mehr: er war — untergegangen.

Eine Reihe hervorragender brasilianischer Familien hatten ihre theuersten Mitglieder zu beweinen. Auch der österreichische Consul war unter den Opfern. Den tragischsten Eindruck aber machte der Tod eines Vaters, der mit seinen acht Kindern zu Grunde gegangen war.

Unterdessen haben wir die Barre hinter uns. Vor uns liegt das Meer.

Das Meer, das Meer! Ich seh' das Meer
Vor meinem Blick sich dehnen,
So tief, so unbegrenzt und hehr,
Wie meines Herzens Sehnen.

Ich laß' die Blicke schweifend gehn
Und stehe still betroffen
Vor dem, was sie verschlossen sehn,
Vor dem, was ihnen offen.

O tiefes Meer! wie reich bist du
An Räthseln und an Schätzen!
Nacht hüllt sie ein, du stellst dazu
Als Wächter das Entsetzen.

O Meer, das jezt in Freud' und Fried'
Gleich einem Kinde träumet,
Und eh' das Herz sich des versteht,
In Wuth und Wogen schäumet:

Wie mancher kam, der sorgenlos
Gehofft, geliebt, gerungen!
Der sich gewiegt auf deinem Schoß
Und du — hast ihn verschlungen!

I. Von Porto-Alegre nach Montevideo.

Dort ruhn sie auf dem tiefsten Grund,
Von keinem Strahl beschienen;
Kein Laut bringt mehr von ihnen Rund';
Die Flut tanzt über ihnen.

Daß heut jed' böses Spiel beiseit,
O Meer, laß Arg und Toben,
Und gib uns gastliches Geleit,
Dann wollen wir dich loben.

Unser Practico hat einen Kahn bestiegen und steuert dort in der Ferne auf die Atalaia los.

Von der See aus kommt uns ein leichter Nebel entgegen, welcher sofort eine große Besorgniß bei einigen Passagieren hervorruft. „Behüte uns Gott, daß er nicht dichter wird. Nebel zur See ist nicht minder zu fürchten als Sturm.“

Sobald wir in die eigentliche See eingelaufen, erscheint alsbald auf dem Verdeck ein Officier mit dem Hodometer, d. h. Wegmesser (ὁδός, μέτρον), den er am Geländer des Schiffshintertheiles befestigt. Wir wollen uns dieses Instrumentchen etwas näher betrachten.

Außerlich möchte man dasselbe für eine Art Weckuhr ansehen. Auf der dem Schiffe zugekehrten Seite befindet sich ein Zifferblatt mit einarmigem Zeiger, das in der Mitte oben die Nummer 100 und von da an nach rechts in gleichen Abständen die Nummern 10, 20, 30 bis 90 führt. An der von dem Schiffe abgekehrten Seite aber befindet sich ein um sich selbst drehbarer Haken, an welchem ein langes Seil eingehängt ist. Letzteres trägt an seinem freien Ende eine geflügelte Schraube, d. h. einen Messingegel, auf welchem vier Flügel so angebracht sind, daß derselbe beim Durchgang durchs Wasser gezwungen ist, sich um sich selbst zu drehen. Die Umdrehungen übertragen sich zunächst auf den Strick und den Haken, an welchem derselbe befestigt ist, durch diesen aber auf ein im Innern des Uhrgehäuses befindliches Räderwerk und bewirken so das Voranschreiten des Zeigers. Die innere Einrichtung des Instrumentes ist ähnlich der einer Gasuhr und beruht auf dem Princip, daß einer bestimmten Anzahl von Umdrehungen des Schraubenkegels eine bestimmte zurückgelegte Strecke entspricht. Auf Grund dieses Principes ist das innere Uhrwerk so eingerichtet, daß das Fortschreiten des Zeigers von einer Nummer auf die nächste jedesmal eine Wegstrecke von 10 Meilen markirt. Das Hodometer unterscheidet sich von dem sogen. Log dadurch, daß letzteres nur von Zeit zu Zeit ausgeworfen wird, während jenes ununterbrochen seine Arbeit thut. Aus diesem Grunde gibt das Log auch nur die momentane Schnelligkeit an, die es eben zur Zeit der Messung hat, und wenn man dann für den folgenden Lauf dieselbe Geschwindigkeit annimmt, so ist dabei vorausgesetzt, daß die äußeren Bedingungen der Schnelligkeit, Wind, Strömung zc., sich unterdessen ebenfalls gleich geblieben sind.

3. Meerfahrt.

Das Odometer dagegen gibt fortlaufend die zurückgelegte Strecke an, und will ich wissen, wie groß die Durchschnittsgeschwindigkeit des Schiffes in einer Stunde ist, so brauche ich nur die Anzahl der zurückgelegten Meilen durch die Anzahl der Stunden zu theilen, die es gelaufen. Unsere Fahrt bewegt sich stets nahe der Küste hin, die wir, obgleich sie durchweg flach und eben ist, ununterbrochen als einen fernen, gelblichen Streifen am äußersten Horizonte gewahren (Fig. 5).

Was uns jetzt noch von lebenden Wesen umgibt, beschränkt sich auf einige Delfphine, welche in kleineren oder größeren Abständen von unserm Dampfer ihre lustigen Sprünge machen, und die sanft sich über dem Wasser-

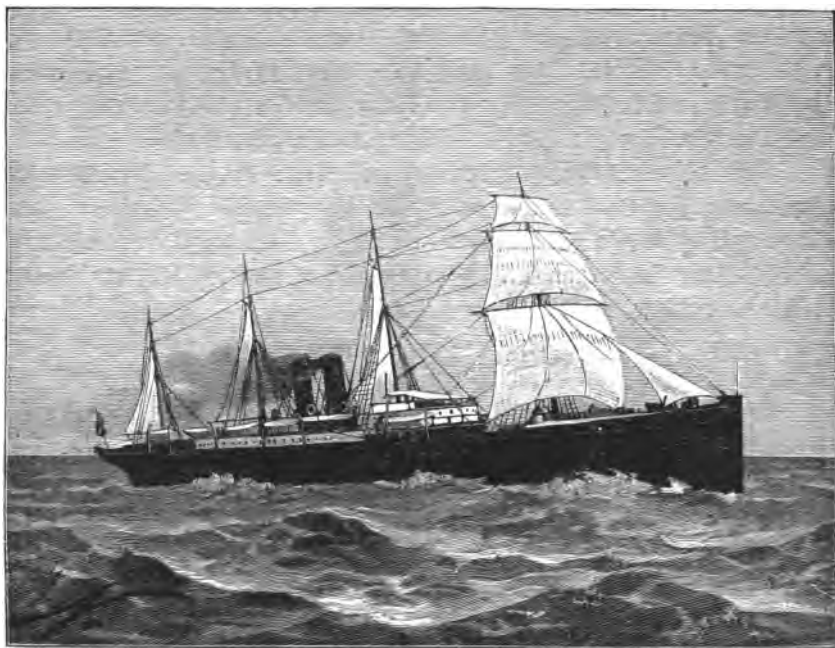


Fig. 5. Fahrt längs der brasilianischen Küste.

spiegel wiegenden Möven, die treuen Begleiter der Schiffe. Dann und wann kommt wohl auch ein vom Winde verschlagener oder in der Wegrichtung irre gewordener Landbewohner zu uns, der auf dem Verdeck einen Zufluchtsort sucht: jetzt eine scheue Libelle, jetzt ein metallglänzender Käfer, jetzt auch ein Schmetterling, die sich müde auf dem Dampfer niederlassen.

Eine Zeitlang fahren wir die brasilianische Küste entlang, bis wir dem Ausfluß des Chuy gegenüber kommen.

Der Chuy ist ein kleiner Fluß, der im vorigen Jahrhundert die Grenze zwischen dem spanischen und portugiesischen Gebiete bildete und gegenwärtig das brasilianische von dem orientalischen (uruguayianischen) Besizthum trennt.

I. Von Porto-Alegre nach Montevideo.

Noch stehen dort die Ruinen zweier Festungswerke, São Miguel und Santa Thereza, welche bei klarem Wetter auf 10 Meilen Entfernung sichtbar sind.

An dieser Stelle geht unser Weg über das transatlantische Kabel hinweg, welches, von Lissabon kommend, zuerst in Pernambuco, dann in Bahia, dann in Rio de Janeiro, darauf nacheinander in Santos und Rio Grande, am Chuy und in der Nähe von Maldonado mit dem Land in Verbindung steht. Die Strecke, welche jetzt folgt, hat ihre Gefahren; manches Schiff ist in früheren Zeiten auf derselben zu Grunde gegangen, wohl hauptsächlich deshalb, weil es an der gehörigen Anzahl von Leuchthürmen fehlte. Ein ruckloses Handwerk war damals bei den Küstenbewohnern in Schwang. Oft geschah es, daß man dem am Strande sich umhertreibenden Weidevieh brennende Laternen an den Hals hing, mit der Absicht, die Seefahrer in die Irre zu führen. Und wenn diese dann, in der Meinung, einen Leuchthurm zu sehen, von der rechten Fahrt abwichen und strandeten, dann waren die Banditen zur Hand, die Verunglückten auszurauben.

Diese Strandräubereien haben nun aufgehört, und da überdies durch Vermehrung der Leuchthürme besser für die nächtliche Orientirung der Schiffe gesorgt ist, so hat naturgemäß auch die Zahl der Schiffbrüche von Jahr zu Jahr sich vermindert. Nach statistischen Angaben soll sich dieselbe in folgender Weise auf die letzten Jahre vertheilen:

im Jahre 1867	44	Schiffbrüche.
" " 1869	68	"
" " 1870	50	"
" " 1872	42	"
" " 1880	18	"

Da wir unterwegs verschiedenen Leuchthürmen begegnen werden, so will ich schon hier im voraus eine Bemerkung machen. Mit Rücksicht auf ihre Größe und Bedeutung redet man von Leuchthürmen erster, zweiter, dritter und vierter Klasse. Um die einzelnen voneinander zu unterscheiden, haben dieselben nicht alle das gleiche, sondern ein in Farbe und Dauer verschiedenes Licht. In letzterer Hinsicht hat wohl die Mehrzahl der Leuchthürme continuirliches Licht, das ohne Unterschied für das Auge stets in derselben Weise fortbrennt. Andere haben sogen. Bliklicht, welches in Unterbrechungen jetzt blikähnlich aufleuchtet und dann wieder verschwindet; wieder andere Drehlicht, bei welchen das Lampensystem durch ein Uhrwerk beständig im Kreise bewegt wird. Geht dies hinter farbigen Scheiben her, so nimmt es zugleich den Reiz der verschiedenen Farben an. Mittlerweile hat der Nebel sich verdichtet. Die Küste entschwindet ganz unseren Blicken.

Dieser Umstand bringt eine eigene Wirkung unter der Schiffsbevölkerung hervor. Wie bei dem einzelnen, wenn er sich durch die Verhältnisse von der Außenwelt abgeschnitten sieht, ein um so regeres Gemüthsleben sich ein-

3. Meerfahrt.

zustellen pflegt, so wurde jetzt auch im Innern des Schiffes das Leben um so bewegter, je mehr es vom Verdecke verschwand.

Drunten im Schiffsalon da sitzen sie beisammen. Ein heiteres Stück nach dem andern: jetzt ein Passus aus einer Oper, jetzt ein energischer Marsch, dann ein lustiges Quodlibet, dann wieder eine ernstere Sonate müssen unter den Tasten hervor. Bald genügt das bloße Spiel nicht mehr. Singen, fingen, fingen! Wer weiß ein Lied?

Da kommen nun bald allerlei Lieder zum Vorschein: alte Lieder, neue Lieder, liebe, treue deutsche Weisen und gemüthvolle schweizer Jodler. Was ist das plötzlich für ein durchdringender Ton? Im Nu hat sich die Stimmung der so vergnügten Gesellschaft verändert. Verschiedene Passagiere springen von ihren Sitzen empor. Die Schwäbin stürzt nach der Thür und fragt in angstvoller Hast: „Was ist's? was gibt's?“

„Nichts, gar nichts. Es war nur die Nebelpfeife, die wir jetzt öfter werden zu hören bekommen.“

Allerdings richtig: nur eine Nebelpfeife; allein das Ding ist doch in hohem Grade ungemüthlich, da es fortwährend an die Gefahr erinnert, in der wir schweben. Ein Zusammenstoß auf offenem Meere ist eben keine angenehme Sache, und die Möglichkeit eines solchen war uns gerade auch in neuerer Zeit wieder durch verschiedene recht bedauerliche Unfälle nahe gelegt.

Einige trösteten sich: „Die See ist so ruhig, der Wind so still; es ist ein wahres Damen-Reisewetter.“ Allein das vermindert in nichts die Dunkelheit, in die uns der Nebel hüllt. Andere meinten: „Laßt nur den Mond erst kommen; der wird den Nebel zerstreuen.“ Schlechter Trost! es ist Neumond. „Aber haben wir nicht die Nebelpfeife, die mit ihrem durchdringenden Schall auf weite Entfernung jedes sich nahende Schiff avisirt?“ Diesen Trost zerstört uns die Wissenschaft, welche herausgefunden hat, daß gerade bei nebligem Wetter der Schall eine Ablenkung nach oben erfährt, und somit möglicherweise über die Köpfe derjenigen hinweggehen könnte, welche zufällig auf uns lossteuerten.

Ein Trost bleibt noch: „Die Linie, auf welcher wir fahren, ist eine sehr einsame, auf der sich wenig Schiffe begegnen. Ist es nicht so, Herr Capitän?“

Der Capitän, ein hochgewachsener, noch junger und mit seinen schwarzen Augen frisch in die Welt blickender Herr, lacht herzlich auf, und er thut gut daran; denn er muß seine Passagiere bei frohem Muth erhalten; allein die Frage verneint er.

Doch vielleicht kommt es den Passagieren zu gut, daß der Capitän selbst ein Glückskind ist. Ich muß hier eine Thatsache erzählen.

Als der „Rio Apa“ seine Unglücksfahrt machte, war eben der Capitän gewechselt worden. Der neue Capitän ging mit Widerstreben in die See;

1. Von Porto-Alegre nach Montevideo.

ein eigenes, dunkles Gefühl kündete ihm eine Katastrophe an. Gleichwohl trat er die Fahrt an, und diese kostete ihm das Leben. Und der alte Capitän — es ist derselbe, der jetzt unser Schiff führt — war gerettet.

Am Abend eilte alles auf das Verdeck. Ein wunderbares Schauspiel entfaltete sich vor unseren Blicken. Das Meer in der Breite der ganzen Wasserbahn, die unser Schiff durchschneidet, glühte und leuchtete in zauberhaftem Licht.

Ich hatte schon früher das Meerleuchten beobachtet, wie es wohl überhaupt keinem Oceanreisenden ganz entgehen wird. Allein so großartig wie heute hatte ich es nie gesehen. Nicht mehr waren es einzelne Lichtballen und Kugeln, welche am Riele, dicht hinter dem Schiff und an den Seiten desselben emporquollen, — die ganze Region der durch den Dampfer aufgerührten Wasser leuchtete auf weite Entfernung hin in die nebelbüftere Nacht, und selbst abseits von der Richtung desselben zuckte bald hier bald dort der gekräuselte Kamm der lustig dahinspringenden und sich selbst überstürzenden Wellen im Schimmer magischen Lichtes, und glühende Schaumflocken lösten sich weithin spritzend von dem Gesichte los.

Der Contreadmiral, gewiß ein mit den Erscheinungen des Meeres vertrauter Soldat, nähert sich uns und kann die Bemerkung nicht zurückhalten: „Ich habe nun schon manchmal die phosphorische Beleuchtung des Meeres gesehen, allein so prächtig wie heute noch nie.“

Fast schien es, als wolle die gütige Vorsehung uns für das Licht, das uns der Nebel mißgönnte, auf diesem Wege entschädigen.

Nicht ohne Besorgniß legten sich heute manche zur Ruhe. Ich für meinen Theil dachte:

Wer unterm Schuß des Höchsten wohnt,
Was soll der fürchten und hangen!
Sein Vater, der über Sternen thront,
Hält liebend ihn umfassen.
Nun nahe dich facht,
O Engel der Nacht!
Komm, halte auf unserm Schiffe Wacht,
Daß heil wir zum Hafen gelangen.
O halte Wacht auf der weiten Welt,
Wo Menschen wachen und schlafen,
Auf der einsamen Flur, in dem stillen Zelt,
Bei dem Fürsten, dem Bettler, dem Sklaven.
Verscheuche das Leid,
Hilf kämpfen im Streit
Und führe uns all' aus dem Wirrsal der Zeit
Zur Heimat, zum ewigen Hafen.

Bis gegen Mitternacht ging alles gut. Dann hörte ich ein eigenthümliches Geräusch; laute Rufe tönten über das Verdeck, und das Schiff stand still. Was mag das bedeuten? Ich überlegte einen Augenblick und

3. Meerfahrt.

entschloß mich, die Aufklärung dem Morgen zu überlassen. Ich hatte es nicht zu bedauern; denn am Morgen erfuhr ich, daß es sich nur darum gehandelt, die Tiefe der See zu sondiren.

Als wir in der Morgenfrühe aufwachten, war der Nebel verschwunden, der Himmel zwar bedeckt, aber die Luft war klar. Fern am Horizont trieb ein einsamer Dampfer dahin, der mit uns gleichen Lauf hielt. Wie der Capitän versicherte, war derselbe die ganze Nacht an unserer Seite gegangen. Das seegewohnte Auge gewahrt manches, was dem des Laien entgeht, und behält auch im Dunkel noch seinen eigenthümlichen Scharfblick.

Wieviel Meilen werden wir die Nacht zurückgelegt haben? Ich sah mir den Hodometer an und staunte: wir waren die Nacht noch schneller gefahren als tags vorher; denn von 7 Uhr abends bis morgens 5 Uhr waren wir 120 Meilen, also stündlich 12 Meilen vorangekommen. Vielleicht kam diese Beschleunigung dem Umstand zu gut, daß wir während der Nacht in den sogen. Brasilstrom eingetreten waren, welcher an der Küste in südlicher Richtung vorbeitreibt.

Vom nächsten Interesse für uns war es, zu wissen, wo wir uns befanden. Zu unserer Rechten blinkte wieder als schmaler Streifen der flache Strand. Das Cap Santa Maria mit seinem herrlichen, 18 Meilen weit sichtbaren Leuchthurm liegt bereits in unserm Rücken. Dieses bezeichnet mit dem 160 Meilen entfernt ihm gegenüberliegenden Cap Santo Antonio die Mündung des Rio de la Plata. Somit haben wir bereits das Meer verlassen und fahren im Strome.

Man berechnet die Entfernung Montevideo's von der Barre von Rio Grande auf etwa 300 Meilen. Da wir gestern und die Nacht hindurch beiläufig 180 Meilen zurückgelegt, so bleibt uns noch ein Weg von 120 Meilen, was bei guter Fahrt einem Zeitraum von 10 Stunden entspricht.

Danach ist anzunehmen, daß wir gegen 3 Uhr am Ziel unserer Reise sein werden.

Daß unter der Reisegesellschaft eine sehr heitere Stimmung herrscht, brauche ich nicht zu sagen. Die Besorgniß wegen des Nebels hatte manchen vor der Zeit geweckt. Der Chefe de Esquadra geht bereits in langen Schritten das Verdeck auf und ab und wirft mitunter einen gleichgiltigen Blick in die Weite. Unser junger Seeofficier kommt, uns einen guten Morgen zu wünschen. Die Professorin lehnt sich gegen das Schiffsgeländer und mustert durch die Brille die Ferne, und selbst unser Veriberi-Kranker hat sich auf dem Verdeck auf einer Bank niedergelassen und athmet mit gehobener Brust die Morgenluft.

Gegen 7 Uhr befanden wir uns dem Leuchthurm José Ignacio gegenüber. Er ist ein Leuchthurm dritter Klasse und hat stetiges Licht, während Santa Maria erster Klasse ist und Blitzlicht hat.

Die nächsten Leuchttürme sind, um dies gleich hier zu sagen: Ponto de Este, Banco Inglês und Punta Brava.

Jetzt taucht in der Ferne eine Insel aus dem Meere empor. Es ist die interessante Isla de los Lobos, d. i. Wolfsinsel. Ihren Namen verdankt sie den Seerobben¹, welche zur Zeit der Wintertälte sich von Feuerland hierher flüchten und dann in Menge von den Robbenfischern erlegt werden. Ein Leuchtturm wäre auf dieser Insel sehr gut angebracht, da dieselbe sich 28 m über die Meeresfläche erhebt; gleichwohl ist ein solcher nicht vorhanden und zwar, wie man sagt, weil die Robbenfischer Einsprache erheben. Das Licht, so behaupten diese, würde die Robben von der Insel verschrecken. Die Zahl der erlegten Thiere soll sich jährlich auf 2000 beziffern.

Zur Seite der Wolfsinsel liegt in der Richtung nach Montevideo ein anderes kleines Eiland, Gorriti genannt. Ehemals war dasselbe eine Festung und hat insofern auch einige geschichtliche Bedeutung, als die brasilianischen Batterien im Jahre 1825 von hier aus die Stadt Maldonado beschossen.

Unser junger Seeofficier machte mich auf einen Punkt aufmerksam, wo im verflossenen Jahr der „Rio Jaguarão“ gescheitert war. Bei ruhiger See war derselbe zu Grunde gegangen, als er den verschollenen „Rio Apa“ suchen ging. „Da wir gerade von dem ‚Rio Apa‘ sprechen,“ bemerkte der gemüthliche Herr, „so muß ich Ihnen noch erzählen, wie der Sohn unseres Admirals gerettet wurde. Derselbe befand sich in Santa Catharina und hatte militärische Ordre, mit dem ‚Rio Apa‘ weiter zu gehen. Am Tage der Abfahrt aber erklärte er, daß er nicht weiter reise; ihm habe in der Nacht St. Peter im Traume Schlimmes gedroht, falls er die Reise mit dem ‚Rio Apa‘ fortsetzen würde. Bekannte redeten dem jungen Manne zu, machten ihn auf seine Pflicht aufmerksam und auf die Folgen, wenn er sich einer derartigen Dienstuntreue werde schuldig machen. Der Jüngling blieb dabei, meldete sich krank und ging nicht — und es war sein Glück.“ Was von dem Vorfall zu halten, lasse ich dahingestellt; ich gebe ihn wieder, wie er mir erzählt wurde.

Noch vor kurzem ragte das traurige Wrack des „Rio Jaguarão“ hier aus dem Meere hervor; seit einiger Zeit ist es in der Tiefe verschwunden.

Wir fahren jetzt an Maldonado vorüber. Die Stadt ist befestigt; sie liegt eine Meile landeinwärts und erhebt sich 81 m über der Meeresfläche. Gegründet wurde sie 1762 von Pedro Zaballo. Anfangs nur mit einigen aus ihrer Heimat Rio Grande do Sul durch die Portugiesen vertriebenen Familien bevölkert, gelangte sie nach und nach zu einer gewissen Blüte und Bedeutung. Doch war diese von kurzer Dauer. Wiederholte

¹ Es ist wohl dieselbe Art, welche auch in einzelnen Exemplaren an der Küste der Provinz Rio Grande do Sul, wie z. B. in der Nähe von Tramandahy, getroffen wird.

Schul

Zu Seite 31.





4. Im Hafen.

Einfälle und Beunruhigungen von Seiten der Indianer veranlaßten viele Familien, die Stadt zu verlassen, und gegenwärtig zählt dieselbe nur mehr etwa 1000 Einwohner, während sie im Jahre 1866 noch in Daniels Geographie mit 5000 Einwohnern figurirte.

Der nächste interessante Punkt ist die Insel Flores, ein öder Felsen, auf dem ich zwar einige Häuser, aber keine Vegetation wahrnehmen kann. Was diesem Eiland seinen Namen gegeben, dürfte schwer zu sagen sein. Eine blumige Insel ist es gewiß nicht, ob sie gleich auf einer Karte der Weltpost von 1729 mit dem Namen „Bluminsel“ bezeichnet ist. Dem Seefahrer mag dieselbe bisweilen willkommen sein, denn sie hat einen herrlichen Leuchthurm mit Drehlicht; allein den Schiffsbeamten und mehr noch den Passagieren wird sie nicht selten zum Schrecken. Dies ist dann der Fall, wenn das Schiff Kranke an Bord hat, oder wenn es auch nur aus einem Hafen kommt, in dem ansteckende Krankheiten herrschen. Alsdann heißt es, hier anhalten, aussteigen, Quarantäne passiren, zwei, vier, acht und vielleicht mehr Tage auf diesem einsamen Felsen verbringen, sich von der Seeluft umfächeln lassen und das alles mit schwerem Gelde bezahlen.

Eben hat unser Schiff die gelbe Fahne aufgehißt. Es ist die stumme Anfrage, ob auch uns etwas Ähnliches bevorsteht. Was wird man antworten? Eine Zeitlang herrschte eine gewisse Unruhe und Besorgniß auf dem Schiff; dann wird von drüben das Zeichen gegeben: wir können weiter ziehen. Damit wäre also auch die letzte Befürchtung geschwunden.

Nur noch ein kleines Stückchen voran, und wir sind im Hafen von Montevideo.

4. Im Hafen.

Ein Blick auf Montevideo. — Verzug. — Die Hafencommission. — An der Alfandega. — In Montevideo.

Montevideo! Schönes Montevideo! Sehnsucht so vieler Tausende, die ihre Heimat jenseits des Oceans verlassen, um in deinen Mauern ihr Glück zu suchen! Da liegt es im reizenden Halbkreis um die weite, freundliche Bucht geschmiegt und steigt in sanften Terrassen zum Rücken der Landzunge empor, welche sich in der Richtung von Osten nach Westen weit in die Flut hinaus erstreckt.

Unten, den Strand entlang, dehnt sich das imposante Zollhaus zugleich mit mehreren anderen massiven und langgestreckten Gebäuden hin, die sich mit ihren einförmigen Facaden gut als Untersatz für das formenreiche Stadtbild eignen, das sich darüber entfaltet (Fig. 6).

Stufenweise erheben sich die einfachen Häuser mit ihren weißen Wänden und flachen Dächern und zwischen denselben die herrlichen Staats- und Privatbauten mit ihren thürhohen Erkerfenstern, reichen Stuckverzierungen

I. Von Porto-Alegre nach Montevideo.

und Säulenhallen und über allem die Thürme der zahlreich in der Häusermenge zerstreuten Kirchen.

Links, im äußersten Westen der Landschaft, ragt 135 m¹ über dem Meerespiegel empor der Cerro, ein regelmäßiger Keel, auf dessen Gipfel jetzt inmitten einer ehemaligen Festungsumwallung ein Leuchthurm steht. Die ziemlich steil ansteigenden Wände des Berges erschweren den Zutritt zur Höhe und ermöglichten es noch in den 40er Jahren einer Handvoll Soldaten, die armselige Feste viele Jahre hindurch gegen die Soldaten Oribe's zu verteidigen.

Zu Füßen der Stadt wogt und walt der Rio de la Plata, einer der größten Ströme der Welt. Von zwei mächtigen Flüssen, dem Uruguay und Paraná gespeist, hat er bereits bei Montevideo eine Breite von 65 englischen Meilen. Jede Minute ergießt das Brüderpaar des Uruguay und Paraná die ungeheure Wassermenge von 1 470 000 cbm, und dennoch wird er vom Yangtsekiang, vom Amazonas und Kongo weit übertroffen. Bringt ja der Amazonas dem Weltmeer jede Minute rund 5 Millionen, der Kongo 3 240 000 cbm Wasser!

Bergeblich sucht da das Auge nach einem jenseitigen Ufer; es ist nicht anders, als dehnte sich das Meer vor unseren Blicken. Gleich dem Amazonas nimmt der La Plata theil an Ebbe und Flut, welche noch 100 Meilen weit den Paraná und Uruguay hinauf bemerkbar ist.

Die Tiefe des Stromes sowie das Mischungsverhältniß von Fluß- und Seewasser wechselt beständig und hängt, außer dem Einfluß der Meeresflut, hauptsächlich von der Windrichtung ab.

Sieht man den gewaltigen Strom so unaufhaltsam und unaufhörlich tagaus, tagein seine kolossalen Wassermassen in das Meeresbecken ergießen, und denkt man dabei an die vielen anderen mächtigen Ströme, welche gleichfalls ihre Fluten mit denen des Oceans vermischen, so möchte man sich wundern, wie es möglich, daß an letzterem gleichwohl kein Zuwachs bemerkbar ist, und man wird sich dann einen Begriff machen können von der enormen Verdunstung, die unablässig auf der Meeresoberfläche vor sich geht und im Stande ist, allen jenen Strömen zusammen das Gleichgewicht zu halten.

Befremden kann es auch nicht, daß bei dem beständigen Zutritt von (süßem) Flußwasser der Salzgehalt des Meeres keine Verminderung erleidet, da auch das Verdunstungswasser nur Süßwasser ist.

Der La Plata empfängt uns mit fröhlichem Gesicht. Leicht und friedlich treiben seine Wellen dahin.

Wie reizend liegen doch diese Hunderte von Schiffen über den Hafen zerstreut! Schwere Kriegsdampfer, mächtige Rauffahrteischiffe, Segler, Yachten,

¹ Die Höhe des Cerro wird verschieden angegeben. Nach einigen beträgt dieselbe 142 m; andere nehmen 150 m und darüber an.

4. Der Hafen.

Schooner mit ihren Schornsteinen, Masten, Tauen und Raen und zahllose Barken, welche den Verkehr zwischen Hafen und Land vermitteln.

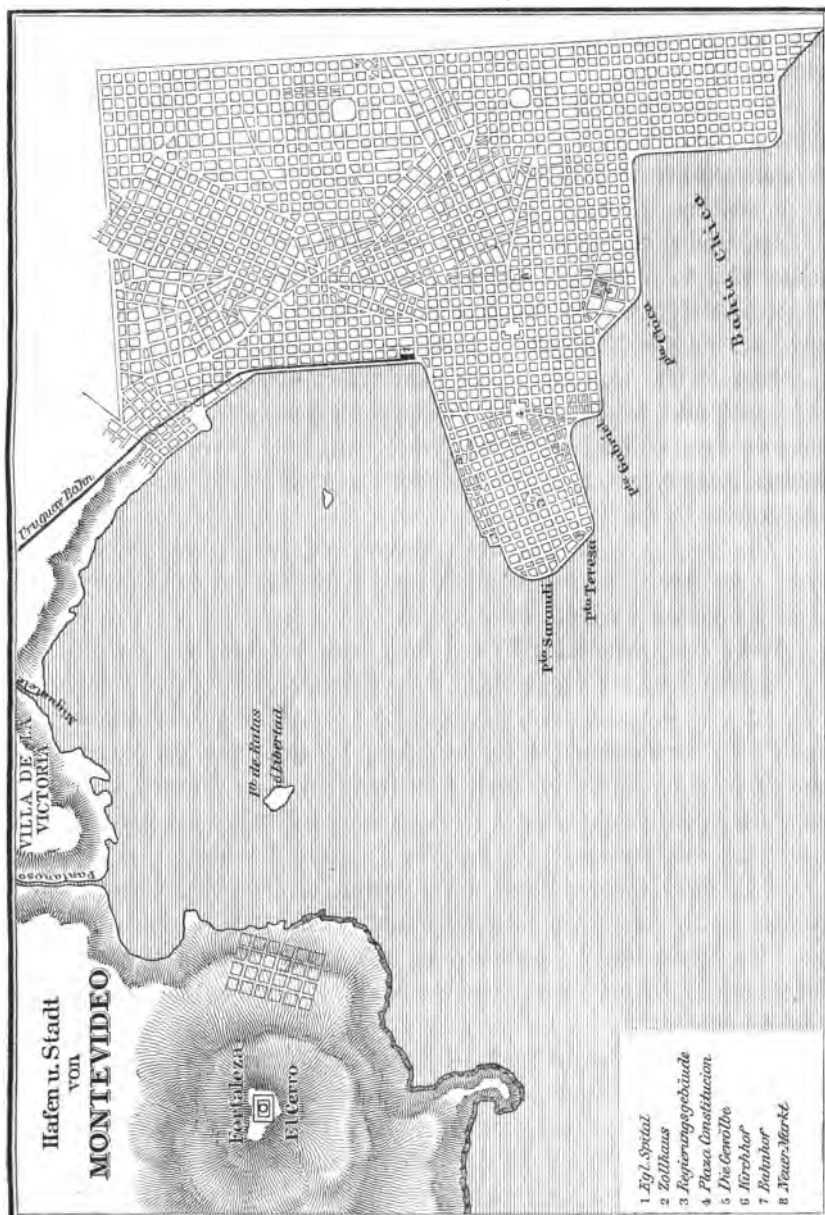


Fig. 7. Plan des Hafens und der Stadt.

Eben sind wir in das Innere der Bucht eingelaufen. Noch befinden wir uns eine gute Strecke vom Lande, da fällt der Anker.

Schupp, La Plata.

Aber warum fahren wir nicht dichter an den Strand heran? Der Grund ist einfach: der Hafen ist zu leicht und hat meist nicht mehr als 4,5 m Tiefe. Wäre dies nicht der Fall, Montevideo würde vermöge seiner ausgezeichneten Lage und seines vortrefflichen Klimas der erste Hafen Südamerika's sein.

Noch schlimmer für Montevideo ist der Umstand, daß der Hafen von Jahr zu Jahr an Tiefe verliert, und wenn die Beobachtungen richtig sind, die man gemacht zu haben behauptet, so hat derselbe allein in den letzten 70 Jahren um 1,5 m abgenommen.

An Projecten, diesem Uebelstand abzuhelpen, hat es nicht gefehlt; allein meines Wissens ist bis jetzt keines zu voller Ausführung gekommen.

Vom Gestade her kommen indessen die Barken in großer Anzahl herangetrieben und umschwärmen in weiteren und engeren Kreisen das Schiff.

Warum läßt man die Treppe nicht nieder, daß sie anlegen können?

Zuerst wird die Hafen- und besonders die Sanitätscommission unserem Dampfer einen Besuch abstatten; vorher darf keine Seele hinaus. Wäre es wohl möglich, daß wir noch einmal nach Flores zurück in die Quarantäne geschickt würden?

Alle Passagiere sind auf dem Verdeck versammelt; das Gepäc liegt bereit, und jeder schaut mit sehnsüchtigen Blicken dem Boote entgegen, das die Commissionen an Bord bringen soll.

Unser Contreadmiral blickt voll Langeweile ins Wasser hinunter.

Drüben liegt der brasilianische Kriegsdampfer „Prajaao“. Eben treibt von dort eine Barke herüber, in welcher ein kurzer, stämmiger Herr sitzt. Es ist der Commandant des Kriegsschiffes, der gekommen ist, seinen Vorgesetzten zu empfangen. Uniformirte Matrosen in Gala führen das Ruder. Die Barke beschreibt ihre ziellosen Curven um unser Schiff. Der Commandant schaut ernst und verstimmt vor sich hin. — Es hilft nichts.

Auch unser Capitän weiß nicht, woran er ist. Noch immer waren doch die Herren der Commission gleich zur Hand, wenn er einlief; warum sind sie es heute nicht? Halb verdrossen setzt er sich auf eine Bank und mustert den Hafen nach der Seite der Stadt, ob nicht endlich das ersehnte Fahrzeug komme.

Gegen eine Stunde mochten wir gewartet haben, da leucht ein kleiner Dampfer heran und legt sich an die Flanke unseres Schiffes. Mehrere Herren in elegantem Anzug treten an Bord, grüßen im Vorbeigehen uns freundlich und entfernen sich mit dem Capitän nach dem Innern des Dampfers.

Nach einer kurzen Weile kehren sie zurück; die Visite ist vorüber und das kleine Fahrzeug dampft wieder mit ihnen von bannen.

Nun kommen von allen Seiten die Barken heran. Zuerst besteigt der Contreadmiral das für ihn bestimmte Boot; dann drängen sich die andern herbei.

4. Der Hafen.

Jedem Barkenführer ist es darum zu thun, so viel Passagiere als möglich für sich zu gewinnen, und so geht das Werben los.

„Reverendo Padre! Reverendissimo Padre! Santo Padre!“ alles bekamen wir zu hören. Wahrlich, wenn diese Leute den Canonisationsproceß zu führen hätten, er wäre schnell beendet! Zwei Dinge sah ich hier: wie billig in der Welt die Titel sind, und in was auch diese berben Leute den Ruhm des Priesters setzen.

Das Ein- und Aussteigen in einem Hafen ist immer mit mancherlei Umständlichkeiten verknüpft, die dem, welcher nicht damit vertraut ist, mitunter verhängnißvoll werden können. Um dieselben so viel als möglich zu umgehen, hatten wir unseren Patres in Montevideo von unserer bevorstehenden Ankunft schon von Pelotas aus Nachricht gegeben. Nun schauten wir ins Gedränge hinein; ob nicht irgend jemand zu unserem Empfange bereit sei. Umsonst; ein Mißverständniß hatte unsere Vorsicht vereitelt.

Ein Glück war es, daß wir unsern P. Brugier bei uns hatten. Schon auf der Reise hatte er uns durch seinen gemüthlichen Humor manche Stunde verkürzt; jezt sollten uns dessen praktische Vorzüge zu gut kommen. P. Brugier sprach spanisch, konnte sich also mit den Barkenführern, Packträgern und Bohnkutschern leicht verständigen; überdies hatte er gerade den Hafen von Montevideo schon einmal passiert; die Umständlichkeiten der Landung waren ihm somit nichts Neues.

Eine Zeitlang hatte er sich seine Leute drunten in den Barken gemustert, da glaubt er den rechten Mann gefunden zu haben. Ein Wink, und die Treppe herauf stieg ein dicker, runder, breitgeschulterter Kamerad mit steifborstigem Schnurrbart und einem unverwüßlichen, halbironischen Lächeln auf dem apfelfunden Gesicht.

Die Bedingungen der Ueberfahrt waren bald vereinbart. Unser Gepäck flog hinunter in die Barke und hinüber ging es ans Land.

Auf der Höhe der Landungsbrücke standen die Packträger in Reih und Glied und ihnen zur Seite die Polizei, welche wachte, daß keiner aus der Reihe heraustrat. Da hätte man nun sehen sollen, mit welchen Grimassen sie in dieser gezwungenen Stellung sich zu empfehlen suchten. Hand, Fuß, Arm, Bein, Kopf, Kumpf, alles fing auf einmal zu zappeln an. Und die Gesichter dazu! Mit vorwärts gebeugtem Leib, mit Augen, als wollten sie aus dem Kopf heraus, winken, rufen, schreien, bitten und flehen sie dem Landenden entgegen. Kein Titel wird gespart und kein Selbstlob. Jeder ist der beste, jeder der stärkste, jeder der treueste Packträger von ganz Montevideo.

Bei dem Eifer, mit dem sie ihre Sache betreiben, rückt wohl hier oder da einer einen Schritt weit aus der Linie hervor; allein dann schnellst er rasch wieder in die Reihe zurück, aus Furcht, für seine Ordnungswidrigkeit auf immer der Ehre eines Strandpackträgers beraubt zu werden.

I. Von Porto-Alegre nach Montevideo.

So unbequem die gezwungene Haltung diesen Leuten vom Padriemen sein mochte, so vortheilhaft ist sie für den Reisenden. Frei und unbehelligt kann er sich auf dem Hafendamm bewegen, ohne Furcht, gleich von einem halben Duzend brodsuchender Individuen überfallen und von dem einen am Aermel, von dem andern am Rockschöß gezipft und gezerrt zu werden.

Uebrigens waren wir der Dienste dieser Strandwölfe nicht benöthigt. Unser dicker Barkenführer hatte es auf sich genommen, unser Gepäck zum nächsten Wagen zu besorgen. Im Nu hatte derselbe einige seiner Standesgenossen beisammen: der ergreift das und dieser jenes, und so geht es voran — zunächst nach dem Zollhaus.

Ich hatte verschiedene Insectenkästchen mit Schmetterlingen, Käfern und anderem Gethier bei mir. Wenn ich nur nicht zu öffnen brauche!

Der Zollinspector, ein dicker, behäbiger Herr, steht unter der Thüre, umgeben von seinen dienstbaren Geistern.

„Hier, Herr Zollinspector, sind unsere Koffer, und in diesen Kästchen befinden sich verschiedene Insecten, Schmetterlinge, Käfer 2c. Wollen Sie, daß wir öffnen?“ Der gute Herr blühte sich nicht, um zu sehen. „Schon gut, schon gut; ziehen Sie nur im Frieden.“ Dabei machte er eine beruhigende Handbewegung, und ein wohlwollendes Nächeln glitt über seine Mienen.

Gleich darauf saßen wir in einer Kutsche und fuhren nach dem Priesterseminar, welches zugleich Colleg ist und von unseren Patres geleitet wird.

II.

Montevideo.

5. Montevideo, seine Geschichte und seine Bewohner.

Eine der Hauptaufgaben, welche sich die Schifffahrt zu Anfang des 16. Jahrhunderts gestellt, war die Auffindung eines Seewegs nach Ostindien in westlicher Richtung.

Im Jahre 1508, am Tage vor Peter und Paul, ließen Yañez Pinzon und Juan Dias de Solis, ein ausgezeichnete Kosmograph, mit zwei Schiffen aus dem spanischen Hafen San Lucar aus. Sie erreichten die brasilianische Küste und südwärts fahrend kamen sie über die Mündung des La Plata hinaus, ohne diesen selbst zu entdecken.

Zwei Jahre später führte Solis selbst als *Piloto mayor del Rei*, d. h. als Admiral, eine neue Expedition nach den südamerikanischen Gewässern. Diesmal drang er in die Mündung des La Plata ein, und da er fand, daß derselbe Süßwasser führe, nannte er ihn wegen seiner ungeheuren Ausdehnung „*Mar Dulce*“. In der Sprache der Indianer hieß er damals noch *Paraná Guacu*. Solis steuerte stromaufwärts und gelangte bis zur Stelle, wo der Uruguay sich in den La Plata ergießt. Hier stieß er auf eine Insel, die er seinem Piloten zu Ehren „*Martin Garcia*“ nannte.

Damit war der Rio de la Plata entdeckt. Seinen gegenwärtigen Namen (Silberstrom) erhielt derselbe jedoch erst später durch Gaboto, sei es, daß Funde von Silberplättchen auf dem Grunde des Stromes, sei es, daß der Reichtum an Silber, den man bei den Indianerstämmen vorfand, dazu die Veranlassung gaben. Der Entdecker sollte übrigens seines Erfolges nicht lange froh werden. Als er ans Land stieg, um auf der fremden Erde das Zeichen der Erlösung aufzupflanzen, wurde er von einem Hagel von Pfeilen überrascht. Der wilde Stamm der Charruas war im Ansturm. Solis fiel, von einer der berüchtigten Charruas-Pfeile getroffen, zwei seiner Officiere und sechs andere von seinen Leuten mit ihm, und sein Fähnrich Fr. Puerto kam schwer verwundet in die Hände der Kannibalen, die ihn für eines ihrer scheußlichen Bankette aufbewahrten.

II. Montevideo.

Zwei Jahre später, 1519, ging Fernando Magalhães, von Geburt Portugiese, in spanischem Dienst unter Segel. Die Aufzeichnungen des Solis benutzend, kam er bis zum Cap Santa Maria, das er umschiffte. Bei dieser Gelegenheit trug es sich zu, daß ein Matrose aus der Höhe des Mastkorbs in der Ferne einen Berg erblickte und in den Ruf ausbrach: Monte-vi-eu!¹ (Ich habe einen Berg gesehen.) Es war der Cerro, der die Bucht von Montevideo beherrschte und der so die Veranlassung zum Namen der Stadt gab. Indessen wurde Montevideo nicht damals gegründet, sondern erst zwei Jahrhunderte später.

Im Jahr 1678 hatten die Portugiesen Buenos Ayres gegenüber die Colonia del Sacramento angelegt, welche bald den Stützpunkt für ein großartiges Schmuggelsystem abgeben sollte.

Als Schachzug hiergegen errichtete der Gobernador von Buenos Ayres, Bruno Mauricio Zabala, 1724 eine Festung auf dem Cerro, gründete dann 1726 Montevideo und fertigte 1729 die Gründungsurkunde der Stadt aus.

Colonia hatte verschiedene Schicksale, fiel später in die Hände der Spanier und dann wieder den Portugiesen zu. 100 Jahre nach seiner Gründung (1778) brachte es Ceballos, der erste spanische Vizekönig am La Plata, in seine Gewalt. Von da ab blieben beide Ufer des La Plata spanisch.

Im selben Jahre wurden die Straßen von Montevideo entworfen, die Douane angelegt und kurz darauf (1790) die Kathedrale begonnen, welche, sowie auch das erste Theater, im Jahre 1794 vollendet wurde.

¹ So wird erzählt. Der Name Montevideo bedarf jedoch noch einer vollständig befriedigenden Erklärung. Einige behaupten, er komme von „montem video“ (ich sehe einen Berg). So habe jener Matrose gerufen. Das wäre einerseits natürlicher, als „monte-vi-eu“ (ich habe einen Berg gesehen); denn es läßt sich denken, daß der Matrose den Ruf gethan im Augenblicke, da er den Berg sah, und da wäre nur die gegenwärtige Zeitform (ich sehe) am Platz. Andererseits ließe sich dann auch das *d* in Montevideo erklären, während es in monte-vi-eu unorganisch eingeschaltet werden müßte. Nur fragt man sich dann: Wie kommt es, daß ein Matrose Latein spricht? und wie läßt sich die Verschiebung des Accenten von dem *i* (Montevideo) auf das *e* (Montevideo), wie sie nicht bloß im Portugiesischen, sondern auch im Spanischen Platz gegriffen, erklären? Gabriel Sousa de Soares, welcher um das Jahr 1587 eine Reise um die Küste von Brasilien und Uruguay nach dem La Plata machte, nennt den Cerro bei Montevideo Monte de S. Ovidio (vgl. *Revista trim. de Hist. e Geogr. do Brazil*. Tom. XIV, p. 99). Wäre es nicht möglich, daß der Name Montevideo einfach durch eine Contraction aus Monte-Ovidio entstanden wäre? Freilich bliebe auch in diesem Falle die Accent-Frage noch offen. Uebrigens muß hervorgehoben werden, daß die Betonung der vorletzten Silbe in „Montevideo“ nicht immer die allgemein angenommene im Spanischen war; vielmehr weiß man, daß z. B. Ayres de Casal (Chorogr. Brasil.) Montevideo mit einem doppelten *i* und mit einem ausdrücklichen Accent auf der drittletzten Silbe, also Montevísio schrieb.

5. Montevideo, seine Geschichte und seine Bewohner.

Von 1804—1807 war Guidobro Gobernador von Montevideo. Gerade um diese Zeit traten zwischen England und Spanien Verwicklungen ein, welche auch den La Plata nicht unberührt ließen.

Bustamente, Guidobro's Vorgänger, war mit vier Fregatten auf dem Heimweg nach Spanien; vier Millionen Pesos führte er an Bord. Die Engländer, welche Spanien vorwarfen, daß es trotz seiner erklärten Neutralität Napoleon mit bedeutenden Contributionen unterstütze, überfielen das Geschwader Bustamente's, sprengten eine Fregatte in die Luft und bemächtigten sich der andern.

Damit waren die Feindseligkeiten eröffnet.

Das nächste, was die britische Regierung beabsichtigte, war ein Handstreich gegen die spanischen Besitzungen am La Plata.

Am 27. Juni 1806 erschien ein englisches Geschwader vor Quilmes unterhalb Buenos Ayres. Widerstandslos bewerkstelligten die Engländer ihre Landung und marschirten unter Beresfords Führung auf Buenos Ayres los.

Sobremonte, der spanische Vizekönig, verlor den Kopf, rettete, was er an Schätzen zu retten vermochte, nach Cordoba und überließ dem Feinde die Stadt. Gegen 1½ Millionen Pesos wurden von den Engländern eingefackt. Im übrigen erwiesen diese sich freundlich gegen das Volk, das sie gewinnen wollten. Da General Beresford Montevideo blockirt hielt, so glaubten sie von dieser Seite sich sicher. Allein ihre falsche Sicherheit war ihr Verderben.

Während sie nichts ahnten, hatte sich Viniers, ein Franzose in spanischen Diensten, von Montevideo aus aufgemacht und war auf dem Landweg nach dem Norden marschirt. Von Nacht und Nebel gedeckt, war er über den Fluß gesetzt und stand nun unerwartet vor Buenos Ayres, wo die ganze wehrfähige Jugend sich begeistert ihm anschloß. Die Engländer, die eben noch ihrer Sache so sicher waren, kamen ins äußerste Gedränge und mußten sich schließlich ergeben.

In London hatte man wohl von dem Siege, aber nichts von der Niederlage gehört. Entschlossen, den ersten glänzenden Erfolg so gründlich als möglich auszunützen, hatte das britische Cabinet drei verschiedene Expeditionen zugleich nach dem La Plata beordert.

Unterdessen hatte der englische Befehlshaber Popham, nachdem der Angriff auf Buenos Ayres fehlgeschlagen war, sich gegen Montevideo gewendet. Er fand jedoch die Stadt vorbereitet und mußte sich darauf beschränken, den Hafen zu blockiren, während er selbst in Maldonado landete.

Von den drei englischen Hilfsgeschwadern war das erste direct nach dem La Plata bestimmt. Es hatte 5000 Mann an Bord, welche in Maldonado landeten und sich unter den Befehl des Generals Auchmuti stellten.

II. Montevideo.

Das zweite hatte bereits seinen Lauf nach Chile genommen, als ihm ein Schnellsegler die Ordre brachte, gleichfalls nach dem La Plata zu gehen. Das dritte mit 1630 Mann war von John Whitelocke geführt, welcher den Oberbefehl über die gesammte Streitmacht übernehmen sollte.

Am 14. Januar 1807 erschienen mehr als hundert Segler vor Montevideo, welche in zwei Colonnen die weite Wasserfläche vom Cerro bis zur Insel Flores bedeckten. Sobremonte stellt sich ihnen entgegen und sucht ihre Landung zu verhindern. Umsonst. Im hitzigen Gefecht rücken die Engländer von Punkt zu Punkt voran. Schon verlangt Auchmuti die Uebergabe der Stadt. „Siegen oder sterben!“ ist die Antwort, und der Kampf beginnt von neuem.

Von Buenos Ayres waren 450 Mann Hilfstruppen in Montevideo eingetroffen. Auchmuti, welcher neue Verstärkungen fürchtete, wollte die Sache zur Entscheidung bringen und commandirte zum Sturm. Ein fürchterlicher Kampf entspann sich. Huidobro und seine Leute kämpften wie Löwen; allein den Andrang des Feindes vermochten sie nicht zu hemmen. Die Engländer dringen in die Stadt, erobern Platz um Platz, und bald ist ganz Montevideo, die Citadelle ausgenommen, in ihrer Gewalt. Huidobro selbst, der Gobernador, ist gefangen und 2000 seiner Leute mit ihm.

Auf Auchmuti's Versprechen, Religion und Leben zu schonen, gab Huidobro ein Zeichen. Da öffnete auch die Citadelle ihre Thore, und die Engländer zogen ein. Sobremonte, der Vicelkönig, welcher zuerst den Kopf verloren hatte, verlor nun auch noch das Herz und rettete sich nach Colonia, wurde aber von dem empörten Volke ergriffen und nach Spanien geschickt.

Mittlerweile war Whitelocke eingetroffen und hatte den Oberbefehl über die englischen Truppen übernommen. Dieser ließ eine starke Besatzung in Montevideo zurück und brach mit dem übrigen Theil des Heeres nach Buenos Ayres auf. An der sogen. Ensenada, einige Meilen von der Stadt, bewerkstelligte er die Landung. Viniers, der sich ihm entgegengestellt, wurde zurückgeworfen; Bestürzung und Verwirrung herrschte in der Stadt. Nur Einer behielt das Herz auf dem rechten Fleck, und das war der Alcalde Azaga. Dieser ließ Munition und Waffen vertheilen, Schanzgräben aufwerfen und schickte Boten an Viniers ab, um ihm vom Stande der Dinge Kenntniß zu geben.

Muth und Vertrauen kehrte in die Herzen zurück. Bald sah man jeden an seinem Platze zum Empfang des Feindes bereit.

In acht Colonnen getheilt rückte dieser heran.

Der Kampf begann; es war ein Kampf der Verzweiflung. Zweimal 24 Stunden wogte er hin und her durch die Straßen. Dann schwieg der Waffenlärm. Die Engländer waren geschlagen. Whitelocke mußte capituliren.

5. Montevideo, seine Geschichte und seine Bewohner.

Die erste Bedingung des Friedens war die Räumung von Montevideo. Der Sieg hatte eine doppelte Wirkung: er hatte das britische Gellüste nach dem La Plata für immer bereitet, und das war ein Glück für die Kolonien; er hatte aber auch zugleich dem Volke am La Plata seine Stärke zum Bewußtsein gebracht, und das war fatal für das spanische Mutterland.

Wie bekannt, hatte Ferdinand VII. im Jahre 1808, von Napoleon gezwungen, in Bayonne seine Abdankung unterzeichnet. Die Kämpfe und Verwirrungen, welche diesem Acte in Spanien folgten, theilten sich auch den Kolonien mit und lockerten immer mehr das Band, welches diese an das Mutterland fesselte.

In Buenos Ayres hatten sich zwei Parteien gebildet: die spanische und die Patrioten-Partei. Die erstere hielt treu an dem Mutterlande, die andere verlangte Losstrennung von demselben.

Am 22. Mai 1810 wurde das Mandat des Vicetönigs für erloschen erklärt und ein Volksausschuß niedergelegt, an dessen Spitze Cisneros stand. Allein dieser Mann war dem Volk noch zu spanisch, und so wurde derselbe drei Tage später, am 25. Mai, durch eine vollkommen revolutionäre Junta mit Cornelio Saavedra als Präsidenten ersetzt.

Von da ab verbreitete sich die revolutionäre Stimmung wie im Fluge über das Land, und die Junta von Buenos Ayres that das Ihre dazu.

Das Bollwerk der spanischen Partei wurde Montevideo. Doch war auch hier die revolutionäre Spannung zu einem hohen Grade gediehen, und es bedurfte nur des geeigneten Werkzeugs, um dieselbe zum Losbruch zu bringen. Dieses Werkzeug war Artigas.

José Gervasio Artigas war der Sohn einer Familie vom Lande. Bildung hatte er keine genossen. Was er verstand, das waren die Hantirungen des Landlebens: Kinderheerden und Schaffelle transportiren, das war frühzeitig seine Beschäftigung.

Seine furchtlose Entschlossenheit gewann ihm das Vertrauen des Volkes, das in ihm einen Beschützer der öffentlichen Ordnung erblickte und ihn mit dem Amt eines Guarda general de la campaña betraute. Als solcher war er der Schrecken der Räuber.

Seine natürliche Neigung zum Wassenleben führte ihn unter die Soldaten, und er ward Officier im Regiment der Mardengues, einer Art Landmiliz, die mit Speeren bewaffnet war.

In Montevideo genoß Artigas das Ansehen der Officiere und die Anhänglichkeit der Jugend. Der Gobernador fing an, ihn zu fürchten, und schickte ihn nach Colonia, wo er der Aufmerksamkeit des Brigadier Mueñas empfohlen ward. Eines Tages wurde einer von Artigas' Soldaten gefangen gesetzt. Artigas ging zu Mueñas und erhob Einsprache. Er redete etwas lauter, als der Subalternenstil es erlaubte, und Mueñas drohte, ihn gefesselt

II. Montevideo.

nach der Insel San Gabriel zu schicken. „Sie irren sich, Herr Gobernador,“ rief Artigas, „wenn Sie glauben, ich ließe das geschehen.“

In derselben Nacht setzte er in elender Barke über den Fluß und kam nach Buenos Ayres.

Die Kunde von seiner Flucht lief rasch wie der Sturm durch das Land und schürte die revolutionäre Glut. An verschiedenen Punkten schritt man zur That und nahm die spanischen Beamten gefangen.

In Buenos Ayres fand Artigas gute Aufnahme. Die Junta, welche wünschte, Uruguay unter ihre Fittige zu nehmen, glaubte in ihm den Mann zur Verwirklichung ihrer Absichten gefunden zu haben. Allein Artigas trug in seinem Herzen ein Uruguay, das weder spanisch noch argentinisch war. Man ermächtigte ihn, ein Freiwilligencorps zu bilden, und bald stand Artigas an der Spitze von einigen hundert Mann. Bei Las Piedras kam es zum ersten Zusammenstoß mit der spanischen Partei. Artigas siegte glänzend. Die Junta von Buenos Ayres ernannte ihn zum Obersten und stellte ihm einen Ehrendegen zu. Wenige Tage nachher stand der Sieger vor Montevideo und verlangte vom Cerrito aus die Uebergabe der Stadt. Diese erfolgte freilich nicht. Im Gegentheil erhielt die spanische Partei jetzt bedeutende Unterstützungen von Rio de Janeiro, wo die portugiesische Prinzessin Carlota ihr Interesse im Emporkommen derselben fand. Es kam zu einem Waffenstillstand, und Rondeau, der zugleich mit Artigas Montevideo belagert hielt, mußte von dort abziehen.

Artigas wollte aber von einem Ausgleich mit den Spaniern nichts wissen und marschirte mit seinen Freiwilligen über die Grenze von Uruguay nach Entrerios.

In Montevideo herrschte jetzt Bigodet; denn Elío, der frühere Gobernador, war nach Spanien abgereist. Im Schatten der brasilianischen Waffen fing sein Weizen zu blühen an. Da legte sich England ins Mittel und veranlaßte Portugal auf dem Wege der Diplomatie, Uruguay wieder zu räumen. Die Belagerung von Montevideo begann von neuem.

Rondeau, General der Junta, und Artigas verfolgten verschiedene Interessen. Beide wollten zwar Uruguay von der spanischen Herrschaft befreien, allein Rondeau im Anschluß an die übrigen La Plata-Provinzen und Artigas unabhängig von diesen. Um den starren Haudegen für sich zu gewinnen, wurden von beiden Seiten Anstrengungen gemacht. Die Junta schickte ihm Titel, und Bigodet machte ihm große Anerbietungen im Namen der spanischen Krone. Artigas wies beides zurück.

So zog sich die Belagerung in die Länge.

Unterdessen hatte die Junta von Buenos Ayres eine Flotte geschaffen, deren Oberbefehl Admiral Brown übernahm, während an Rondeau's Stelle Albear den Oberbefehl über die Belagerungstruppen erhielt. Brown schlug

5. Montevideo, seine Geschichte und seine Bewohner.

die spanische Flotte vollständig und vernichtete sie, und am 22. Juni 1813 rückte Albear siegreich in Montevideo ein. Dieser Tag bezeichnete das Ende der spanischen Macht am La Plata, jedoch nicht das Ende der Kämpfe um Montevideo.

Artigas konnte Uruguay nicht in den Händen der Junta sehen und fuhr fort, für dessen vollkommene Unabhängigkeit zu kämpfen. Diese wurde denn auch schließlich errungen. Am 10. Januar 1815 schlug Rufino Bauzá den argentinischen Feldherrn Dorrego bei Guayabos; am selben Tage legte Posadas das Directorium der Junta nieder, und Albear trat an seine Stelle. Ueberzeugt, daß Montevideo nicht zu halten sei, zog dieser seine Truppen zurück, und Uruguay war frei — frei, aber nur wie der Spielball, der aus einer Hand fliegt, um in die eines andern zu fallen.

Am 25. Mai 1815 flatterte das Banner der Freiheit über den Zinnen der Festung von Montevideo, und das Volk begrüßte Artigas als den Protector de los pueblos libres. Allein nicht sehr lange danach rückten die Portugiesen in das uruguayische Gebiet ein, und am 20. Januar 1817 sah sich Montevideo gezwungen, ihnen die Thore zu öffnen.

Nach der Trennung Brasiliens von Portugal machte sich das neu-geschaffene Kaiserreich über den kleinen Nachbar her. In Montevideo bildeten sich zwei Parteien: die lusitanische und die brasilianische. Letztere gewann das Uebergewicht, und am 9. Mai 1824 wurde Uruguay als „Provincia Cisplatina“ Brasilien einverleibt.

Jedoch sollte auch Brasilien sich nicht lange seiner Eroberung erfreuen. Am 19. April 1825 kamen von Buenos Ayres die vielbesungenen „Drei- unddreißig“ (Los Treinta y tres) mit Lavalleja an der Spitze, setzten den Fuß auf uruguayischen Boden und schworen, entweder ihr Vaterland zu befreien oder zu sterben. Es befanden sich unter ihnen eine Reihe von Männern, welche sich in den früheren Kämpfen bereits ausgezeichnet hatten, darunter Oribe.

Der erste, der zu ihnen überging, war General Fructoso Rivera; ihm folgten bald andere Officiere des brasilianischen Heeres. Von Tag zu Tag wuchs die Zahl der Patrioten. Schon hatten dieselben einige Vortheile über die Kaiserlichen gewonnen, als es bei Sarandi zur Schlacht kam. Hier standen Lavalleja, Rivera und Oribe, die Häupter der Patrioten von Uruguay, den brasilianischen Heerführern Abreu, Bento Gonçalves und Manoel Bento gegenüber, von denen die zwei letzten später in der Revolution von Rio Grande eine so hervorragende Rolle spielten. Der Sieg blieb den Patrioten; doch brachte er nicht die Entscheidung. Diese kam auf der Ebene von Ituzaingó (20. Februar 1827), wo die Brasilianer vollständig geschlagen wurden. Durch Vermittlung Englands kamen am 27. August 1828 die Friedenspräliminarien zu stande, und am 1. Mai 1829 sah

II. Montevideo.

Montevideo die siegreichen Söhne Uruguay's im Triumphe in seine Thore einziehen, worauf dann am 18. Juli 1830 die „*Republica Oriental del Uruguay*“ als eigener, von den übrigen Mächten anerkannter Staat seine neue Existenz begann.

Artigas, der seine besten Kräfte längst alle ausgespielt hatte, sah sich genöthigt, den vaterländischen Boden zu verlassen, und ging nach Paraguay, wo er 1850 im Alter von 86 Jahren starb.

In der nächsten Zeit treten zwei Namen in der Geschichte Uruguay's in den Vordergrund: Rivera und Oribe. Beide haben sich um die Entstehung der Republik verdient gemacht; beide vertreten, Rivera als Haupt der „*Colorados*“ und Oribe als Führer der „*Blancos*“, jeder für sich, eine eigene politische Richtung: der erstere eine Anlehnung an Brasilien, der andere eine Hinneigung zu Argentinien.

Zum ersten Präsidenten der neuen Republik wurde Rivera erwählt. Seine Wahl wurde anfangs mit Begeisterung begrüßt. Allein schon bald schwand der Zauber seines Namens, und an die Stelle der Begeisterung trat Unzufriedenheit und Zorn. In dem jungen Staat, an dessen Gründung so viele activen Theil genommen hatten, wollte jeder, daß nach seinem Kopfe regiert würde.

Am 1. März 1835 wurde an Rivera's Stelle einstimmig Manuel Oribe zum Präsidenten erwählt. Dieser hatte kaum die Zügel in die Hand genommen, als auch schon verschiedene Unzufriedene gegen ihn die Waffen erhoben. An der Spitze der Bewegung stand Rivera. Verschwörungen außerhalb der Mauern von Montevideo und innerhalb zwangen Oribe, nach einer Reihe von Kämpfen die Regierung niederzulegen.

Am 11. November 1838 rückte Rivera in Montevideo ein und bestieg zum zweitenmal den Präsidentenstuhl. Oribe zog sich mit einigen seiner Minister nach Buenos Ayres zurück, wo Rosas seit dem 7. März 1835 als Dictator regierte. Diesem kam er willkommen. Rosas machte ihn zum Generalstabschef seiner Truppen und als solcher gewann Oribe einen glänzenden Sieg über seine mit mehreren argentinischen Provinzen verbündeten Gegner Rivera (6. December 1842), worauf er mit einem Heere vor Montevideo erschien (16. Februar 1843). Droben vom Cerro donnerten die Kanonen und drunten vom Hafen wurden sie erwidert. Oribe und General Brown hatten die Belagerung begonnen.

Die Fehden und Kämpfe, welche nun folgten, dauerten bis 1851 und sind unter dem Namen der *Guerra grande* bekannt. Montevideo glich dem alten Troja, vor dessen Mauern sich Belagerer und Belagerte in steten Kämpfen maßen und das edelste Blut zugleich mit den besten Kräften des Volkes geopfert wurde.

Unter den Kämpfern aufseiten Rivera's befand sich auch Garibaldi. Das blutige Spiel kam zum Austrag, als Urquiza, einer von Rosas'

5. Montevideo, seine Geschichte und seine Bewohner.

Generalen, im Einverständniß mit Brasilien die Waffen gegen Rosas selbst führte (1851) und mit dem verbündeten Heer Montevideo entsetzte. Oribe capitulirte und zog sich dann in das Privatleben zurück.

Wenige Jahre nachher waren die drei Haupthelden der Republik vom Schauplatz verschwunden¹. Neue Präsidenten, neue Generale, neue Gubernadoren erschienen auf der Bühne und mit ihnen neue Revolutionen, neue Kämpfe und Schreckensscenen. In den zwölf Jahren von 1852—1864 folgten sich acht Präsidenten. Zur Abwechslung werden auch einmal die Jesuiten vertrieben und wird der Apostolische Vikar Don Jacinto Vera in die Verbannung geschickt. Dann zieht General Flores nach vielen blutigen Gefechten, von den Brasilianern unterstützt, in die Stadt ein (22. Februar 1865).

Flores beherrschte das Land als Dictator; er glaubte den Frieden mit nach Montevideo zu bringen, allein der Friede zog nicht mit ihm ein. Neue Verschwörungen, neue Blutscenen!

Im Jahre 1867 wurde eine Mine entdeckt, bestimmt, das Regierungsgebäude in die Luft zu sprengen. Ein Orientale und zwei Deutsche: Paul und Louis Neumayer, wurden als die Urheber derselben bezeichnet. Im folgenden Jahre kam eine Verschwörung zum Ausbruch. Auf offener Straße ward Flores aus dem Wagen gerissen und erdolcht (15. Februar 1868).

Die Unruhen und inneren Zerrwürfnisse dauern fort. Unter der Hand wird Montevideo wieder einmal belagert; dann kommt das Jahr 1872, in welchem man Friedensfeste feiert; allein gleich darauf stellt sich ein anderer fürchterlicher Feind ein: das gelbe Fieber. Die Bevölkerung von Montevideo wird decimirt. Kaum ist dieser Feind vorübergezogen, da hält die asiatische Cholera ihren Einzug in die Stadt, und als auch diese endlich erlischt, beginnen von neuem die politischen Wirren. So geht es fort bis zum letzten Präsidenten Salvador Lajes, in dessen Händen jetzt das Schicksal der Republik Uruguay ruht.

Einstweilen ist Friede: wie lange er dauert, weiß Gott. In einem Lande, in welchem die Person des obersten Staatslenkers durch die Wahl der Masse bestimmt wird, und wo viele sind, die um jeden Preis an der Spitze der Geschäfte stehen möchten, da ist der Friede auf schwache Füße gestellt. In Uruguay ganz besonders. Die beständigen Revolutionen, welche sozusagen zur Landesgewohnheit geworden sind, und besonders auch der Umstand, daß mitunter eine Regierung diejenigen als Märtyrer der Freiheit erklärte, welche mit den Waffen in der Hand gegen die vorhergehende Regierung gefallen waren, haben das öffentliche Gewissen in dieser Hinsicht abgeschwächt, während

¹ Lavalleja starb 1853 am Schlagfluß; drei Monate später auch Fructuoso Rivera, und vier Jahre danach, 1857, war auch Oribe aus dem Leben geschieden.

II. Montevideo.

die Ungerechtigkeiten, Blut- und Gewaltthaten der einen Revolution gewöhnlich schon wieder den Samen einer künftigen streuten¹.

Doch wie gesagt: einstweilen ist Friede, und General Santos², Tajes' Vorgänger in der Präsidentsur, dessen Rückkehr schon mehrmals befürchtet wurde, weilt noch jenseits des Oceans.

Die Einwohnerzahl von Montevideo betrug dem officiellen „Anuario estadístico“³ zufolge im Jahre 1884: 115 462 und wird von demselben für das Jahr 1887 auf 134 346 berechnet. Beinahe die Hälfte dieser Zahl sind auswärtige Elemente, deren Mischungsverhältniß in dem zuerst erwähnten Jahre in folgenden Ziffern angegeben wird: Spanier 14 500, Italiener 13 600, Franzosen 6 720, Argentinier 3 750, Brasilianer 1 820, Engländer 1 290, Deutsche 462, Angehörige anderer Nationen 2 858.

Was Reichthum angeht, so wird wohl keine Stadt⁴ Südamerika's, Buenos Ayres ausgenommen, Montevideo den Rang streitig machen. Da der Gesamthäuserwerth von Montevideo auf 80 000 000 Pesos angegeben wird, so kommt, wenn man diese Summe auf die 120 000 Einwohner theilt, auf den einzelnen ein Hausbesitz im Betrag von ca. 660 Pesos oder

¹ Noch im Jahre 1889, zu Anfang August, brachten die Zeitungen die Nachricht, „daß ein Individuum kürzlich bei Nacht einen Koffer im Hafen von Montevideo aufgab, in welchem zwölf Bomben sich vorfinden. Major Lrianon, ein Chef der Wache, eilte sogleich zum Präsidenten der Republik, General Tajes, um davon Mittheilung zu machen, ihm sowie dem Kriegsminister u. d. Die Dampfer „Camillo“ und „Ribadavia“, die zur Abreise nach Buenos Ayres bereit waren, wurden zurückgehalten, und es begann eine große Untersuchung, wobei fünf Personen, darunter Major Ponse, als Verdächtige verhaftet wurden. Der junge Mensch, Justo Casanova, der die Bomben mit sich führte, bekannte, dieselben seien in der Stadt La Plata angefertigt, und bestimmt gewesen, bei einer großen Parade am 25. August geschleudert zu werden, um den Präsidenten, die Minister, Bataillonschefs u. a. zu tödten; er kenne die nicht, die ihn mit der Ueberführung des Koffers beauftragt hätten. Außer den zwölf Orfini-Bomben waren auch noch andere gefährliche Sprengstoffe im Koffer; es sollten noch weitere Sendungen nachfolgen mit 188 Bomben. Im „Club Tiro“ und „Gimnástica Nacional“ wurden sechs Kisten mit Kapseln und Remingtongewehren aufgefunden; alle Mitglieder sollten von der Polizei verhaftet werden. Die Untersuchungen gehen weiter fort; nach Buenos Ayres und La Plata wurden Telegramme mit dem Ersuchen um Beihilfe und um Verhaftung von Verdächtigen entsandt. Darunter soll auch ein Mädchen aus Chile sein.“

² General Máximo Santos war Präsident vom 1. März 1882 bis 1. März 1886.

³ Anuario estadístico de la República oriental del Uruguay 1888. Andere Quellen geben die Einwohnerzahl von Montevideo nicht gerade so hoch an.

⁴ Der Gesamtreichthum von Uruguay wurde im Jahre 1880 auf 211 159 715 Pesos angegeben. In diesen theilten sich 39 649 Eigenthümer so, daß 119 784 224 auf Angehörige fremder Nationalitäten fielen, und zwar befanden sich unter diesen: 6150 Spanier mit 27 152 185, 4901 Italiener mit 22 671 450, 2665 Franzosen mit 13 527 161, 430 Engländer mit 10 308 561 Pesos. Danach wären letztere (die englischen Insassen) die relativ reichsten des Landes.

5. Montevideo, seine Geschichte und seine Bewohner.

2640 Mark, während z. B. in Rio de Janeiro auf den Kopf nur 630 Pesos oder 2580 Mark kommen.

Weniger günstig fällt der Vergleich in Beziehung auf den Handel aus. Hier figurirt:

Montevideo	mit 28 Millionen, was auf den einzelnen 233 Pesos macht,	
Buenos Ayres	" 81	" " " " " 264 " "
Rio de Janeiro	" 108	" " " " " 390 " "

Die Gesamtzahl der Häuser von Montevideo wird auf beiläufig 11 000 angegeben; der Durchschnittswerth wäre mithin 7000—8000 Pesos.

Die Handelsbeziehungen von Montevideo erstrecken sich vorzüglich auf Frankreich und England, und zwar hat, was den Export anlangt, Frankreich das Uebergewicht, während England im Import es Frankreich zuborthut.

Den Einfluß Frankreichs auf Uruguay kann man vielfach im öffentlichen Leben bemerken. Besonders aber gewahrt man bei dem Militär sofort den französischen Schnitt.

Montevideo hat drei Docks, d. h. künstliche Einbuchtungen am Hafen, welche den Zweck haben, die Schiffe theils gegen die Schwankungen von Ebbe und Flut zu schützen (nasse Docks), theils schadhafte Schiffe behufs der Ausbesserung trocken zu legen (trockene Docks). Diese Docks gehören Privateigenthümern. Eines ist das Trockendock Gounouillou am Hafeneingang. Es wurde 1870 eröffnet und mißt gegen 100 m Länge. Das zweite ist unter dem Namen Mauá bekannt. Es ist ebenfalls ein Trockendock. Die Wassertiefe am Eingang desselben beträgt 5 m. Durch Pumpenwerke kann es jedoch in vier Stunden trocken gelegt werden. Mauá, der ehemalige Eigenthümer dieses Docks, war seiner Zeit Director einer Bank in Montevideo, welche ihre Zweigbanken in Porto-Alegre, Rio Grande und Pelotas hatte. Als solcher war er einer der vielgenanntesten Börsenfürsten des Südens; allein er machte vor mehreren Jahren Bankerott. Allem Vernehmen nach war Mauá wohlmeinend und ehrlich. Die letzten Jahre verbrachte er in stiller Zurückgezogenheit und ganz vor kurzem meldeten die Zeitungen seinen Tod. Das dritte Dock ist das von Jackson und Gibils. Es wurde in den Jahren von 1874—1878 gebaut und ist wohl das bedeutendste von allen.

Beschreibungen zufolge ist es aus Granitquadern hergestellt, 135 m lang und 24 m breit, und tief genug, um Schiffe mit 7 m Tiefgang einzulassen. In der Mitte befindet sich ein eisernes Thor, durch welches das Becken nöthigenfalls in zwei getheilt werden kann. Ist das Thor geschlossen, so kann das Wasser durch ein 40 Pferdekkräfte starkes Pumpwerk in acht Stunden entfernt und so das Dock trocken gelegt werden.

II. Montevideo.

6. Erste Eindrücke.

Das „Seminario Conciliar“. — Eine wohlthätige Familie. — Der erste Ausflug. — Ein Besuch bei Bischof Oregui. — Die Kathedrale. — Oeffentliche Plätze. — Eine Ueberraschung. — Die Straßen von Montevideo. — 18. Juli. — Die Wohnungen. — Ein Blick ins Innere.

Wir sind also in Montevideo.

Es ist natürlich, daß wir uns vor allem das Haus ein wenig ansehen, das uns beherbergt.

Das Priesterseminar von Montevideo ist ein stattliches Gebäude, das mit seinen Spielhöfen eine ganze Manzana, d. h. eines jener regelmäßigen Vierecke umfaßt, in welche Montevideo durch seine Straßen getheilt ist. Es dient einem doppelten Zwecke, da es Seminar und Colleg zugleich ist. Als Priesterseminar ist es nach den Bestimmungen des Tridentiner Concils eingerichtet, und als Colleg bietet es seinen Zöglingen die volle Ausbildung, welche als Vorbereitung auf die Universitätsstudien von der Regierung gefordert wird.

Schöne, lichte Gänge, geräumige Unterrichtssäle, wohl ausgestattete physikalische, chemische und naturhistorische Cabinette und vor allem ein 54 m langer Saal, der mit seinem getäfelten Boden, seinen kunst- und geschmackvollen, die verschiedenen Wissenschaften symbolisirenden Wanddecorationen und seiner eleganten, für Declamationen und theatralische Vorstellungen bestimmten Bühne für die feierlichen Gelegenheiten des Schuljahres (Fig. 9) machen das Seminar zur hervorragendsten Unterrichtsanstalt der Stadt.

Während wir durch die Gänge gehen, ist gerade die Zeit der Erholung gekommen. In Reihen zu je zwei kommen von verschiedenen Seiten her die Alumnen des Seminars und die Zöglinge des Collegs, und begibt sich jede Abtheilung nach dem ihr zugehörigen Spielhof. Die Seminaristen, theils Knaben, theils Jünglinge, welche sich bereits unmittelbar auf das Priesterthum vorbereiten, tragen alle das clericale Gewand; die Zöglinge ihren leichten Staubkittel, der mit einer Schleife um die Lenden zusammengehalten wird. Mit frischem, heiterem Blick, zum Theil mit einer gewissen schelmischen Neugierde, schauen uns die Jungen von Montevideo an und nickten den fremden Gästen zutraulich ihren Gruß.

Die Kapelle des Seminars ist klein; sie steht nicht im Verhältniß zu der großen Zahl der Besucher; doch hebt sich bereits eine große, herrliche Kirche über den Fundamenten empor und schreitet mit jedem Tage mehr ihrer Vollendung zu.

Einen Umstand, dem diese Kirche ihre Entstehung verdankt, darf ich nicht verschweigen. Wie mir erzählt wird, handelte es sich um die Vertreibung der religiösen Genossenschaften aus Montevideo: da machte eine

6. Erste Eindrücke.

fromme Dame, Madame Jackson, ein Gelübde. Ich muß hier gleich bemerken, der Name Jackson wird uns später noch öfter begegnen. Es ist großartig, mit wie vielen Werken der Frömmigkeit und Nächstenliebe derselbe in Verbindung steht, und man muß staunen, wenn man von der wahrhaft fürst-

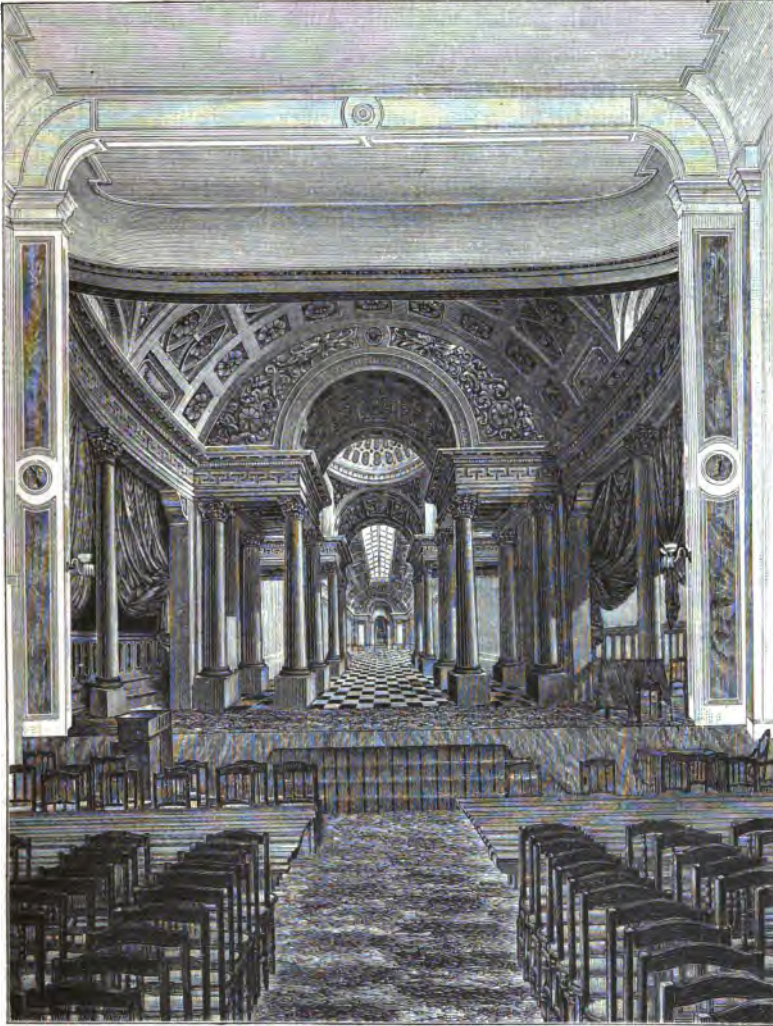


Fig. 9. Ein Saal des Collegs in Montevideo.

lichen Freigebigkeit hört, welche diese Familie in Montevideo und wohl auch über die Grenzen der Stadt hinaus entfaltet. Ich will hier nur einige der vielen Schenkungen und Stiftungen anführen, die von derselben ausgehen. Außer der halben Million Mark, welche die Seminarkirche erhielt, schenkte Schupp, La Plata.

II. Montevideo.

die Familie, wie ich aus zuverlässiger Quelle erfuhr, den Salesianerinnen 90 000 Pesos (360 000 Mark), den Hermanas del Huerto 40 000—50 000 Pesos (160 000—200 000 Mark) und den deutschen Schwestern von der christlichen Liebe 20 000 Pesos (80 000 Mark). Mehrere Anstalten, und darunter die der Hermanas de la Caridad mit 500 Schülerinnen, wurden ganz von der Familie Jackson unterhalten, und man darf wohl sagen, daß es in Montevideo kein edles Werk von einiger Bedeutung gibt, bei welchem dieselbe nicht in hervorragender Weise theilhaftig wäre. Das Gelübde, welches die edle Dame machte, war: ein großes ihr gehöriges Ländereigebiet zu einem frommen Zwecke zu geben, falls die Vertreibung nicht zur Ausführung käme. Wirklich unterblieb dieselbe, und die Ländereien, im Werthe von 130 000 Pesos (ca. 500 000 Mark), wurden dem bischöflichen Seminar zum Bau einer Kirche überwiesen.

Bezüglich unserer Aufnahme im Seminar kann ich nur das eine sagen, daß man selten auf einem so kleinen Fleck Erde mehr brüderliche Liebe beisammen trifft, als man uns hier entgegenbrachte. Der hochwürdige P. Rector und die übrigen Patres überboten einer den andern, um uns, jeder in seiner Weise, den Aufenthalt in Montevideo angenehm zu machen.

Unser erster Besuch galt, wie es sich von selbst verstand, dem hochwürdigsten Herrn Bischof von Montevideo. Um denselben sicher zu treffen, begaben wir uns nach der Kathedrale, wo derselbe die Morgenstunden zuzubringen und die amtlichen Besuche zu empfangen pflegt. Da P. Brugier mein Begleiter war, brauchte ich den Weg nicht zu suchen.

Wir benutzten die Pferdebahn, welche in vielen Linien die äußersten Punkte der Stadt miteinander verbindet.

Die Kathedrale liegt an der Plaza Constitucion (Fig. 10).

Beim Eintreten empfing uns ein ernstes, andächtiges Halbdunkel, das in den weiten Hallen herrscht. Die Messen waren zu Ende; doch sah ich noch eine Anzahl von Herren aus den vornehmeren Ständen und mehrere schwarz verschleierte Damen vereinzelt umherknieen. Mir fiel die tiefe Sammlung auf, mit der ich sie beten sah, und mein Herz fühlte sich eigenthümlich ergriffen.

Durch eine Seitenthür gelangten wir in das Zimmer des hochwürdigsten Herrn. Es ist höchst einfach und von geringer Ausdehnung. In einem Schrank befindet sich hinter Glas eine kleine, aber ausgewählte canonistische Bibliothek. Vor dem Schrank sitzt an seinem Schreibtisch der Bischof. Verschiedene geistliche Herren gehen ab und zu.

Innocencio M. Yéregui ist von mittlerer Größe, nicht hager, aber auch nicht gerade beleibt. Sein Antlitz ist der vollendete Ausdruck einer biedern, menschenfreundlichen Seele, und der ruhige, feste Blick seines Auges verräth, daß er Schwierigkeiten nicht aus dem Wege geht. Geboren im Jahre 1833, weihte er sich als Jüngling dem Priesterthum, war 1863

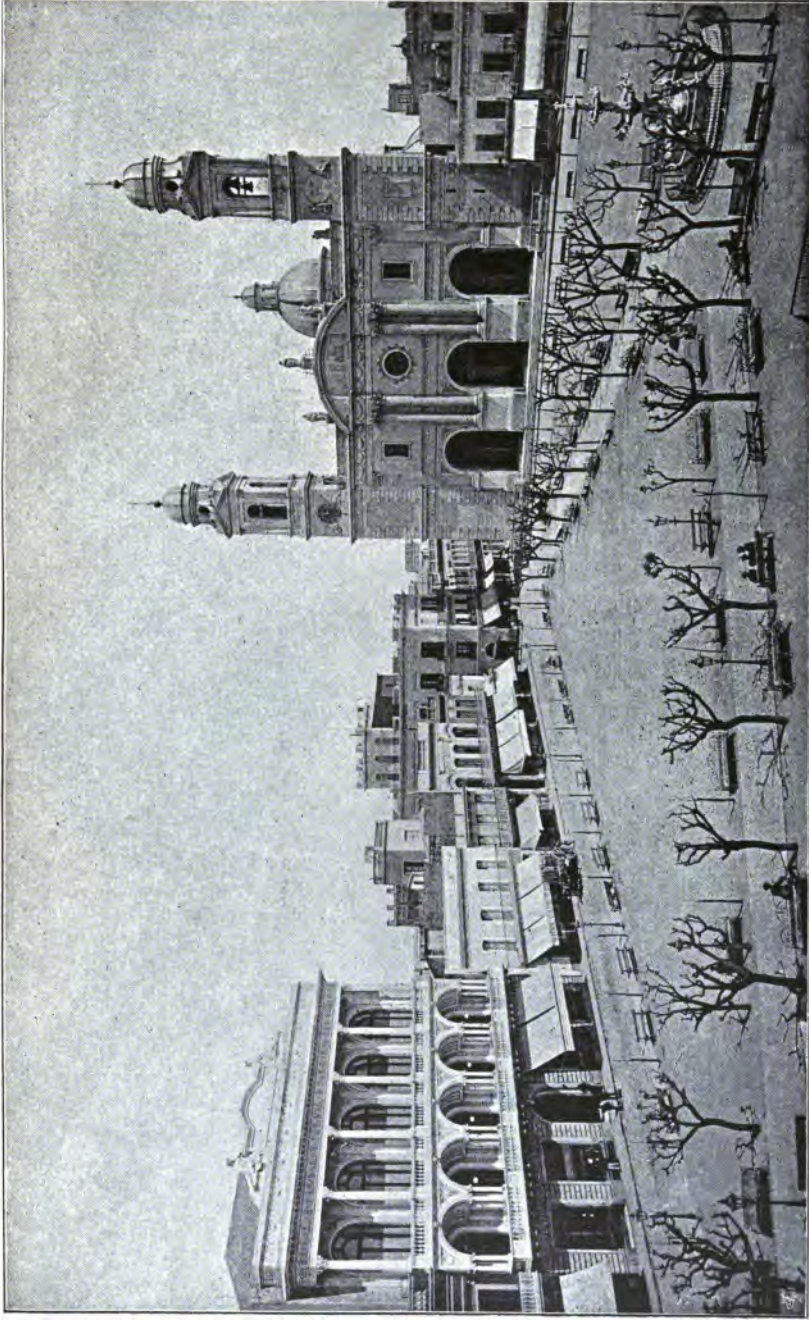


Fig. 10. Kathedrale und Plaza Constitución in Montevideo.

6. Erste Eindrücke.

bis 1877 an der Kathedrale angestellt und Generalvikar des Apostolischen Vikars und spätern Bischofs von Montevideo, Monseñor Vera (Fig. 11). 1878 von der Regierung mit einer Sendung nach Rom betraut, welche die Erhebung des Vikariats zur selbständigen Diöcese zum Zweck hatte, kehrte er mit der Würde eines päpstlichen Hausprälaten in die Heimat zurück und wurde wenige Jahre später auf Betreiben seines Oberhirten als Titularbischof von Canopo zu dessen Coadjutor ernannt.

Der hochwürdigste Herr empfing uns mit liebenswürdiger Ungezwungenheit. Bezüglich der Weihe unserer beiden Scholastiker erklärte er sich sofort bereit, dieselbe vorzunehmen, und überließ es uns sogar, den Tag derselben zu bestimmen, eine Erlaubniß, von der wir freilich keinen Gebrauch machten.

Da am 28. December einige Nummern des Seminars, die ersten, welche aus demselben hervorgingen, zu Priestern sollten geweiht werden, so wurde derselbe auch für die Weihe der beiden Scholastiker festgesetzt.

Vor unserem Weggehen machte uns der Bischof darauf aufmerksam, daß am kommenden Sonntag die feierliche Grundsteinlegung der neu zu errichtenden Waisenhaukirche stattfinden und der Präsident der Republik dabei die Pathenstelle vertreten werde. Offenbar lag in dieser Mittheilung zugleich die stille Einladung, bei der gedachten Feier zu erscheinen.

Als wir in die Kathedrale zurückkamen, sahen wir die Andächtigen noch immer im Gebete. Was mag sie doch so

lange zurückhalten? Ist es Kummer, ist es Noth, sind es Sorgen oder Seelenkämpfe, oder sind es die großen Interessen des Vaterlandes, der Kirche, der Menschheit?

Wer kann in die Herzen der Menschen hineinschauen? Allein selten ist mir die Bedeutung des katholischen Gotteshauses so sehr zum Bewußtsein gekommen wie heute. Was immer ein gläubiges Herz bewegen mag, sei es Freud oder Leid, und was es keinem andern Herzen zu vertrauen wagt, hierher darf es alles bringen, überzeugt, daß es verstanden wird, auch wenn es keine Worte fände, seinen inneren Bewegungen Ausdruck zu geben. O wie viele Tausende sind wohl schon an diesem Orte erschienen, die Seele von Schmerz und Kummer gedrückt, und sind getröstet von dannen gegangen! Indem ich hierüber nachdenke, scheint mir noch einmal so groß das Glück



Fig. 11. Dr. Vera, erster Bischof von Montevideo.

II. Montevideo.

eines frommgläubigen Gemüthes und das Glend derjenigen, die mit dem Glauben zugleich den letzten und besten Trost des Lebens verloren haben.

Die Kathedrale ist groß und schön und im Innern reich ausgestattet, kann sich jedoch mit den herrlichen Meisterwerken der kirchlichen Baukunst



Fig. 12. Club Uruguayo in Montevideo.

Europa's nicht messen. In einer Seitenkapelle traf ich eine größere Anzahl von Andächtigen, die ihre Anbetung vor dem Allerheiligsten machten.

Im linken Seitenflügel befindet sich das Grab des Generals Flores. Man zeigte uns auch die Sacristei und die vielen reich mit erhabenen Gold-

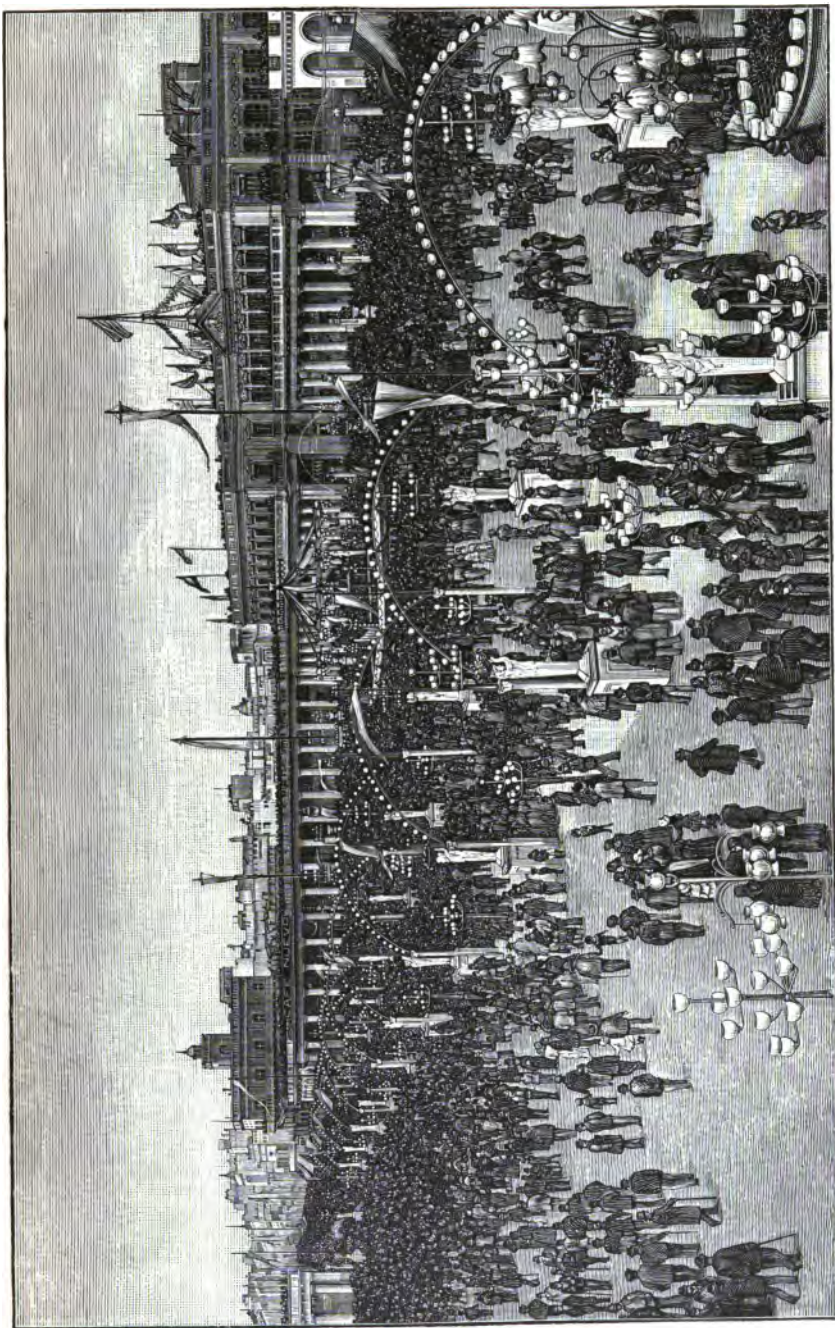


Fig. 13. Plaza Independencia in Montevideo bei feierlichen Anlässen.



6. Erste Eindrücke.

fridereien verbrämten bischöflichen Gewänder, lauter Geschenke großmüthiger Privatwohlthätigkeit, die auch in den Entfeln der alten Spanier nicht erloschen ist.

Von der Höhe des Domes bietet sich dem Auge eine wundervolle Aussicht über die Stadt und den Hafen bis zum fernen Cerro (s. Fig. 6).

Den Heimweg machten wir zu Fuß. Dies gab mir Gelegenheit, die Stadt mit etwas mehr Ruße zu betrachten.

Wir traten auf die Plaza Constitucion, an welcher, wie bemerkt, die Kathedrale liegt. Der Platz bildet ein großes, regelmäßiges Viereck, das durch diagonal sich schneidende Wege in vier gleiche Dreiecke getheilt ist. Zahlreiche, symmetrisch angebrachte Ruhebänke begrenzen abwechselnd mit Bäumen die einzelnen Felder. Im Centrum aber erhebt sich ein marmorner Brunnen, der mit symbolischen Figuren und Inschriften historischen Inhaltes geschmückt ist.

Schaut man von der Kathedrale aus über den Platz hinweg, so hat man vor sich den sogen. Cabildo, wir würden sagen das Rathhaus, ein großes Gebäude, das zugleich als Polizeiquartier, Deputirtenkammer und Senatspalast dient, zur Rechten aber den Club Uruguayo (Fig. 12), wohl das schönste Privatgebäude der Stadt.

Nicht weit entfernt von der Plaza Constitucion ist ein anderer öffentlicher Platz, schöner als ersterer; es ist die Plaza Independencia. Hier finden sich die hauptsächlichsten öffentlichen Gebäude beisammen, welche mit ihren prächtigen Facaden und Säulenhallen eine entsprechende Einfassung zu dem herrlichen Platze bilden und demselben ein imposantes Ansehen verleihen. Jedoch muß ich bemerken, daß verschiedene Privatgebäude, Gasthöfe, Cafés, Bazare, Banthäuser u. an Pracht und Großartigkeit jenen nichts nachgeben.

Einen besonders brillanten Anblick erhält der Platz bei feierlichen Gelegenheiten. Auf zahlreichen, über Säulen gespannten Bogen brennen dann Tausende und Tausende von Gasflammen in Glöden von Milchglas und beleuchten mit ihrem zauberhaften Lichte hier die in symmetrischen Reihen den Weg entlang aufgestellten und Blumenkörbe tragenden Statuen, dort die reizenden Pavillons mit ihren Flaggen und Wimpeln und im Hintergrunde die stolzen Facaden der mit Fahnen geschmückten Gebäude, während Tausende von Zuschauern im Scheine der zahllosen Lichter sich in ungezwungener Unterhaltung auf dem Platze ergehen und andere Tausende in gehobener Stimmung von den Dächern und Fenstererkern herab in die wogenden Massen schauen (Fig. 13).

Wir gingen an dem Regierungsgebäude vorüber und kamen zum Waffenarsenal (Inspeccion general de armas). Unter der Säulenhalle trafen wir eine Anzahl von Soldaten in französischer Zuavenuniform, die theils auf Bänken saßen, theils auf der Erde kauerten.

II. Montevideo.

Ich erinnerte mich in diesem Augenblicke an die Leichtfertigkeit, welche ich nordwärts von Uruguay vielfach unter den Soldaten getroffen, und an manche spöttische Auslassungen, wie ich sie wohl selbst schon von denselben erfahren, und machte mich auf irgend einen frivolen Spaß gefaßt.

Während ich mich damit beschäftigte, mein Gemüth in die rechte Verfassung zu versetzen, waren wir unmittelbar in die Nähe des Gebäudes gekommen. Im selben Augenblick sah ich, wie alle wie auf Commandoruf von ihren Sitzen emporschnellten und in ehrfurchtsvoller Haltung das Gewehr präsentirten.

Ich erzählte später den Vorfall, meine Befürchtung und meine Ueberraschung, zu Hause, was eine große Heiterkeit hervorrief. Die Patres versicherten mir, daß die uruguayischen Soldaten, Gemeine sowohl wie Officiere, stets dem Priester mit Aufmerksamkeit und Hochachtung begegnen, und ich hatte in der Folgezeit wiederholt Gelegenheit, mich selbst hiervon zu überzeugen. Verschiedenemal ging ich an Officieren der Republik vorüber und ward stets von denselben mit zuvorkommender Höflichkeit begrüßt.

Als Beweis für die freundschaftliche Gesinnung des Militärs gegenüber den Patres zeigte man mir eine große und schwere goldene Medaille, welche das Officiercorps bei Gelegenheit der Cholera im Jahre 1887 eigens hatte prägen und zweien unserer Patres für ihre im Militärspital geleisteten Dienste hatte überreichen lassen.

Da wir einmal unterwegs sind, wollen wir gleich noch einen dritten Platz besuchen, welcher in derselben Richtung liegt und eine Zierde von Montevideo ist. Es ist die Plaza Cagancha.

Wir treten in die Straße „18 de Julio“, welche die beiden Plätze miteinander verbindet. Schon von ferne sehen wir im Centrum der Plaza Cagancha eine hohe, stolze Statue ragen.

„18 de Julio“ wird als die schönste Straße von ganz Südamerika angesehen, wohl mit Recht. 26 m breit und rein wie gefegt, macht sie mit ihrem regelmäßigen Pflaster, ihren feinen Trottoirs, ihren stolzen Häusern, ihren prächtigen Läden und öffentlichen Plätzen einen wirklich großartigen Eindruck. Hier ist der Palast des gegenwärtigen Präsidenten; hier steht auch jener des Expräsidenten Santos¹, der nun freilich sammt den 40 Millionen, welche er sich, wie man sagt, während seiner Präsidentschaft auf die Seite zu legen gewußt, vom Schauplatz von Montevideo verschwunden ist.

¹ Während ich dies schreibe, ist General Santos in Buenos Ayres gestorben. Seine Leiche wurde nach Montevideo gebracht, aber nicht kirchlich begraben, da der wachhaltende Officier eiblich versicherte, Santos habe die Sacramente nicht empfangen wollen. Das Begräbniß war officiell großartig; allein im Hause und am Grabe mußten Wachen gestellt werden, weil, wie verlautete, eine Partei damit umging, den Leichnam zu beschimpfen.

6. Erste Eindrücke.

Wir haben nun die Plaza Sagancha erreicht. Vor uns erhebt sich auf hoher Marmorsäule die Kolossalstatue der Freiheit, in der einen abwärts gesenkten Hand die zerrissenen Ketten der Knechtschaft, in der andern hoch in den Lüften die Fackel der Freiheit tragend. Der Platz ist sehr groß, und wie man mir erzählt, pflegt hier in der ruhigen Tageszeit die feiernde Welt von Montevideo beim Klang der Militärmusik mit Vorliebe sich zu ergehen.

Die Stadt hat noch zwei andere hübsche Plätze: die Plaza de Flores und die Plaza de los Treinta y tres (d. i. der „dreiunddreißig“ Befreier des Landes). Doch liegen dieselben zu weit von unserem Wege ab, um sie jetzt zu besuchen.

Obwohl diese zum Theil wahrhaft herrlichen Plätze in erster Linie die Verschönerung der Stadt sowie die durch das freie Spiel der Luft bedingte öffentliche Gesundheit zum Zweck haben mögen, so entsprechen sie doch gleichzeitig in vorzüglicher Weise dem romantisch angelegten Charakter des Südländers. Feste, großartige Volksfeste, bei denen sich der ganze Pomp und Reichtum seiner Granden in vollem Glanze entfalten konnte, waren von altersher der Stolz des spanischen Volkes im Mutterlande; sie sind es auch jetzt noch bei den Söhnen desselben in den Kolonien. Diese weiten, prächtigen Plätze aber sind für die Entfaltung derartiger Feste der rechte Ort und die stolzen Häuser umher der geeignete Rahmen.

Die Straßen von Montevideo sind durchweg sehr breit¹, reinlich und nett, die Trottoirs zum Theil mit feinen Plättchen belegt. Hier und da sind in regelmäßigen Zwischenräumen Magnolien oder andere Zierbäume vor den Häusern gepflanzt, die Hitze der Mittagssonne zu brechen, und wo sie fehlen, da sind an den betreffenden Stellen in der Pflattung kleine Quadrate freigelassen, um die noch zu pflanzenden aufzunehmen.

Alle Straßen kreuzen sich rechtwinklig, indem sie die in der Mitte stark gewölbte Landzunge, die einen der Länge, die anderen der Breite nach schneiden. Dieser Umstand erleichtert nicht bloß die Ventilation, sondern auch die Reinhaltung der Stadt. Frisch und ungehindert hält der Seewind seinen Einzug, und jeder Regen, welcher die Straße wäscht, nimmt zugleich allen Schmutz mit großer Gewalt zum La Plata hinab.

Welch reges, bewegtes Leben herrscht doch hier überall: Fußgänger und Wagen, Pferdebahnen und Carrossen! Das ist eine andere Geschäftigkeit, als man sie z. B. in Porto Alegre trifft. Und doch, wie belebt ist Porto Alegre, wenn man es mit Pelotas oder gar mit Rio Grande vergleicht!

Was mir auffällt und was mich entzückt, das sind die frischen und vollen Gesichter und die reinliche Kleidung bei alt und jung. Man sieht:

¹ Die Straßen der Altstadt haben 12 varas (10 m), die der Neustadt 17 m Breite.

II. Montevideo.

hier ist Wohlstand, und Nahrungsorgen kennt man nicht. Ein Bettler in der Straße ist ein seltener Anblick.

Gesetz und würdevoll kommen die uruguayischen Matronen daher, schlicht und sittsam die Jungfrauen. Jenes leichtfertige und kokette Schälgen und Neugeln, wie ich es sonstwo beobachtet habe, bemerkt man hier nicht.

Von den Hauptstraßen trägt jede ein charakteristisches Gepräge. Brillant ist „25 de Maio“. Ihre Juwelier- und Goldschmuckläden, ihre Kleidermagazine, Cafés zc. sind luxuriös. In der Straße „18 de Julio“ trifft man hervorragende Geschäftshäuser für Groß- und Kleinverkauf von Eisenwaaren, Möbeln, Woll-, Seiden- und Baumwollkleidern zc., während die Calle (Straße) Rincon durch ihre glänzenden Tuch- und sonstigen Gewebeläden, Eßwaarenhandlungen zc. ausgezeichnet ist.

Die Wohnhäuser sind allesamt freundlich und nett, und die großen Fenster im Erdgeschoß mit zierlich ornamentirten Eisenstäben vergittert, die mit ihrem grauen Anstrich wohlthuend zur Farbe der Wände stimmen.

Im Vorübergehen hatte ich Gelegenheit, durch die tagsüber stets offenen Thüren einen Blick in das Innere zu thun.

Die Hausgänge sind durchweg mit zierlichen Steinplättchen, die Wände bis zu einer gewissen Höhe mit Porzellanquadraten belegt, die sich zu geschmackvollen Mustern zusammenfügen. Im Hintergrund pflegen sie sich in eine Art Höfchen zu erweitern, das übrigens nicht weniger elegant als der Ausgang und überdies mit reizend gruppirten Blumen und Zierpflanzen geschmückt ist. Weiß und roth blühende Kamelien, immergrüne Oleander, anmuthige Zwergpalmen, schlankte Kiliengewächse, phantastisch geformte Orchideen, prächtige Cannaceen finden sich da oft mit saftigen Blattpflanzen, zarten Farnen, frischgrünen Moosen und manchem allerliebsten Blümlein in schönster Anordnung beisammen.

Man kann sagen, daß diese Höfchen in gewisser Weise für das Haus daselbe, was die oben erwähnten Plazas für die Stadt sind.

7. Einige öffentliche Gebäude.

Das Museum. — Der Mercado. — Das Postgebäude. — Die Börse.

Ein Hauptzweck meiner Reise nach dem Süden war der Besuch der Museen von Montevideo und Buenos Ayres. Bei dieser Gelegenheit hoffte ich, eine Reihe von naturhistorischen Objecten, zu deren Classification die Mittel¹ unseres Collegs nicht ausreichten, zu bestimmen, nebenbei die innere

¹ Die naturhistorischen Werke, welche bei Bestimmung der hiesigen Fauna dienen können, sind zum Theil exorbitant theuer: Gubners Sammlung exot. Schmetterlinge

7. Einige öffentliche Gebäude.

Einrichtung der betreffenden Museen in Einsicht zu nehmen und wo möglich auch einige persönliche Beziehungen anzuknüpfen, welche für die Zukunft von Nutzen sein könnten.

Zum Zweck der Bestimmung hatte ich, wie schon oben gesagt, eine Anzahl von Kästchen mit Schmetterlingen, Käfern und anderen Insecten mitgebracht. Die größeren Objecte, für deren wissenschaftliche Unterbringung sich schon leichter die geeigneten Bücher auftreiben lassen, waren daheim geblieben.

Ein Professor der Naturgeschichte am Colleg, ein ausgezeichnete Herr, welcher mit den leitenden Herren des Museums von Montevideo bekannt war, bot sich mir als Begleiter an.



Fig. 14. Theater Solís mit dem Museum in Montevideo.

Das Museum bildet den Seitenflügel eines imposanten Gebäudes, dessen Mittelbau das Theater „Solís“ ist. Das Ganze hat eine dorische Fassade und soll seine 260 000 Pesos, etwa eine Million Mark, gekostet haben. Das Theater faßt gegen 3000 Zuschauer. An Vorstellungstagen findet sich hier ein ausgewähltes Publikum beisammen, und wie Schriftsteller behaupten,

kostet 1080 Mark; Dorbigny's Voyage dans l'Amér. mér. etc. 780 Mark; Burmeister's Descript. phys. de la Rep. Arg. mit 120 Mark ist noch billig. Andere Specialwerke figuriren im antiquarischen Katalog mit 80, 94, 580 r. Mark, und doch bezieht sich jedes derselben nur auf eine bestimmte Thierklasse oder auch nur auf eine bestimmte Ordnung von Thieren; es wäre also zu einer allseitigen Bestimmung nöthig, alle zugleich zu besitzen.

II. Montevideo.

entfalten bei diesen Gelegenheiten an erster Stelle die Damen von Montevideo eine Eleganz, wie sie von den Frauen keiner Stadt der Welt übertroffen wird.

Hier, vor dem Eingang ins Theater (Fig. 14), erhielt Präsident Santos den Schuß, der ihm die Kinnlade zerschmetterte. Er war noch verhältnißmäßig billigen Kaufes davongekommen; denn der Mörder hatte es auf sein Leben abgesehen, und nur dem Umstand, daß Santos im Moment, da jener losbrückte, sich zu einem seiner Kinder niederbückte, verdankte er seine Rettung.

Die Herren, welche mit der Direction des Museums betraut sind, empfangen uns mit zuvorkommender Freundlichkeit und gestatteten uns den Zutritt zu den verschiedenen Abtheilungen.

Die Wahrheit zu sagen: ich war enttäuscht. Ich hatte mir etwas Großartigeres vorgestellt und fand nichts davon. Die Gegenstände sind nicht einmal sehr gut geordnet.

Man tritt zuerst in einen großen Saal. An den Wänden ist eine Reihe von größeren und kleineren Bildern aufgehängt, von denen einige nicht ohne künstlerischen Werth sind.

Zerstreut finden sich verschiedene Curiositäten, wie z. B. die Rüstung eines japanesischen Kitters, auch einige Kriegstrophäen und sonstige Objecte von historischer Bedeutung. Auch eine Münzsammlung ist vorhanden; dergleichen eine ziemlich reichhaltige Mineraliensammlung.

Mir kam es hauptsächlich auf den zoologischen Theil an, und da meine Zeit beschränkt war, konnte ich den genannten Gegenständen nur eine vorübergehende Aufmerksamkeit zuwenden.

Wir gelangten in einen zweiten, kleinern Saal. Das erste, was mir hier ins Auge fiel, war der fossile Panzer eines jener kolossalen Armadille, wie sie jetzt noch in den Pampasebenen Argentiniens begraben liegen.

Nun sah ich mich nach den Amphibien und Reptilien um. Da die Sammlung unseres Collegs¹ sehr reich an verschiedenen Arten dieser Thier-

¹ Die verschiedenen Gattungen und Arten der gedachten Thierklasse, welche das Cabinet des Collegs aufweist, sind:

I. Ophidien:

- | | |
|---|---|
| 1. <i>Elapomorphus lemniscatus</i> Dum. et | 11. <i>Herpetodryas carinatus</i> Schleg. |
| 2. <i>Coronella Jaegeri</i> Günth. [Bib.] | 12. <i>Xenodon rhabdocephalus</i> Günth. |
| 3. „ <i>anomala</i> Günth. | 13. „ <i>Neuwiedii</i> Günth. |
| 4. <i>Liophis Morremii</i> Jan. | 14. <i>Heterodon Dorbignyi</i> Dum. et Bib. |
| 5. „ <i>poecilogyrus</i> Wied. | 15. <i>Philodryas Schottii</i> Schleg. |
| 6. „ <i>almadensis</i> Wagl. ? | 16. „ <i>aestivus</i> Günth. |
| 7. <i>Dromicus flavifrenatus</i> Cope. | 17. „ <i>Olfersii</i> Wagl. |
| 8. „ <i>melanostigma</i> Jan. | 18. <i>Tomodon dorsatus</i> Dum. et Bib. |
| 9. <i>Coryphodon pantherinus</i> Dum. et Bib. | 19. <i>Helicops carinicaudus</i> Wagl. |
| 10. <i>Spilotes variabilis</i> Wied. | 20. <i>Leptognathus Mikanii</i> Schleg. |

7. Einige öffentliche Gebäude.

Klasse ist, so hoffte ich mit Rücksicht auf letztere einen Vergleich zwischen der Fauna unserer Provinz und jener der Republik Uruguay anstellen zu können. Nun fand ich zwar eine ziemlich große Anzahl von Schlangen, Batrachiern und Eidechsen. Allein dieselben waren weder bestimmt noch geordnet und zum Theil überdies in einem Zustand der Abgängigkeit, welcher meine Absicht illusorisch machte. Einige Formen fand ich, die mir neu waren, und, was mir auffiel, mehrere in ziemlich zahlreichen Exemplaren, die ich in der Provinz Rio Grande do Sul bis jetzt nicht angetroffen habe. Doch waren dieselben, wie gesagt, nicht bestimmt und fehlte die Zeit zu einer nähern Prüfung.

Auch die Insectensammlung war noch sehr in einem Anfangszustand begriffen; im Grunde genommen war nur mit den Käfern der Versuch einer geordneten Sammlung gemacht und dies ausschließlich durch die Bemühungen eines jungen, leutseligen Herrn, Rodolfo Amargós, den ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte. Da derselbe sich mit großem Eifer und ebenso großer Ausdauer dem Studium der Insectenwelt zugewendet hat, und bei Einrichtung seiner Sammlung mit viel Verständniß und Geschmac zu Werke geht, so ist zu erwarten, daß in nicht langer Zeit das Museum von Montevideo eine mustergiltige Insectensammlung besitzen werde.

In einem folgenden Zimmer befanden sich die Portraits, wenn nicht aller, so doch einer großen Anzahl Präsidenten der Republik. Besonders markirte Physiognomien sah ich wenige darunter. Die Herren schauen im allgemeinen ziemlich langweilig drein; am wenigsten sieht man ihnen an, wieviel Blut unter ihrer Regierung geflossen ist.

Zuletzt zeigte man mir noch eine ethnologische Sammlung, in welcher sich jedoch, wenn ich mich recht erinnere, nur Steinobjecte und darunter viele vorfanden, welche von äußerst primitiver Gestalt waren. Mit einigem

21. <i>Thamnodynastes Nattereri</i> Günth.	27. <i>Elaps lemniscatus</i> Jan.
22. " <i>strigatus</i> Günth.	28. <i>Bothrops diporus</i> Cope.
23. <i>Oxyrhopus cloelia</i> Daud.	29. " <i>alternatus</i> Dum. et Bib.
24. " <i>plumbeus</i> Günth.	30. " <i>Crotalus horridus</i> Lin.
25. " <i>clathratus</i> Dum. et Bib.	31 und 32 hatten noch der Bestimmung.
26. " <i>petalarius</i> Wagl.	

II. Batrachier:

1. <i>Engystoma ovale</i> Fitz.	9. <i>Bufo Dorbignyi</i> Dum. et Bib.
2. <i>Pseudis mantidactyla</i> Bouleng.	10. <i>Hyla faber</i> Wagl.
3. <i>Ceratophrys bigibbosa</i> Peters.	11. " <i>mesophaea</i> Ilens.
4. <i>Paludicola gracilis</i> Bouleng.	12. " <i>rubra</i> Daud.
5. " <i>falcipes</i> Bouleng.	13. " <i>nasica</i> Cope.
6. <i>Leptodactylus gracilis</i> Espada.	14. " <i>pulchella</i> Dum et Bib.
7. " <i>mystacinus</i> Burm.	15. <i>Philomedusa Iheringii</i> Boul.
8. <i>Bufo arenarum</i> Ilens.	

II. Montevideo.

guten Willen konnten übrigens auch diese als Artefacten angesehen werden. Thontöpfe, wie sie sich in unserer Provinz in großer Verschiedenheit der Form und Größe finden, und wie sie auch im Museum unseres Collegs reich vertreten sind, suchte ich vergeblich. Gewiß darf man hieraus den Schluß nicht ziehen, daß dieselben in Uruguay nicht vorkommen, oder daß in ehemaligen Indianerstämmen der Republik die Töpfekunst gänzlich unbekannt gewesen.

Einige Gegenstände der Sammlung waren in ihrer Art wahre Prachtstücke, insofern sie mit einer Vollkommenheit gearbeitet waren, die man bei anderen Exemplaren derselben Art nicht leicht wiederfindet. So erinnere ich mich besonders einiger Waffenstücke von ungewöhnlicher Vollendung.

Nach allem, was ich gesehen, verließ ich das Museum im ganzen und großen wenig befriedigt. In einer so bedeutenden Stadt hatte ich ein so primitives Institut für jene Wissenschaft, auf welche gerade die Gegenwart so viel Gewicht legt, nicht erwartet.

Mancher wird die Thatsache damit erklären, daß er den Spaniern das Interesse an dem Fortgang der Wissenschaften abspricht, und ihnen vorwirft, daß sie speciell für die Pflege der Naturwissenschaft nichts übrig hätten. Dieser Vorwurf wird vorgebracht, und zwar unter Hindeutung darauf, daß die Spanier eine katholische Nation, die katholischen Dogmen aber ein Hemmnis des Fortschritts seien.

Man mag zugeben, daß Spanien wie auch Portugal und die von beiden ausgegangenen Colonien weit hinter den Anstrengungen anderer europäischen Nationen, wie z. B. Frankreichs, Englands, Deutschlands und selbst Italiens, zurückgeblieben und ihre berühmten Namen auf dem Gebiete der neueren Wissenschaften dünn gesäet sind. Allein dies kann nicht mit der Religion dieser Völker in Beziehung gebracht werden; denn es gibt keinen Zweig der Wissenschaft, welcher nicht durch irgend einen aufrichtigen und gesinnungstüchtigen Katholiken mit Vorliebe und ausgezeichnetem Erfolge gepflegt worden wäre oder noch gepflegt würde: ein Beweis, daß Katholik sein und jenen Studien obliegen keineswegs unüberträgliche Dinge sind.

Was aber Uruguay und die südlicher gelegenen, ehemals spanischen Territorien angeht, so läßt es sich sehr leicht erklären, warum dieselben in Hinsicht auf wissenschaftliche Entwicklung mit anderen Culturstaaten nicht gleichen Schritt gehalten haben. In einem Lande, in welchem bis in die letzten Jahre hinein der Bürgerkrieg wüthete, wo jede Partei nur den einen Gedanken hegte, wie sie die andere zum Falle brächte, wo die besten Kräfte und fähigsten Talente massenweise untergingen, da ist es wahrlich kein Wunder, wenn die Institute der Wissenschaft nicht eben glänzend bestellt sind. Es gilt auch hier das *primum vivere, deinde philosophari*.

Vom Theater Solis ist es nur ein Sprung bis zum nächsten Markt, dem schönsten unter den vier Märkten von Montevideo. Er wurde angelegt

7. Einige öffentliche Gebäude.

im Jahre 1867, umspannt über drei preußische Morgen und kostete die Stadt ca. 400 000 Pesos, d. i. 1 600 000 Mark.

Wer durch das Thor des Marktes eintritt, der wird sich wundern über die musterhafte Sauberkeit und Ordnung, welche hier herrscht.

Alle Gegenstände, welche Bezug haben auf den täglichen Consum, finden sich hier in einladender Reinlichkeit und wohlthuender Anordnung ausgestellt. Alle Arten von Gemüsen, Kraut- und Knollengewächsen, Obst und sonstigen Früchten — darunter Aepfel, Kirschen, Aprikosen, Orangen und pfundschwere Birnen —, Eier, Fleisch, Butter, Fische, Hühner, Enten, Gänse, Feldhühner u. trifft man da in reichster Auswahl, und damit der Käufer sicher sei, nur gute und gesunde Waare zu finden, so machen täglich Bevollmächtigte der Regierung den Rundgang und confisciren oder zerstören, was nicht verkaufswürdig ist.

Da wir einmal unterwegs sind, wollen wir schnell noch zwei Gebäude besuchen. Das eine ist der Correo (die Postverwaltung), das andere die Bolsa (Börse).

Zu dem Correo ist dem Publikum der freie Zutritt gestattet; doch muß der Fremde irgend eine Legitimation, wenn nicht seinen Paß, so doch irgend einen Ausweis seiner Persönlichkeit vorzeigen. Durch einen großen Thorgang gelangt man in einen weiten Hofraum. An den Wänden in der Runde des Hofes sind die Briefe, welche wegen mangelhafter Ortsbestimmung nicht bestellt werden konnten, in streng alphabetischer Ordnung der Adressaten-Namen ausgehängt. Hier mag jeder nachsehen, ob nicht von irgend einem Ende der Welt her für ihn ein Brief angekommen; hier mag er, wenn er sonst eine Schwierigkeit hat, die durch die Postbehörde gelöst werden muß, sich getrost an die betreffende Abtheilung wenden. Der Weg zu derselben ist kurz und leicht gefunden, da alle Abtheilungen mit jenem Hofraum in directer Verbindung stehen. Auch braucht er nicht zu fürchten, daß er roh oder abstoßend oder auch nur weniger höflich behandelt werde, sondern darf versichert sein, ein wohlthuendes Entgegenkommen und eine liebenswürdige Dienstbereitschaft zu finden.

Im oberen Stock des Postgebäudes befindet sich die Stadtbibliothek. Sie besteht seit 1833 und enthält 4000—5000 Bände, dazu geographische Karten und die wichtigeren Zeitungen sowohl des Landes, wie auch fremder Nationen. Auch hier dieselbe prompte und höflich-feine Bedienung.

Die Bolsa, welche mancher auf den ersten Blick für eine Kirche halten möchte, wurde im Jahre 1863 erbaut und kostete das Sümmechen von etwas über eine halbe Million Mark. Sie ist das treue Abbild der Börse von Bordeaux und gilt mit ihrem hübschen Ebenmaß und ihren ruhigen, edlen Formen als eines der schönsten Gebäude von ganz Südamerika.

II. Montevideo.

In das Innere zu treten fühlte ich kein Bedürfnis, noch weniger, hinauf in den Thurm zu steigen, obwohl man von dort eine herrliche Aussicht genießt. Will aber der Leser die Flaggen aller Nationen der Welt kennen lernen, so muß er einen Gang durch die Halle des Erdgeschosses thun, wo er sie alle in Fresco gemalt findet.

8. Aufs Landhaus.

Das Manicomio. — Die Quinta Jackson. — Don Pedro. — Ein vereiteter Schlachtplan. — P. Vicente. — Um den Segen bittende Kinder.

Heute geht es aufs Landhaus.

Es ist immer ein Tag wahrer und gerechter Freude für die Professoren, wenn nach einem Monat ununterbrochener und angestrengter Arbeit wieder einmal die Collegspforte sich öffnet und sie außerhalb der ernsten Mauern draußen in Gottes schöner Natur die frische Landluft athmen und auf einige Stunden aller Sorgen des Schullebens vergessen dürfen.

Diesmal wurden auch wir eingeladen, und vielleicht war es gerade die Rücksicht auf die vier Gäste aus dem Norden, welche den heutigen Ausflug veranlaßt hatte.

Die Patres gingen zu je zwei und begaben sich auf getrennten Wegen zu dem gemeinschaftlichen Ziele.

Der, welcher mich begleitete, war eine schlichte, gottinnige Seele, Sprößling einer jener seltenen Familien, welche die göttliche Vorsehung durch eine eigene Gnadenwahl ganz sich selbst scheint vorbehalten zu haben. Mehrere seiner Geschwister (Brüder und Schwestern) waren Ordensleute und ein Bruder Weltpriester.

Wir benutzten die Pferdebahn und waren bereits eine Strecke gefahren, als wir uns vor einem großen, prächtigen Gebäude befanden.

„Wollen Sie das Manicomio sehen?“ fragte der Pater.

„Manicomio?“ Das Wort war mir neu; aber wenn ich die Trümmer des Griechischen, die ich noch aus den Tagen des alten Homer und Thucydides gerettet, zusammennehme, so muß es wohl soviel als Irrenanstalt¹ heißen.

Eine Irrenanstalt und ihre Einrichtung zu sehen ist immer aus mehr als einem Grunde interessant, und so benutzte ich die Gelegenheit.

Das Manicomio von Montevideo ist in der That ein prachtvolles Gebäude oder besser ein ganzer Complex von Gebäuden, von denen jedes eher dem Palast eines Fürsten als dem ähnlich sieht, was es in Wirklichkeit ist.

¹ Von *μανία* und *κομείν*, was eigentlich auf eine Verpflegungsanstalt für Tobfüchtige hindeuten würde.

8. Aufs Landhaus.

Durch das Pförtnerhäuschen, welches das lange, zierliche Stabgittergeländer unterbricht, traten wir in die geschmackvollen, mit dem größten Fleiß besorgten Gartenanlagen und kamen zu der breiten Stiege, welche in der Mitte zwischen den vier Parallelsflügeln hindurch in das Innere der Anstalt führt. Raum hatten wir die Stiege überschritten, da befanden wir uns auf einem höchst eleganten Vorplatz, der mit feinen Mosaiktafeln geplättet war. Vor uns lag die in romanischem Stile erbaute, zwar verhältnißmäßig kleine, aber recht andächtige Kirche.

Auf dem Vorplatz stand eine irrsinnige Frau, die gerade hereingebracht worden war und ihrer Bestimmung harrete. Sie betrachtete uns eine Zeitlang mit neugierigen, verstörten Blicken und machte eben Miene, sich uns zu nähern, als ein Wärter sie am Arme nahm und in das Innere der Anstalt führte.

Das Manicomio steht unter der Leitung einer italienischen Ordensgenossenschaft, welche unter dem Namen der Hermanas del Huerto bekannt ist und so ziemlich die ganze Krankenpflege in Montevideo in ihren Händen hat.

Wir ließen uns bei der Oberin anmelden.

Diese empfing uns freundlich und geleitete uns mit großer Bereitwilligkeit in die verschiedenen Räumlichkeiten der Anstalt.

Wir besuchten die Abtheilung zur Linken, welche für die Männer bestimmt ist. Ueberall die fein getäfelten Gänge. Die weiten lustigen Schlafsäle mit den sauberen Betten, die großen reinlichen Speisesäle, die freundlichen Gärten und Höfe, die wohlbesorgte Kleidung und das ganze Erscheinen der Unglücklichen, die hier ein Unterkommen gefunden, verrathen sofort, daß hier der Engel der christlichen Liebe mit seinem immer erfinderischen, nimmer ermattenden Fleiße waltet.

Auch ein fein eingerichtetes Marmorbad mit Douchen und anderen zweckmäßigen Vorkehrungen ist für die Kranken eingerichtet und wird mit ausgezeichnetem Erfolge bei allen, besonders aber bei den Tobsüchtigen, angewendet.

Für letztere sind an der Mauer Ledergürtel befestigt, in die sie im Nothfalle geschnallt werden können.

Die Haltung der Irrsinnigen, welche frei umhergingen, war vortrefflich. Von abends 6 Uhr an beobachteten dieselben Stillschweigen, und die Oberin erzählte mir, daß sie, sobald das Zeichen gegeben wird, sofort jede Unterhaltung abbrechen und sich nicht einfallen ließen, noch irgend ein Wort zu sprechen.

Die Anzahl der Geisteskranken, welche gegenwärtig in dem Manicomio untergebracht sind, beläuft sich auf 650, wovon gegen 250 Frauen sind. Vergleicht man diese Zahl mit jener der Gesamtbevölkerung von Uruguay,

II. Montevideo.

so wird auf je 1000 etwa ein Irrsinniger kommen, was als ein relativ günstiges Verhältniß betrachtet werden muß¹.

Die Abtheilung der Frauen ist genau so eingerichtet, wie jene der Männer. Töbische beherbergt die Anstalt gegenwärtig nur wenige; sie befinden sich tiefer im innern Theil des Gebäudes. Eben dringen die unartikulirten Wuthausbrüche eines derselben an unser Ohr. Es ist etwas überaus Unheimliches, was in diesen Lauten liegt.

Beim Hinausgehen kann ich nicht unterlassen, auf das prächtige Gebäude noch einmal zurückzuschauen. Wieviel äußerer Glanz und wieviel inneres Glend! Wahrlich niemand beneidet die, welche in diesem Palaste wohnen um der Herrlichkeit willen, die sie umgibt. Soviel ist gewiß: was sich zur Erleichterung der unglücklichen Irrsinnigen thun läßt, das ist hier geschehen, und man kann nicht umhin, die erfinderische Umsicht zu bewundern, mit welcher die christliche Liebe den Bedürfnissen derselben entgegengekommen ist. Die schönen, lustigen Räume, in denen sie wohnen, die reizenden Gärten mit ihrem frischen Grün und ihren duftigen Blumen, die sie umgeben, sollen ihren gestörten Geist freudig anregen und erheitern. Dasselbe soll die Zerlegung des Hauptbaues in verschiedene voneinander getrennte Flügel und Nebenbauten erzielen. Denn obwohl durch dieselbe zugleich die örtliche Trennung der einzelnen Irrsinnigen-Kategorien ermöglicht wird, so ist doch der Hauptzweck, dem Licht und der Luft, jenen physischen Grundbedingungen einer fröhlichen Stimmung, den freiesten Zutritt zu gestatten. Mehr als alles freilich trägt, wenn nicht zur Genesung, so doch zum größern Wohlbefinden die unverdrossene opferfrohe Liebe der Schwestern bei, welche sich dem Dienste derselben weihen.

Das noch übrige Stück unseres Weges legten wir zu Fuß zurück. Die Gegend, durch welche derselbe führte, war ziemlich verwahrloßt und öde und stand in einem schreienden Gegensatz zu jenen Straßen, welche Kunst- und Luxusgärtnerie in ihre Pflege genommen.

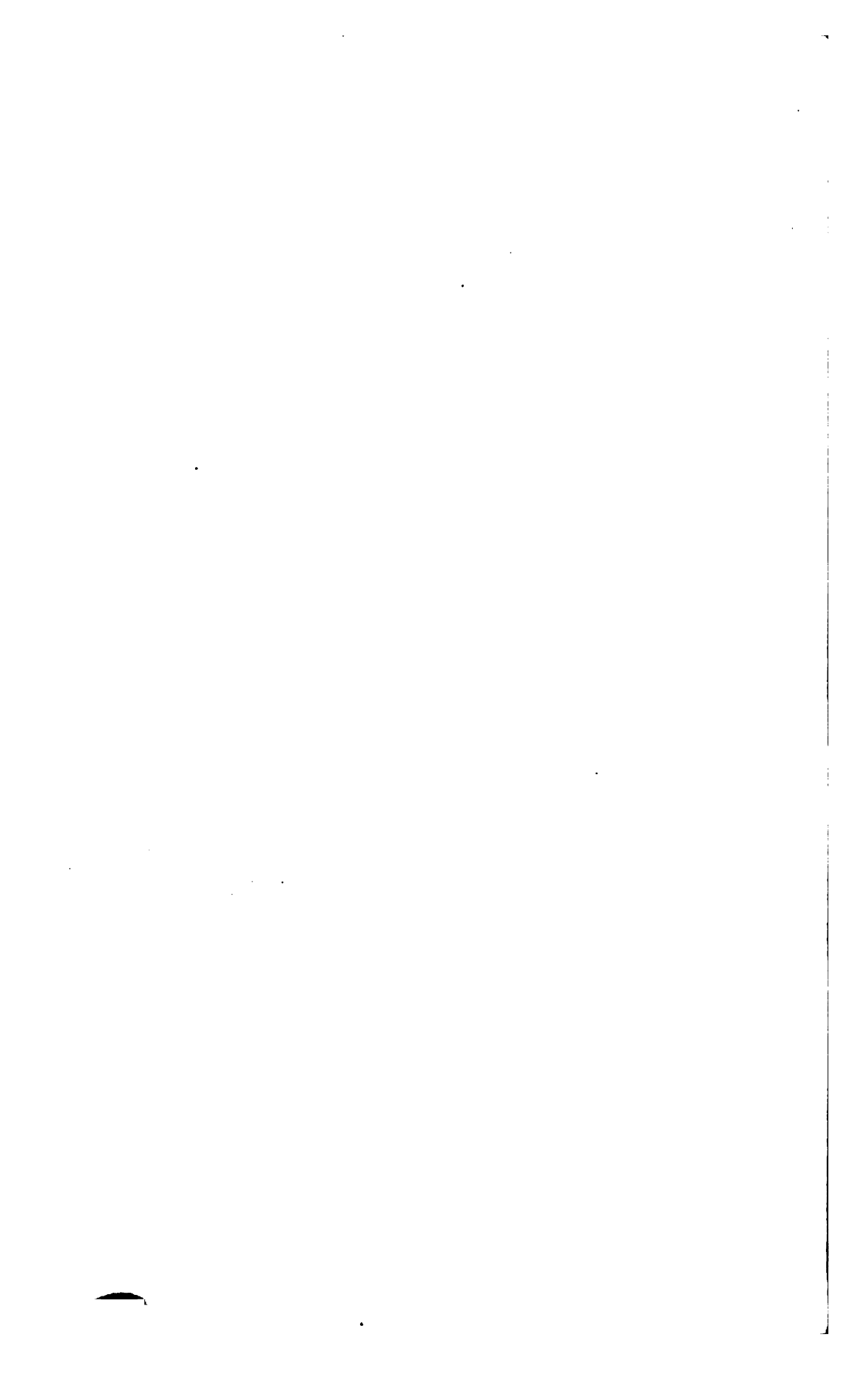
In großer Menge sah ich hier die *Fourcroya gigantea Vent.* mit ihren baumartigen Blütenständen und fühlte ein gewisses Bedauern darüber, daß sich dieselbe nicht ebenso häufig in der Umgegend von São Leopoldo findet, da es nichts Besseres zum Auskleiden der Insectenlasten gibt, als das weiche Holz dieser Blütenstände. Selbst vor dem Morke hat dasselbe vieles voraus.

Was mich übrigens noch mehr interessirte als diese riesige Agave, das waren einige Bäume (Fig. 15), an denen langgestielte rothwangige Früchte vor

¹ In Frankreich darf man das Doppelte, in England und den Vereinigten Staaten mehr als das Dreifache rechnen. Freilich darf man annehmen, daß in diesen Ländern auch die Controle und Statistik der Irrsinnigen eine weit exactere sei, als in Uruguay.



Fig. 15. Vor der Stadt.



der Größe eines Spielgluckers hängen. Wie? sollten das wirklich Kirschchen sein? Ich trat etwas näher herzu und prüfte. Wirklich, ich hatte mich nicht getäuscht. Seit 14 Jahren sah ich also zum erstenmal wieder jene lieben Früchte, die mich so lebhaft an meine Jugend erinnerten, und es that mir ordentlich wohl, sie so unerwartet hier zu treffen. Freilich, es waren nicht die frischen, saftigen Kirschchen vom Rhein. Die Bäume selbst waren verkümmert, und es schien, als ob sie trauerten, aus ihrer Heimat verbannt zu sein.

Durch Staub und Sonnenhitze hindurch sind wir endlich bis zum Landhaus oder, wie man hier sagt, zur Quinta gelangt.

Das Landhaus gehört nicht dem Colleg, sondern der Familie Jackson, die wir bereits kennen.

Gleich am Eingang steht ein allerliebstes Kirchlein in gotischem Stile, ein wahres Kleinod von Anmuth und Geschmaek, und wenige Schritte davon entfernt die geräumige Wohnung des Kaplans, welchen die Familie auf ihre Kosten unterhält. Don Pedro, so heißt derselbe, ist von spanischer Abkunft, eine goldene Nathanaelsseele.

Mit wohlthuernder Herzlichkeit empfängt er uns und führt uns ins Innere des Hauses, wo in wenigen Minuten eine Erfrischung bereit steht.

Nachdem wir einige Augenblicke ausgeruht, ging unser erster Gang zu dem freundlichen Kirchlein. Wie nett, wie fromm ist alles darin! Der schmucke Altar auf dem Hintergrunde der schönen gebrannten Glasfenster, die Statue der unbefleckt empfangenen Jungfrau und zu ihren Füßen der große, aus lebendigen Blumen kunstvoll gewirkte Teppich, die zierliche eiserne Schneckenreppe, die hinauf in den Thurm führt, kurz alles, dem das Auge hier begegnet, ist so niedlich, so fromm, daß sich die Seele unwillkürlich zur Andacht gestimmt fühlt. Man sieht: ein inniges Herz hat hier seine Wünsche niedergelegt, und ein braver Künstler hat sie verstanden.

Vor einigen Jahren befand sich hier auf demselben Boden eine Art Colleg mit 50—60 Kindern, das unter der Leitung der Hermanas del Huerto stand und ganz von der Familie Jackson unterhalten wurde. Jetzt ist dasselbe eingegangen. Die Veranlassung seiner Entfernung verdient erwähnt zu werden.

General Santos, der damalige Präsident der Republik, hatte ein eigenes Bedürfniß, die Klöster unter seine Controle zu bringen — wie man allgemein behauptete, mit einem sehnächtigen Seitenblick auf deren Vermögen. Er schickte also eine Commission aus, dieselben zu visitiren.

Die Herren von der Commission hatten folgenden Schlachtplan entworfen: Zuerst zu den Jesuiten! Haben diese uns einmal zugelassen, so haben wir bei den anderen gewonnenes Spiel.

P. Rector sah dies voraus. Er schickte also alle Patres, die nicht Professoren waren, aus dem Hause und bestellte einen Notar, und als dann

II. Montevideo.

die Commission sich einfand, erklärte er derselben im Beisein des Notars, daß die Anstalt kein Kloster, sondern ein bischöfliches Seminar sei, daß er aber auch, wenn sie ein Kloster wäre, eher mit allen Patres die Stadt verlassen, als in die Visite einwilligen würde. Was das Seminar angehe, so könne er ihnen zwar erlauben, sich davon zu überzeugen, daß es wirklich ein Seminar sei, aber in keiner Weise, sich in die Controle über dasselbe einzumischen.

Die Herren von der Commission, welche über dieser Sprache des P. Rector das Concept verloren hatten, erklärten, daß sie nur in dem gedachten Sinne gekommen seien. Der Notar aber nahm die ganze Verhandlung zu Protokoll.

Raum hatte sich die Commission entfernt, da erschien auch schon das betreffende Actenstück in verschiedenen Blättern von Montevideo. Damit war die Berufung auf das Beispiel der Jesuiten illusorisch geworden; die Commission wurde nirgends vorgelassen und der Handstreich gegen die Klöster vereitelt. Auch Jackson wollte von der Visite nichts wissen. Er hatte also den Schwestern auf seiner Quinta verboten, der Commission den Eintritt zu gestatten. Gleichwohl hatten diese die Schwäche, nachzugeben. Jackson machte kurzen Proceß und schloß die Anstalt, und als darauf Präsident Santos Hand auf dieselbe legen wollte, wurde ihm klar gemacht, daß dies nicht angehe, da es Privateigenthum sei.

Wir machten nun einen kleinen Rundgang durch die anstoßende Quinta, welche ebenfalls der Familie Jackson gehört.

Wie kühl, wie angenehm ist es hier unter dem langen Laubbogengang inmitten der Sommerhitze! Drunten blüht ein kleines Wässerchen, das sich friedlich zwischen Bäumen seinen Weg sucht.

Welch sonderbares Sopha sehe ich dort am Pfade stehen? Eine steinerne Ruhebank mit polsterartigen Steintissen, an denen man deutlich die Spuren von Mäusen wahrnehmen kann. Ehemals lose Sandkörner, die in Säcken eingeschlossen waren, wurden sie in die See gesenkt und durch den Einfluß des Meerwassers zu einer soliden Masse, an der noch die Mäuseneindrücke der Säcke zurückgeblieben sind.

Als wir aus dem Dunkel des Haines heraustraten, hatten wir die eigentliche Quinta, ein reizendes Schloßchen, vor uns, das mit seinen geschmackvollen Anlagen, seinen Blumenbeeten, Ziersträuchern und dem plätschern- den Springquell auf dem Vorplatz freundlich von der Höhe eines Hügel's herniederblickt.

Umherliegende Gesteinsproben, die aus dem Innern des Hügel's heraus- gefördert waren, deuteten mir an, daß derselbe aus Gneis und Glimmer- schiefer zusammengesetzt und sonach mit den Höhen von Porto Alegre ver- wandt sein muß.

8. Aufs Sandhaus.

In dem Wäldchen fand ich zahlreiche Exemplare einer zur Gattung *Helix* gehörigen Schneckenart, die mir in der Provinz Rio Grande nie zu Gesicht gekommen ist.

Als wir gegen 2 Uhr wieder in das Haus zurückkamen, fanden wir ein reiches Mahl vorbereitet, das uns der Bruder Don Pedro's servirte und das Don Pedro selbst durch seine fröhliche Herzlichkeit in liebenswürdiger Weise zu würzen verstand.

Bei Tisch hatte sich auch P. Vicente, Oberer der Palottiner¹ in Montevideo, eingefunden. Da er ein Deutscher ist, so hatte er eine besondere Freude, einige Landsleute zu treffen, und lud uns dringend zu einem Besuche in seinem Hause ein.

Obwohl dies meinen Plan für den Tag durchkreuzte, konnte ich die Einladung nicht ausschlagen, und so bestiegen wir, P. Vicente, P. Brugier und ich, mitsammen den Tramway und fuhren zur Stadt zurück.

Die Wohnung der Palottiner bildet ein Ganzes mit einer Studienanstalt, die sich an die reich ausgestattete, freundliche Kirche Unserer lieben Frau von Lourdes anlehnt. Die Anstalt zählte in letzter Zeit 60 Schüler.

Kirche, Wohnung und Schulhaus sind erbaut von der Familie Jackson, welche auch die an der Anstalt thätigen Lehrer unterhält. Die Bedingung für den Rector ist, daß er fünf Sprachen: Spanisch, Italienisch, Französisch, Englisch und Deutsch verstehe, damit so Einheimischen wie Fremden Gelegenheit geboten sei, ihre Beichten in der ihnen geläufigsten Sprache abzulegen. Soviel mir bekannt, erfüllt P. Vicente diese Bedingung in glänzender Weise.

Den Rückweg ins Seminar legten wir zu Fuß zurück.

In den Straßen kamen uns bald hier, bald dort, bald einzeln, bald in Gruppen fröhliche Kinder aus den Häusern entgegengehüpft, knieten vor uns auf den Weg und baten mit gefalteten Händchen um den Segen. O diese lieben, unschuldigen Kleinen, die noch nichts von Menschenfurcht wissen, wie betende Engel knien sie gesammelt vor uns, und wenn sie den Segen erhalten, klatschen sie in die Händchen und springen vergnügt davon.

Selten wird ein Priester einen Gang durch die Straßen von Montevideo thun, ohne daß ihm diese Scene begegnet.

Während wir uns eben der Seminarskapelle nahen, kommt uns eine große Menge von Andächtigen, Herren und Damen aus den besten Ständen, entgegen. Sie haben der Andacht des Marienmonats beigewohnt, dessen Feier hier auf die Zeit vom 8. November bis zum 8. December verlegt ist.

¹ Die Palottiner sind eine noch ganz junge religiöse Genossenschaft, welche von einem heiligmäßigen Priester, Palotti mit Namen, vor wenigen Jahren gestiftet wurde und gegenwärtig etwa 20 Priester zählt. Mehrere derselben sind bei den Italienern der Provinz Rio Grande do Sul angestellt, wo sie einen segensreichen Eifer entwickeln.

9. Das Fest der Unbefleckten Empfängniß.

Die Erstcommunicanten. — Zur Kathedrale. — Achtung vor dem Priester. — Eine Verlegenheit. — Das Pontificalamt. — Zorrilla. — Kirchengesang. — Auf dem Collegshof.

Wir feiern heute das Fest der Unbefleckten Empfängniß.

Nie habe ich die Kapelle des Seminars so voll Andächtiger gesehen.

Als ich meine heilige Messe las, nahen sich 20 weißgekleidete Mädchen dem Altar und empfingen die erste heilige Communion.

Die Marianische Congregation feierte ihre Generalcommunion, und zahllose Andächtige aus der Stadt nahen sich dem Tisch des Herrn.

Wird man wohl in allen Kirchen von Montevideo so viel Frömmigkeit und religiösen Eifer finden wie in dieser Kapelle?

„Sie müssen in die Kathedrale gehen“, sagte mir P. Brugier, „und dem Pontificalamt beiwohnen; dann werden Sie sich einen Begriff von dem religiösen Leben in Montevideo machen können.“

„Auch die Seminaristen werden sich dorthin begeben“, bemerkte P. Rector. „Wenn Sie also wollen, so schließen Sie sich an. Punkt 9¹/₂ Uhr brechen wir auf.“

Punkt 9¹/₂ Uhr war ich an der Pforte.

„Aber mit diesem Ueberrock können Sie nicht gehen“, rief mir P. Rector zu. „Und auch mit diesem Hute nicht. Sie müssen sich einen Manteo (weiten Mantel) und Sombrero (breitkrämpigen Hut) holen. Gehen wir gleich zum Bruder.“

Gestehen muß ich, daß mein Anzug, so clerical er auch sein mochte, doch nicht ganz den strengen Anforderungen entsprach, welche man in den spanisch redenden Theilen von Südamerika an die priesterliche Kleidung stellt.

Wir kamen zum Bruder, der die Kleider verwahrt. Dieser kramte seine Manteos aus; einer nach dem andern wird versucht: sie sind alle zu lang. Was thun? „Hier neben ist ein Bruder, der ist nicht größer als Sie.“

Der Bruder sprang weg und kam mit einem Manteo zurück; aber der Manteo war zu groß.

„Nun weiß ich noch einen Vater im Haus, bei dem wollen wir's versuchen.“ Wieder ging und kam der Bruder, diesmal mit besserem Erfolg. Der Mantel, den er brachte, paßte. Und nun der Sombrero!

Der erste Hut, den er mir zeigte, war zu klein; der zweite desgleichen, nicht minder der dritte.

Ein Hut nach dem andern mußte aus dem Schranke hervor; endlich hatte sich der rechte gefunden. Nun war ich regelrecht ausgestattet und nun war es auch Zeit zum Aufbruch.

9. Das Fest der Unbefleckten Empfängniß.

Wir gingen eine Strecke zu Fuß dem ersten Tramway entgegen. Da kommt er eben herangerollt; ein gelbrothes¹ Fähnlein flattert am Vordach. An allen Tramways ist heute diese Auszeichnung bemerkbar. Es ist eine Aufmerksamkeit gegen die Spanier, welche den heutigen Tag als Nationalfest feiern.

Beim Einsteigen in den Wagen fiel mir die Haltung der Mitfahrenden auf. Alle machen respectvoll Platz; keiner, der sich durch die Nähe des Priesters beeengt fühlt oder sonst ein Zeichen von Geringschätzung gibt. P. Rector nahm sein Brevier heraus und betete die canonischen Tageszeiten, und niemand, weder innerhalb des Wagens noch außerhalb, fiel es ein, dies befremdend zu finden.

Ueberhaupt bewunderte ich durchweg einen gewissen gesetzten Anstand, der gegen die leichtfertige Beweglichkeit des portugiesischen Charakters vortheilhaft absteht.

Da ich von der Achtung gegen die Priester rede, so muß ich hervorheben, daß dieselbe Gemeingut der ehemaligen spanischen Kolonien am La Plata ist. Wie ein theures, von den Eltern ererbtes Familienstück hat das Volk dieselbe stets hoch und heilig gehalten und trotz aller politischen Wirren und religiösen Verwahrlosung bis in die letzten Zeiten bewahrt. Selbst sittliche Verkommenheit vermag diesen eigenthümlichen Zug im Herzen des Orientalen² nicht auszulöschen.

Ein eigenthümlicher Vorfall³ mag als Beleg hierfür dienen.

Es war in den Tagen, da unter dem Lärm der Waffen die Gesetze schwiegen, als eine Räuberbande im Lande ihr Unwesen trieb. Eines Tages überfiel dieselbe einen Gilwagen. Die Pferde wurden niedergestochen, der Wagen ausgeplündert und die Passagiere ins Gebirge geschleppt, wo man die Nacht in einem Walde zubrachte.

Unter den Gefangenen befand sich ein Priester, der von seinem priesterlichen Charakter äußerlich nichts an sich trug als die Tonsur, welche der Hut verdeckte. Als es Nacht wurde und der Aermste sich von aller Welt verlassen so ganz in den Händen der Räuber sah, da wurde es ihm unendlich bange ums Herz. „Wer weiß, was sie mit dir vorhaben?“

In der Angst, es möchte seine letzte Stunde gekommen sein, begab er sich zum Häuptling und bat denselben um sein Leben. „Wißt,“ sagte er, „daß ich ein Priester bin. Ich habe zwar sonst keinen Beweis hierfür: aber hier seht meine Tonsur.“

¹ Die Nationalfarbe der Spanier.

² Wie die Republik Uruguay auch Estado Oriental, so werden die Bewohner der Republik gleichfalls schlechthin Orientalen genannt.

³ Derselbe wurde mir als vollkommen verbürgt erzählt.

II. Montevideo.

Der Räuber sah die Tonsur und war verblüfft. „Aber warum“, versetzte er, „haben Sie mir nicht gleich gesagt, daß Sie Priester sind? Ich hätte dann die Mühe nicht gehabt, Sie hierher zu bringen. Und nun ziehen Sie im Frieden von dannen.“

Ob der Zurechtgewiesene den Befehl verstanden? Ehe der Morgen dämmerte, war er über die Berge.

Doch wir sind jetzt an der Kathedrale angekommen.

Einer der Seminaristen bietet sich mir als Führer an und geleitet mich zunächst nach der Sacristei, wo der hochwürdigste Bischof, Msgr. Yéregui (Fig. 16), umgeben von seinen Domherren im vollen Ornate saß, bereit, mit dem Glockenschlag an den Altar zu gehen.

Ich nahe mich, wie es die Sitte verlangte, ihn zu begrüßen.

Nachdem dies geschehen, führte mich der Seminarist auf die Orgelbühne, von der aus ich das ganze Innere: Chor, Schiffe und Seitenbühnen, überschauen konnte.

Der Hochaltar war reich mit Kerzen beleuchtet; ich zählte deren gegen 300; weitere 200 mochten an den verschiedenen Candelabern des Mittelschiffes brennen. Im Letztern standen drei Reihen Bänke, welche alle mit Andächtigen, meistens Frauen, gefüllt waren. Zahlreiche Männer, darunter manchen italienischen Typus, sah ich auf den Seitengalerien.

Punkt 10 Uhr begann das Pontificalamt. Der ganze Dienst am Altar, alle Bewegungen des hochwürdigsten Herrn sowie der assistirenden und ministrirenden Priester und Laien athmeten Weihe und Würde.

Der Domchor sang die Messe von Gounod. Der Vortrag war präcis, würdig und fromm.

Während des Gottesdienstes bemerkte ich eine ziemlich große Beweglichkeit im Publikum. Man ging, kam und ging wieder. Später wurde mir gesagt, es komme dies daher, daß viele der Andächtigen sich in die Seitenkapellen begaben, wo gleichzeitig stille Messen gelesen würden. Ich muß dies glauben, denn sehen konnte ich nichts davon. Doch überzeugte ich mich, daß ein Element, dem man in allen größeren Kirchen begegnet, auch hier nicht fehlte. Es sind dies die feingefchniegelten Kirchenbummler mit Glacehandschuhen und Rohrstöcken, welche mit denselben Absichten bei Tag in die Kirche und am Abend ins Theater gehen. Von diesen sah ich einige, welche, den Rücken gegen einen Pfeiler gelehnt und das Gesicht vom Altare abgekehrt, die junge Damenwelt musterten und durch ihre frivolen Späße belästigten. Wie sehr hätte ich gewünscht, daß ein gefetzter Herr einen dieser leichtfertigen Vögel entweder zum Ernste gestimmt oder zum Tempel hinausgejagt hätte! Doch diese Genugthuung hatte ich nicht.

Besonders stark wurde die Bewegung, als die Predigt begann. Die Bänke fingen nun an, sich bedeutend zu lichten, und ich überlegte, worin

9. Das Fest der Unbefleckten Empfängniß.

dies seinen Grund haben könne. Zuerst dachte ich an die Stimme des Festpredigers, die sehr fein und auf die Entfernung nicht für alle verständlich war; dann fiel mir die Plaza Constitucion vor der Kathedrale ein. Sollten wohl einige Andächtige es vorziehen, sich draußen ein wenig zu ergehen oder auf den zur Ruhe einladenden Bänken eine halbe Stunde zu verträumen? Dann aber erinnerte ich mich an die Verhältnisse unserer deutschen Heimat und an die Kämpfe, welche so mancher Pfarrer zu bestehen hat, um seine Schäflein während der Predigt beisammenzuhalten, und ich dachte mir: Es ist halt hier wie überall. Kommt einmal ein Prediger,



Fig. 16. Mgr. Yéregul, Bischof von Montevideo.

der die Geister zu fesseln weiß, so strömt man herbei und hält aus; im andern Falle überwiegt und siegt nur zu leicht der natürliche Mensch und zieht den lauen Christen zur Kirche hinaus. Nur dies hatte ich auszusagen; sonst war das Betragen der Anwesenden ehrfurchtsvoll und erbaulich.

Nach der Predigt, die etwa $\frac{3}{4}$ Stunden dauerte, wurde der Gottesdienst fortgesetzt. Demselben folgte die feierliche Ertheilung der päpstlichen Benediction.

Als darauf der sacramentale Segen begann, sah ich eine Anzahl vornehmer Herren mit brennenden Kerzen, lauter stattliche Figuren, in zwei langen Reihen die breiten Stiegen des erhöhten Chores hinansteigen und

II. Montevideo.

im Umkreis des Altars in ernstester Sammlung niederknien. Ich konnte mir den tiefen Eindruck nicht verhehlen, den das Erscheinen dieser Herren und das überzeugungsvolle Bekenntniß ihres Glaubens an die sacramentale Gegenwart des Gottmenschen auf meine Seele machte.

Als ich in die Sacristei zurückkam, ward mir eine Ueberraschung zu theil. In einiger Entfernung stand ein Herr, dessen Züge mir bekannt schienen. Einen Augenblick hatte ich denselben betrachtet: Ist er's oder ist er's nicht? Da kommt er auf mich zu und reicht mir die Hand. Ja er ist es; es ist Zorrilla, gegenwärtig der gefeiertste Dichter der orientalischen Republik. Dr. Juan Zorrilla de San Martin ist geboren zu Montevideo im Jahre 1856. Seine Studien machte er zum großen Theil in Santa Fé (in Chile), wo er sich auch die akademischen Grade erwarb. Schon sehr frühzeitig betrat er die literarische Laufbahn. Mit dem 17. Jahre schrieb er sein erstes Gedicht Itazaingú, wenige Jahre später seine *Nota de un himno*, einen Kranz lyrischer Poesien. Kaum war er von Chile nach Montevideo zurückgekehrt, da gründete er das *Bien publico*, das er fortan redigirte. Im Jahre 1879 veröffentlichte er seine *Leyenda Patria*, eine seiner besten Schöpfungen, welche die Befreiung Uruguay's durch die „Dreiunddreißig“ besingt.

Die Regierung des Präsidenten Santos, welche ein ehrliches und rechtliches Element nicht leicht aufkommen ließ, zwang auch ihn im Jahre 1885, die Stadt zu verlassen. Er ging nach Buenos, wo er mit anderen politischen Flüchtlingen seines Vaterlandes zusammentraf.

Bald hatte sich zwischen diesen eine Vereinigung gebildet, welche es sich zur Aufgabe stellte, Uruguay von einem Menschen zu befreien, den sie als einen Feind und Verwüster des Vaterlandes betrachteten. Offen vor der Welt wurde ein sogen. Revolutionscomité niedergelegt. Zorrilla war Secretär. Eine patriotische Proclamation, von den Mitgliedern des Comité unterzeichnet, war der erste Schritt. Der nächste war ein Putsch gegen Montevideo. Dieser jedoch mißlang. Die Aufständigen wurden überrumpelt, einzelne erschossen, die übrigen in Freiheit gesetzt.

Seitdem lebt unser Dichter nur noch in Montevideo.

Zorrilla ist von mittlerer Statur. Sein schwarzes Auge und Haar und die etwas gebräunte Gesichtsfarbe verrathen den Abkömmling der spanischen Rasse. Seine Heiterkeit und Geistesfrische, seine Herzlichkeit im Umgang, seine Meisterschaft in Handhabung des Wortes machen ihn zu einem ausgezeichneten Gesellschafter. Wenn es sich um Liebe zum Vaterland, um Hingabe an die öffentlichen Interessen des Volkes handelt, wird man nicht leicht einen glühenderen Patrioten finden als ihn. Vor allem aber ist Zorrilla ein tiefgläubiger und praktisch thätiger Katholik, dessen wahrhaft erhabene Gesinnung sich in einem der härtesten Momente seines Lebens aufs

9. Das Fest der Unbefleckten Empfängniß.

glänzendste offenbart hat. Es war dies bei dem Tode seiner jungen Gemahlin. Zorrilla hatte ihr das größte seiner poetischen Werke, den *Tabaré*, gewidmet. Eben hatte er die Feder, mit der er die Widmung schrieb, beiseite gelegt, da starb dieselbe. Zorrilla wischt seine Thränen ab, ergreift die Feder von neuem und fährt in der Widmung fort: „Nachdem ich diese Seite geschrieben . . . ist meine Gattin gestorben. Ich habe den Namen Gottes gepriesen, der sie mir gegeben und der sie mir genommen. Ich habe Gott als Sühnopfer die Stücke meines Herzens dargebracht, das er zerschlagen. Mit der absoluten Gewißheit des Glaubens erkenne ich in dem Schmerz einzig den Boten der göttlichen Barmherzigkeit. Wohlan, es sei!“

Als eifriger Katholik richtet er nicht bloß sein Privatleben nach den Vorschriften der Kirche ein, sondern bietet zugleich alles auf, das religiös-christliche Leben seiner Vaterstadt zu heben. Wo ein katholischer Verein zusammentritt, da fehlt unser Zorrilla nicht, und wo es sich in der Deputirtenkammer darum handelt, die Interessen der katholischen Sache zu vertheidigen, da ist er zur Stelle.

Gerade in den letzten Tagen hatte ich Zorrilla's Portrait gesehen und denselben nun sofort wieder erkannt.

Wie selbstverständlich, drückte ich einem so ausgezeichneten Manne herzlich die Hand.

Unsere Unterhaltung war kurz, da weder Ort noch Zeit zu einer längern angethan war. Also: auf Wiedersehen!

Nachmittags wohnte ich dem Gottesdienst in der Seminarkapelle bei. Sie prangte im reichsten Festschmuck. Neben dem Hochaltar war die Statue der allerseeligsten Jungfrau aufgestellt: eine Nachbildung der Lourdes-Darstellungen. Ein ganzer Himmel von Lichtern brannte um sie her, und zu ihren Füßen dufteten die schönsten Blüten, welche von kunstfertigen Händen zu den mannigfaltigsten Gestaltungen zusammengefügt waren: zum Theil waren es reizende Körbchen, ganz aus Blumen zusammengefaßt und selbst wieder mit Blumen gefüllt, zum Theil künstlich und geschmackvoll geformte Guirlanden und Bouquets, lauter Geschenke, theils von den Mitgliedern der Marianischen Congregation, theils von frommen Personen aus der Stadt der Maienkönigin als Huldigung dargebracht. Die Kapelle war zum Erdrücken mit Menschen gefüllt. Auf der Orgelbühne spielte das Orchester.

Die Lieder, welche man sang, gehörten keineswegs der Witt'schen Richtung an. Unsere deutsche Art kommt dem beweglichen Südländer trocken und langweilig vor; man hält sich deshalb an italienische, spanische und französische Muster. Ich habe bei verschiedenen Gelegenheiten in den Kirchen Gesänge zu hören bekommen, bei welchen ein im Geist des Cäcilienvereins gebildeter Musiker mit zugehaltenen Ohren zum Tempel hinausgelaufen wäre. Gleichwohl wäre es sehr gewagt, die altgewohnte Strömung durch einen plötzlich

gesetzten Damm in ein neues Geleise leiten zu wollen. Ein vernünftig bewerkstelligter Uebergang dagegen dürfte sich guten Erfolg versprechen. Zu wünschen wäre es, daß manche der jetzt hier im Schwange stehenden Vieder durch andere von würdigerem und kirchlichem Charakter ersetzt würden. Ob dies geschehen wird und, wenn es geschehen wird, auf wie lange Zeit? Denn auch die Kunst hat ihre Strömungen und ihren Wellenschlag, und wenn sie in einer Periode sich zur Höhe des Ideals erhebt, sinkt sie in einer andern wieder zum Niveau des Alltäglichen und vielleicht noch tiefer hinab. Das liegt in der menschlichen Natur.

Gegen Abend ging es auf den Collegshöfen lustig zu.

Was gilt dem Südländer ein Fest, wenn nicht etwas Feuerwerk und Lärm dabei ist? Auf ihren voneinander getrennten Spielhöfen brannten die munteren Studentchen ihr chinesisches Feuer ab. In ganzen Bündeln flog dasselbe umher und fiel puffend und knatternd auf die Erde nieder. Das war die Freude der Jungen. Schon war die Luft weithin vom Geruch des Pulverdampfes erfüllt, da hieß es: „Setzt die Ballone herbei!“ Eine Reihe von Luftballonen wurde steigen gelassen, theils mit gutem und theils mit schlechtem Erfolg, aber stets zur allgemeinen Erheiterung. Denn ob dieselben, vom Winde getragen, im schnellen Fluge über die Dächer dahinschwebten, oder ob sie von demselben auf die Seite gelegt oder das unterste zu oberst gekehrt wurde und sie verbrannten, jedesmal begleitete ein allgemeiner Freudeausbruch die Katastrophe.

10. Im Waisenhaus, Circulo Catolico und Hospital.

Das Waisenhaus. — Drei katholische Männer. — Das Lied der Waisen. — Die Weihe des Grundsteines. — Die Dulces. — Der Circulo Catolico. — Die Caribad.

Ein prächtiges Gebäude ist das Waisenhaus (Fig. 17) von Montevideo!

Wir befinden uns nahe der Pforte im Hausgang, welcher sich hier in ein weites Viereck erweitert.

Vor der Thüre steht eine Anzahl feiner Carrossen; das Innere des Hauses aber ist belebt durch eine ausgesuchte Versammlung der vornehmsten Herren und Damen der Stadt. Auch verschiedene Welt- und Ordenspriester und die sämmtlichen Zöglinge des Priesterseminars sind anwesend.

Was mag es wohl heute Besonderes hier geben?

Der Leser erinnert sich noch, was uns der hochwürdigste Bischof gesagt: daß am heutigen Tage die feierliche Grundsteinlegung zu einer neuen Apselskirche stattfinden werde. Eben diese ist es, welche die zahlreichen Gäste hier versammelt hat.

Die vornehmen und stattlichen Herren dort, die in feinsten Gala mit Frack, weißer Halsbinde und gleichfarbigen Handschuhen bald hier, bald

10. Im Waisenhaus, Circulo Catolico und Hospital.

dort aus der Menge auftauchen, gehören, wie der blauweiße Stern auf der Brust anzeigt, zur Spitalcommission, welcher die Aufsicht über die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten anvertraut ist.

Eben befand ich mich im Gespräch mit mehreren Bekannten, da nahte sich uns ein junger, freundlicher Herr, der vielleicht seine 30 Jahre zählen mochte, von mittlerem Wuchs und schlanker Gestalt, in der Hand einen zierlichen Spazierstock mit goldenem Knopf. Derselbe begrüßte mich und knüpfte sofort in höchst ungezwungener Weise eine Unterhaltung an. Da er merkte, daß mir das Spanische nicht gerade sehr geläufig war, so fing er selbst deutsch zu sprechen an, wobei er freilich in den Nachtheil kam.



Fig. 17. Waisenhaus in Montevideo.

Daß der Herr kein Deutscher sei, war klar, und ich erlaubte mir, zu fragen, wo er das Deutsche gelernt. „Das habe ich von einem evangelischen Pfarrer, bei dem ich eine Zeitlang in die Schule gegangen bin“, war die Antwort. Nun kam mir ein Zweifel, ob der Unbekannte wohl auch der evangelischen Confession angehöre. Wir sprachen darauf über verschiedene Verhältnisse Brasiliens und insbesondere der Provinz Rio Grande do Sul, über das religiöse Leben daselbst, über Schulen, Volksleben, Priester etc. Da steht plötzlich unser Zorrilla neben uns, ganz derselbe wie gestern, ebenso freundlich und leutselig, und nahm theil an unserem Gespräch. Auch er interessirte sich lebhaft für die kirchlichen und sonstigen Zustände unserer Provinz. Die Weise, wie er sich gegenüber dem unbekannten Herrn benahm, ließ mich

II. Montevideo.

schließen, daß er denselben nicht bloß kenne, sondern daß er sogar auf vertrautem Fuße mit ihm stehe.

Während wir miteinander sprechen, gehen ab und zu verschiedene Herren an uns vorüber, welche alle die größte Achtung gegen die anwesenden Priester an den Tag legen. In dem geschäftigen Gedränge, welches die Gänge auf und nieder zieht, werden auch meine beiden Unterhalter fortgerissen. Noch mußte ich nicht, wer jener feine Herr gewesen, dessen angenehme Manieren mich eben so wohlthuend berührt. Sollte es wohl ein distinguirter Kaufherr aus Montevideo sein? Ich fragte.

„Wie?“ versetzte man mir, „Sie kennen Francisco Bauzá noch nicht, der mit Zorrilla einer der eifrigsten Vertreter der katholischen Sache in Uruguay ist?“ So hatte ich also wieder, ohne es zu wissen, die Bekanntschaft eines ausgezeichneten Mannes gemacht. Bauzá ist Literat, Deputirter und gewandter Politiker, der auch bereits in politischen Missionen eine Rolle gespielt hat. In der Kammer thut es ihm keiner als Redner zuvor, besonders wenn es sich darum handelt, die Rechte der Kirche und die Freiheit der christlichen Schule zu vertheidigen. Die Befreiung der katholischen Schule aus den Fesseln, in welche die perfide Politik der Freimaurerei sie geschlagen, das ist eine Lebensaufgabe, die sich der edle Mann gestellt und für die er als Präsident einer unter dem Namen Consejo de Educacion bekannten katholischen Verbindung unermüdlich thätig ist.

Nun hätte ich gern noch einen dritten Herrn zur Stelle gesehen, den liebenswürdigen, schneidigen, wissenschaftlich fein gebildeten Dr. Soler, Generalvikar von Montevideo. Die Katholiken der Stadt verehren in ihm einen unerschrockenen Sohn der Kirche und einen schlagfertigen Vertheidiger der katholischen Principien. Doch befand sich derselbe eben auf einer Reise in Europa, von wo er erst später zurückkehren sollte.

Die Ceremonie der Grundsteinlegung konnte noch nicht beginnen, da weder der Bischof noch der Präsident der Republik bis dahin eingetroffen waren. Wir benutzten die Zwischenzeit zu einem Rundgang durch die Anstalt.

Eine Schwester — auch diese Anstalt wird von den Schwestern del Puerto besorgt — begleitete uns. Ueberall dieselbe oder doch annähernd dieselbe Eleganz wie im Manicomio. Außerst nett, reinlich und gefällig sind die verschiedenen Räumlichkeiten eingerichtet. Niedlich und andächtig, aber unzureichend für die Bedürfnisse des Hauses ist die Kapelle. Die Schlaffäle mit den eisernen Bettstellen, in welchen sich, von dem hohen Schutzrand umrahmt, die weiß überzogenen Bettchen wölben, machen einen überraschend freundlichen Eindruck. Die Waschvorrichtungen sind praktisch und zeigen, daß man keine Kosten gespart.

Sehr zweckmäßig eingerichtet sind die Schulen. Zahlreiche Karten der verschiedensten Art sind für den Anschauungsunterricht an den Wänden aus-

gehängt. Am meisten überraschen die Bänke, welchen man durch einen kleinen Handgriff verschiedene Formen geben und so verschiedenen Zwecken dienlich machen kann.

Alle diese Räumlichkeiten öffnen sich auf eine Galerie, welche eine mit Pflanzen des Südens reich gezierter, eiförmiges Rondell umgibt.

Den Spielplatz der Kinder bildet ein weiter, fein geplätteter Raum, der ebenfalls von einer Galerie umgeben ist.

In der Galerie waren die größeren Kinder der Anstalt der Reihe nach aufgestellt, alle nett und sauberlich gekleidet. Die kleineren, welche noch zu schwach waren, um auf ihren Beinchen zu stehen, saßen auf niederen Bänken. Große und Kleine zusammen beläuft sich die Zahl auf 400; weitere 300 werden außerhalb der Anstalt auf deren Kosten von Ammen besorgt.

Mich dauerte der Anblick der kleinen Wesen.

Arme Geschöpfchen, welche ihre Eltern nie gekannt, nie deren milde Sorge an sich erfahren haben! Das einzige, was an diese erinnert, sind bei vielen die Spuren der Krankheit, die sie von ihnen ererbt. Da sitzen sie still auf ihren Bänken. Einige lächeln uns zufrieden an, andere schauen mit matten Augen theilnahmslos vor sich hin; wieder andere, welche die Hitze des Tages zu fühlen scheinen, zwinkern mit halb offenen Augen oder legen die müden Köpfchen auf die Bank und schlummern ein. Was wäre aus ihnen geworden, wenn nicht die christliche Charitas sie aus dem Elend ihrer Verwahrlosung heraus auf ihren Schoß gehoben hätte!

Es mochte 2 Uhr sein, da ertönte die orientalische Nationalhymne. Der Präsident und der Bischof sind eingetroffen. Gleich darauf hallt von Kinderstimmen gesungen eine feierlich bewegte Motette, deren Ausführung nicht geringe Anforderungen an die Kunst der kleinen Sänger stellte; doch gelang es diesen, durch die Präcision und das Ausdrucksvolle des Vortrages den lautesten Beifall der Anwesenden zu erobern.

Die beiden Herren, welche ihre Stellung zwischen dem jugendlichen Sängerkhor genommen, habe ich schon einmal gesehen. Es ist der Domorganist, ein Schweizer, der mit großer Meisterschaft die Orgel beherrscht, und der Domchordirigent. Die kleinen Sänger aber, lauter Pfleglinge der Waisenanstalt, sind es, deren helle Stimmen am letzten Marienfeste so frisch und fromm von der Orgelbühne der Kathedrale herab erklingen waren.

Der Chordirigent mag sich gratuliren, der solche Sänger zur Verfügung hat; denn diese Kinder sind fromm, sie singen und beten zugleich und vereinigen so die beiden wesentlichen Elemente des kirchlichen Gesanges in sich: Kunst und frommes Verständniß.

Nach beendigtem Lied wurde zur Grundsteinlegung geschritten. Alles begibt sich nach einer von den Mauern des Gebäudes auf drei Seiten eingeschlossenen Plattform, welche dem Chor der zukünftigen Kirche entspricht.

II. Montevideo.

Der Boden ist mit reichen Teppichen belegt. Darüber ist ein Zeltbaldach gespannt, das von Säulen getragen wird. Fähnchen und Wimpel zieren dasselbe. Das Dach, die Fähnchen, die Wimpel, die Tuchschleifen, welche um die Säulen gewunden sind, sowie die zahllosen Bänder und Fähnchen, die von den kreuzweis über dem zukünftigen Schiff gespannten Tauen hernieder im Winde flattern — alles trägt die fleischliche Farbe des Landes: Hellblau mit Weiß.

Am innern Ende der Plattform, da, wo dereinst der Hochaltar wird zu stehen kommen, erhebt sich auf blaumeißem Sockel ein großes Holzkreuz; davor steht ein Betstuhl mit goldgestickten und goldbetroddelten Kissen. Rechts davon steht ein Tisch, über den eine rothe Decke gebreitet ist, und darauf liegt die Urkunde der Grundsteinlegung. An diesem Tisch sitzt der Präsident auf einfachem Stuhl, ihm zur Rechten die fünf Minister des Staates, zur Linken seine Gemahlin und dann, der Reihe nach, eine Anzahl würdevoll dreinschauender uruguayischer Matronen.

Präsident Lajes¹ ist ein Mann von jugendlichem Aussehen, dessen Aeußeres, Gesicht und Statur, durchaus nichts Außerordentliches verräth. Er trägt Generalsuniform, während die Minister, der Kriegsminister ausgenommen, in Civil gekleidet sind.

Gegenüber dem Präsidenten ist der Sitz des Bischofs. Ihm zur Seite stehen die assistirenden Priester und die Seminaristen.

Da wir uns den letzteren angeschlossen haben, so befinden wir uns auf einige Schritte Entfernung dem Präsidenten und den Ministern gegenüber und können somit den Verlauf der Feier aus nächster Nähe verfolgen.

Noch sehe ich verschiedene Herren, welche ohne einen bestimmten Platz bald hier, bald dort ordnend und lenkend eintreten.

Der Grundstein befindet sich auf der Seite des Bischofs; er ist ungefähr 1 m lang und nicht ganz so breit und hängt an einer complicirten Rollmaschine über einer Oeffnung der Plattform, durch die er in die Erde hinabgelassen werden kann.

Der Bischof beginnt die Ceremonie.

Welche Würde und imponirende Ruhe! Ein Pfarrer könnte inmitten seiner Dorfgemeinde nicht ungenirter sein, als er es unter diesen Würdeträgern ist.

Nachdem die vorbereitenden Gebete beendet waren, ergriff der Präsident eine goldene Feder und unterschrieb die vor ihm liegende Urkunde. Die Minister thaten das Gleiche. Darauf kamen die Damen, die Gemahlin des Präsidenten zuerst und dann die anderen, welche von den Mitgliedern der Commission einzeln eingeladen und mit graciös dargereichtem Arm zum Tische des Präsidenten und von da wieder zurück geleitet wurden.

¹ Sprich: Lajes.

10. Im Waisenhaus, Circulo Catolico und Hospital.

Diese Ceremonie dauerte lange; um die Eintönigkeit derselben zu unterbrechen, spielte die Militärmusik verschiedene Stücke.

Auch mehrere Priester sowie Oberinnen von Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt unterschrieben. Erbaulich war es, die letzteren dem Tische sich nahen zu sehen; es war nicht anders, als ob sie sich in die Küche oder an das Bett einer Kranken begäben, so ungezwungen und dabei so anspruchslos ergriffen sie die goldene Feder, schrieben ihren Namen und kehrten an ihre Stelle zurück.

Endlich hatten alle unterschrieben. Ein Herr von der Commission rollte das Document in eine Stanniolfolie und schlang eine weiße Kordel darum; hierauf ging es zum Grundstein. Präsident, Minister, Herren und Damen, alles folgte dem Bischof, der von seinen Clerikern begleitet vorausschritt.

Der Grundstein hatte in der Mitte eine viereckige, sauber ausgehauene Vertiefung, die mit einem Steindeckel verschließbar war. In diese wurde unter den üblichen Gebeten die Urkunde niedergelegt und dann die Oeffnung mit einer Zinkplatte geschlossen.

Sobald dies geschehen, ergriff der Bischof eine silberne Kelle und legte Cement auf. Das Gleiche that der Präsident, dann die Präsidentin und danach die übrigen Damen und Herren. Schließlich ward der Steinverschluß auf die Cementlage eingepaßt und der Stein hierauf an der Rolle langsam in die Erde hinabgelassen.

Während dies vor sich geht, wird die Allerheiligenlitanei gebetet; der Bischof steigt eine Treppe hinab nach der Stelle, wo der Stein zu ruhen kommt, und vollendet die Ceremonie.

Geschwiegen hat man nun lange genug, und so folgt jetzt eine Reihe von Reden. Und damit alles einen süßen Abschluß erhalte, wurden sowohl an die Kinder wie an die Erwachsenen Berge von Dulces (Süßigkeiten) vertheilt: Zuckergeigen und Pastillen, Nabelbüschchen und Trompeten und viele andere Spielereien.

Auch unsern P. Brugier, der diesmal zu Hause geblieben war, traf ich bei meiner Heimkunft kindlich vergnügt. Es hatte ihm einer der Seminaristen eine trügerisch nachgemachte Cigarre mitgebracht.

Ich selbst hatte mich, ehe es zur Vertheilung kam, zurückgezogen.

„Und wohin geht es jetzt?“

„Zum ‚Circulo Catolico‘“, versetzte der Pater, der mich begleitete.

Wir fuhren in die Stadt zurück und kamen zu einem Gebäude mit weitem Thorweg zum Einlaß von Gespannen. Rechts von dem Eingang ist die Pförtnerwohnung und links das Garderobezimmer. Da sind wir am Orte.

Wir traten ein und gelangten zu einem rings von dem Gebäude eingeschlossenen Hof. Wie man auf den ersten Blick sieht, haben alle Zimmer

II. Montevideo.

ihren Ausgang nach dem Hof. Um die Communication im zweiten Stock zu ermöglichen, läuft die ganze Höhe desselben entlang eine Galerie.

Quer über den Hof schreitend, kommen wir zu einer Flügelthüre, die in das Innere eines herrlichen Saales führt. Derselbe bildet einen vollendeten Cirkel und prangt in reicher Decoration. An der Wand umher finden sich in Fresco gemalt fein ausgeführte Medaillons mit den Portraits des Papstes, des Landesbischofs, sowie verschiedener anderen um die Sache der Kirche und des Vaterlandes verdienten Persönlichkeiten: unter anderen das des Generalvikars Dr. Soler, des Herrn Jackson und jenes des Dichters Zorrilla. Wie aber Artigas, der alte Haubegen, über dessen Klinge so manches Blut geflossen, in diese friedliche Gesellschaft gerathen, dürfte Wunder nehmen, hielte man ihm nicht seinen glühenden Patriotismus zu gut.

Ueber dem Saal wölbt sich die schöne Decke, in welcher sich die Embleme des Glaubens und Wissens zu einem harmonischen Ganzen vereinen.

Der Saal dient nur den geselligen Zusammenkünften des Cirkels. Bälle und andere derartige Lustbarkeiten sind durch den Vereinszweck ausgeschlossen. Nur zweimal im Jahr findet eine Art literarischer Unterhaltung statt, zu welcher es den Mitgliedern freisteht, ihre Familien mitzubringen.

Im obern Stock fanden wir eine ausserlesene Bibliothek, einen Lesesalon, einen Billardsaal und ein Naturaliencabinet. Auch war früher hier eine Schule für die Gymnasial-Unterrichtsfächer eingerichtet. Die Regierung bestand es jedoch, durch ihre Vergationen dieselbe unmöglich zu machen.

Die übrigen häuslichen Einrichtungen verrathen sofort, daß hier der feinste Ton und der höchste gesellige Anstand herrscht.

Der Circulo Catolico wurde im Jahre 1875 gegründet. Seine Existenz beweist zwei Dinge: einmal, daß gerade in den vornehmsten Familien der Stadt eine lebendig-frische katholische Gesinnung herrscht, und dann, daß auch ein einzelner Mann Großes zu leisten vermag, wenn er erst sein Herz an einer edlen Idee erwärmt.

Man muß nämlich wissen, wie der Club zu stande gekommen ist. Ein junger Student kam von der Akademie zurück, beseelt von dem Wunsche, etwas zur Belebung des katholischen Bewußtseins in seiner Vaterstadt zu thun. In dieser Absicht wandte er sich an Dr. Soler, den Generalvikar der Diöcese. Das war der rechte Mann. Nach und nach gelang es unserem wackern Studiosus, noch andere Herren für seinen Gedanken zu begeistern, und diese gründeten dann einen Cirkel, zunächst mit dem Zweck wissenschaftlich anregender Besprechungen, welcher sich im Hause des Generalvikars versammelte. Da die Zahl der Theilnehmer täglich wuchs, trat eine Verlegenheit ein: das Lokal wurde zu klein. Doch konnte dieser Umstand die gute Sache nicht zum Stocken bringen. Montevideo hat seine Jacksons, welche die Sache

der Kirche nicht im Stiche lassen. Einige hunderttausend Francs, und ein Lokal war geschaffen, auf welches die Katholiken von Montevideo stolz sein dürfen.

Vom Circulo Catolico begeben wir uns zum städtischen Hospital (Hospital de Caridad).

Groß und stattlich erhebt sich das Gebäude vor unseren Blicken. Neunzehn auf ebenso viele Altanen mündende Thürfenster unterbrechen die lange Fläche der Frontseite. Ein dreifacher Thorgang führt in das Innere. Das flache Dach ist von einem ebenso festen wie zierlichen Eisenstabgeländer umzäunt. An der einen Schmalseite gewahrt man das Portal der großen an den Mittelbau angelehnten Kirche. In diese treten wir ein.

Gerade ist Segensandacht, und viele Andächtige, Männer und Frauen, knien in den Bänken und auf dem Boden in ehrfurchtsvoll gesammelter Haltung.

Nach dem Gottesdienst stellte sich uns der Spitalkaplan zur Verfügung. Zunächst führte er uns zur Oberin. Diese war sofort bereit, uns die verschiedenen Räumlichkeiten des Hauses zu zeigen.

Das Gebäude umschließt mit seinen einzelnen Flügeln sechs viereckige Gärten, die mit ihrem Blüten- und Laubschmuck Aug und Herz der Kranken erquicken.

Der Haupteingang führt in eine geräumige Halle. In derselben steht die weiße Marmorstatue des Gründers und darunter in Gold die Aufschrift: „Francisco Antonio Maciel, Vater der Armen, 1778.“ Daneben sind auf zwei Marmortafeln die Namen der vorzüglichsten Wohlthäter des Hospitals in Goldbuchstaben eingegraben.

Die Garderobe, welche wir nun zu sehen bekommen, ist glänzend. Diese Rollen und Schichten von weißen und bunten Linnen, Wollen- und Baumwollstoffen, diese Lager von Decken, Jacken, Socken und anderen Kleidungsstücken, alles in feinen Glaschränken gespeichert, machen einen geradezu bestechenden Eindruck.

Die Ordnung und Reinlichkeit in den Speise- und Krankensälen ist unübertrefflich.

Zwei Säle könnten einem nervenschwachen Besucher einiges Grauen verursachen: der erste ist das Cabinet der chirurgischen Instrumente, welche sich hier in reichster Auswahl finden und in eindringlicher Weise an ebenso viele Schwächen und Gebrechen des menschlichen Daseins erinnern; der andere ist der Operationsaal, in welchem der Operationstisch mit seinen verschiedenen Vorrichtungen trotz der überall bemerkbaren Rücksicht auf Menschlichkeit mit stillem Grauen erfüllt.

Geradezu brillant ist die Apotheke eingerichtet. Da glänzt und blinkt alles von den mit krysthellen farbigen Auflösungen gefüllten Prunkglaskugeln herab bis zum letzten Instrumentchen, dessen sich der Provisor bedient.

II. Montevideo.

In der Caridad sind beständig zwei Aerzte angestellt, welche in der Anstalt wohnen und Tag und Nacht zum Dienst der Kranken bereit sein müssen.

Unter den Kranken gibt es zwei Klassen: Pensionisten und Nichtpensionisten. Letztere sind Arme und werden unentgeltlich verpflegt, die Pensionisten dagegen sind Leute von einigem Vermögen; manche derselben haben ein Zimmer gemeinsam, andere jeder sein Zimmer für sich. Hier von hängt die Pension ab. Einige bezahlen einen Peso (circa 4 Mark), andere 2, andere sogar 4 Pesos täglich.

„Und wie bestreiten Sie die Kosten des Spitals?“ fragte ich die Oberin.

„Dies geschieht“, entgegnete sie mir, „theils auf dem Weg regelmäßiger Lotterien, theils auf dem der Privatmildthätigkeit. Was letztere angeht, gab es im Jahre 1885 gegen 40 Wohlthätigkeitsvereine in Montevideo, welche jährlich 250 000 Pesos (eine Million Mark) verausgabten. Doch ist meines Wissens der Ertrag der Lotterien noch weit beträchtlicher.

„Jetzt“, fuhr dann die Oberin fort, „haben wir alles in Hülle und Fülle. Jedoch vor drei Jahren, als General Santos das Heft in den Händen hatte, da fehlte alles: das Sinnen in den Schränken und das Brod in dem Korbe.“

Die Zahl der Kranken, welche die Caridad verpflegt, wechselt natürlich beständig: alte gehen, neue kommen; aber durchschnittlich mögen es zwischen 500 und 600 sein.

Wir treten nun wieder den Heimweg an. Gerade kommt die Pferdebahn vorüber und nimmt uns mit.

Unter den Gebäuden, an denen wir vorüberfahren, fällt mir zuerst der Palast der spanischen Legation durch seine Größe und Schönheit auf. Dann kommen wir an einem protestantischen Tempel vorbei, der durch seinen sonderbaren Stil überrascht. Die Front erinnert an griechische Bauformen; im Giebelfeld liest man die Zehn Gebote auf spanisch in goldenen Lettern. Die Kirche gehört dem englischen Ritus und wurde von Admiral John Purvis im Jahre 1847 begonnen, an derselben Stelle, wo 40 Jahre früher die englischen Soldaten eine Batterie im Sturm genommen hatten.

Wie stark die Abdachung der Landzunge nach dem Fluß hin sei, sollte ich in den nächsten Augenblicken gewahr werden.

Wir waren mit unserem Tramway dem Strande ganz nahe gekommen und mußten, um wieder in die Stadt zu gelangen, die Seite des Hügels hinan. Waren die Pferde heute schon lange im Dienst, oder war es natürliche Schwäche — kurz, sie hatten ihre liebe Noth, auf dem gepflasterten Wege voranzukommen, und drohten, bei den verzweifelten Anstrengungen, die sie machten, zusammenzubrechen.

Die Sache wurde ungemüthlich; denn wären sie zum Sturze gekommen, so hätte der schwere Wagen unausbleiblich in oder außer dem Geleise rückwärts den Abhang hinunterrollen müssen.

11. Ein Besuch auf dem Kirchhof.

Mehrere Damen zogen es vor, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Kutscher und Conducteur thaten das Ihre, die Thiere im Gang zu halten, und so oft dieselben ins Stocken geriethen, sprang der Conducteur von seinem Platz, nahm dem Kutscher die Peitsche aus der Hand und hieb verzweifelt auf die entkräfteten Pferde, und wenn die Peitsche es nicht mehr thun wollte, nahm er das Geldtäschchen, das er am Halse trug, faßte den Riemen desselben und schlug mit dem schweren Täschchen auf das arme Gespann, bis er es wieder in Gang gebracht.

„Besser gut gegangen als schlecht gefahren“, dachte ich und stieg aus, und die anderen thaten desgleichen.

11. Ein Besuch auf dem Kirchhof.

„Aber wem gehört jener prächtige Garten?“ fragte ich eines Tages einen unserer Patres. Wir standen auf dem Dach des Collegs, das, wie so ziemlich alle Dächer von Montevideo, flach ist. Eine herrliche Aussicht über einen Theil der Stadt und den in einiger Entfernung ruhig dahinwogenden La Plata bot sich meinen Blicken dar. Rechts vor mir lag der Cerro und zur äußersten Linken, gerade noch sichtbar, der Leuchthurm von Flores.

Mitten in dem reizenden, von reichem Sonnenlicht übergossenen Panorama erblickte ich zwischen Häusern dicht am Strande des Flusses ein großes ummauertes Grundstück. Dunkle Cypressen und sonstige Zierbäume ragten über die Mauer empor. Eine schöne Pförtnerwohnung zierte den Eingang (Fig. 18) und ein kuppelförmiges Gebäude die Mitte desselben. Dies war der prächtige Garten, auf welchen ich die Aufmerksamkeit des Paters lenken wollte.

„Aber das ist ja kein Garten!“ versetzte der Pater. „Das ist der Kirchhof, das ‚Cementerio central‘.“

Diese Antwort gab sofort nicht bloß dem sonderbaren Eingang, sondern auch dem kuppelförmigen Gebäude in der Mitte einen ganz andern Charakter in meinen Augen. Also ein Kirchhof!

Vielleicht gibt es keinen Ort, wo man besser die Lebenden studiren kann, als den, an welchem die Todten ruhen. Hier offenbart sich der innerste Mensch: sein Glauben, Hoffen und Lieben; hier die Liebe der Kinder gegen ihre Eltern, der Gattin gegen den Gatten, der Geschwister und Freunde untereinander. Was der Verstorbene den Zurückgebliebenen gewesen, welche öffentliche Stellung er eingenommen, in welchen Vermögensverhältnissen er gelebt hat, das tritt am Grabe zu Tage, und will man einen Blick in das Leben der Gemeinde thun, will man wissen, ob Wohlstand oder Armuth, ob Glaube oder Unglaube, Religion oder Frivolität in derselben herrscht, muß man auf den Kirchhof gehen.

Da der Vater merkte, daß ich ein Interesse habe, den Gottesacker zu sehen, bot er sich mir alsbald zum Begleiter an, und so machten wir uns auf den Weg dorthin.

Wir kamen zur Eintrittshalle. Jetzt erst konnte ich dieselbe in ihren einzelnen Theilen unterscheiden und würdigen.

Ein kuppelförmiges Gewölbe ruht auf vier Säulen, zwischen denen hindurch drei Eingänge ins Innere führen. Auf dem Felde über dem Bogen des Mitteleingangs ist das Bild des ewigen Vaters angebracht, wie er mit geöffneten Armen seine heimkehrenden Kinder erwartet.

Von den beiden Nebeneingängen führt der rechte in einen kapellenartigen Raum, in welchem die Einsegnung der Leichen vorgenommen wird, der linke in die Wohnung des Dienstpersonals. Oben auf der Höhe der Fassade stehen vier Engel, von denen die beiden mittleren den leidtragenden Schmerz und die betende Hoffnung, die beiden äußeren den zeitlichen und ewigen Lohn symbolisiren. Ein Sinnbild der strafenden Gerechtigkeit konnte ich nicht gewahren. Sinn- und trostreich aber erhebt sich über dem Ganzen auf der zierlichen Kuppelkrönung das erlösende Kreuz.

In der Vorhalle trafen wir einen Herrn in Civil und einen Soldaten. In der Voraussetzung, daß denselben die Ueberwachung des Kirchhofs anvertraut sei, fragte ich, ob es erlaubt sei, einzutreten.

„Gewiß; nur eingetreten!“ war die Antwort.

Wir traten also ins Innere des Kirchhofs. Welche Eleganz! welcher Luxus! möchte ich sagen.

Die ganze Fläche des Gottesackers ist durch zwei querlaufende hohe Nischenwände in drei Abtheilungen getheilt, von denen die beiden ersten mit Gräbern besetzt sind, die dritte aber für Spaziergänger bestimmt zu sein scheint.

Gleich in dem ersten Theile liegt die schöne Grabkapelle mit ihrem kuppelförmigen Dach. Nach dieser laufen alle Wege concentrisch zusammen, indem sie das große Gräberviereck in eine Anzahl kleinerer Felder zerlegen. Letztere sind von zierlichen Eisenstabgittern umgeben, die mit dem freundlichen Grün der Stabschäfte und deren hellweißen Lanzenspitzen einen überaus gefälligen Eindruck machen.

Zwischen den einzelnen Gräbern sind fleißig gepflegte Cyressen, Ziersträucher und Blumen in reizenden Gruppen vertheilt, so daß man glauben möchte, sich in einem Lustgarten zu befinden, erinnerten die Grabmäler nicht an etwas anderes.

Nachdem wir einen Blick über das Ganze geworfen, gaben wir uns an die Betrachtung des einzelnen. Hier ward ich allerdings einigermaßen enttäuscht.

Wie wenig Anzeichen von positivem Christenthum, wie viele von religiöser Farblosigkeit und freimaurerischer Indifferenz finden sich hier!

11. Ein Besuch auf dem Kirchhof.

Eine ganze Anzahl von Grabdenkmälern besteht aus großen Marmorplatten, auf welchen der Name und Sterbetag der Todten und vielleicht auch noch ein Nachruf der Hinterbliebenen eingegraben ist. Nichts daran, was nach oben weist, nichts, was das Herz erhebt, nichts von Glauben und Hoffen. Flach und schwer ruht der mächtige Stein auf dem Grab, und unwillkürlich fühlt das Herz einen stillen Schauer, gleich als theile sich ihm die Kälte des Steines mit.

Hie und da sieht man die Marmorbüsten der Verstorbenen von Säulen



Fig. 18. Eingang zum Centralkirchhof von Montevideo.

oder Sockeln getragen, unter ihnen manche, welche die Hand eines Künstlers verrathen. Allein selten legt ein Kreuz oder sonstiges Zeichen von dem religiösen Bekenntniß, sei es des Hingeshiedenen, sei es der Angehörigen desselben, Zeugniß ab.

Ich schaute mir die Nischenwände an, welche für die Armeren eingerichtet sind. Bemerken muß ich nämlich, daß sowohl die Umfassungswauern des Kirchhofs, wie auch jene Mauern, welche leßtern, wie oben gesagt, in seine drei Abtheilungen zerlegen, mit tiefen Nischen zur Aufnahme von Särgen

II. Montevideo.

versehen sind. Ist der Sarg hineingeschoben, so wird der noch freie Raum mit Kalk gefüllt und dann die Nische äußerlich mit einer Marmorplatte geschlossen. Auf diese Weise ist die ganze Seitenfläche der Mauern mit Marmorplatten bedeckt. Hunderte von Immortellenkränzen und „Recuerdos“ (Andenken) hängen von denselben hernieder; Pensees, verschlungene Hände und andere Symbole der Trennung und Sehnsucht zieren dieselben: jedoch nur sehr vereinzelte Widmungen erinnern an ein christliches Herz.

Wir gelangen zur Kirchhofskapelle; sie ist nett. Auf der Höhe des Altars steht die Statue der schmerzhaften Mutter Gottes mit dem Leichnam ihres Sohnes auf dem Schoße und darüber wölbt sich die Decke mit Frescos von Verazzi.

Durch eine Oeffnung in der Mauer treten wir in die zweite Abtheilung. Sie gleicht in allem der ersten, nur daß die Kapelle fehlt und die Wege anders vertheilt sind; im übrigen dieselbe Eleganz und dieselbe religiöse Farblosigkeit.

Unter den Denkmälern, die den Kirchhof schmücken, sind einige, welche die Aufmerksamkeit des Besuchers in besonderer Weise auf sich ziehen. So das nationale Monument der sogenannten „Opfer von Quinteros“ und der „Helden von Paysandú“.

Da sowohl diese als jene von dem Volke als Nationalhelden verehrt werden, will ich hier kurz erzählen, wie dieselben zu ihrem Ruhme gekommen sind.

Es war im Jahre 1858 gegen Ende Januar. Don Gabriel Antonio Pereira war Präsident der Republik. Eine revolutionäre Truppe hatte sich vor den Mauern von Montevideo gelagert, mit der Absicht, sich der Stadt zu bemächtigen. Der Plan war mißlungen, und in der Furcht, abgeschnitten zu werden, hatten die Aufständischen den Rückzug angetreten. Bei Cagancha kam es zum Gefecht, in welchem sie Sieger blieben. Als sie aber dann über den Paso de Quinteros setzen wollten, fanden sie denselben von dem Regierungsgeneral Medina gesperrt. Von allen Seiten umringt, ohne Munition, ohne Hoffnung, sich durchzuschlagen, blieb ihnen nur eines: sich zu ergeben. Und sie ergaben sich. — Darauf folgte die Execution: 2 Generale, 9 Truppencommandanten, 63 Officiere und 315 Gemeine wurden standrechtlich zum Tode verurtheilt. Der Damenverein von Montevideo, die Gesandten von Frankreich und England legten Fürsprache ein, und der Pardon ward endlich zugestanden; allein als er ankam, waren die Bezeichneten bereits erschossen.

Das sind die „Martyrer“ von Quinteros. Wenige Jahre später fielen die Helden von Paysandú. Es war, als General Flores die Präsidentschaft der Republik Uruguay an sich riß. Die Brasilianer, welchen daran lag, daß Flores seine Absichten verwirkliche, hatten einen Krieg mit Uruguay herbeigeführt und rückten zugleich mit Flores in das Gebiet der Republik ein.

11. Ein Besuch auf dem Kirchhof.

In Paysandú lag General Leandro Gomes mit seinen Getreuen, vor der Stadt das Heer der Allirten. Gomes hatte Auftrag von der Regierung, die Stadt zu halten, Flores verlangte die Uebergabe. Da diese nicht erfolgte, zündeten die Belagerer Paysandú an vier Enden an. Im Dunkel der Nacht glüht die Stadt, wie ein Schriftsteller sagt, einem ungeheuern Sarkophag, der zwischen vier Leuchtsäulen stand. Die Belagerten hielten aus inmitten der Flammen; sie hofften auf Verstärkung und Entsatz. Aber Entsatz und Verstärkung kamen nicht. Nur ein Schiff trieb von Montevideo her den Uruguay herauf und nahte sich dem Orte des Jammers. Don Jacinto Vera, später Bischof, damals noch Apostolischer Vikar mit vier Priestern, befand sich an Bord. Sie kamen, um den Belagerten die Tröstungen der Religion und den Sterbenden die letzte geistliche Stärkung zu bringen, und der Belagerer war human genug, ihnen freien Paß in die Stadt zu gewähren, in welcher Gomes, einem Löwen gleich, den Kampf fortsetzte. Indes zog sich der Belagerungsring immer enger zusammen, und die Hilfe, auf die man gehofft, erschien nicht. Gomes sah ein, er müsse kapituliren. „Ergeben auf Gnade und Ungnade!“ das war die Bedingung. Gomes willigte ein für seine Person; für seine Truppen verlangt er das Leben. Doch schon war es zu spät. Vor ihm erscheint ein brasilianischer Oberst und fordert von ihm den Degen. Wie war er in die Stadt gekommen? Auf einem Punkte hatten die Belagerten in Folge eines Mißverständnisses den Kampf eingestellt, und der Feind war eingedrungen.

Gomes gab sich gefangen und folgte, mit ihm sechs andere. Fünf der Gefangenen, Gomes voran, wurden in ein Haus geführt und die Thüre geschlossen. Dann ging es in einen Garten hinter dem Hause. Wenige Augenblicke nachher lagen drinnen vier Leichen. General Leandro Gomes, der Held von Paysandú, auf welchen Uruguay stolz ist, war das erste der Opfer. Zwei der Gefangenen war es gelungen, sich zu retten; dem letzten hatte man das Leben geschenkt.

Noch befanden sich 600 Tapfere innerhalb der Mauern der Stadt; sie wurden gefangen und verurtheilt: der fünfte Mann sollte sterben. Schon hatte das Morden begonnen, schon waren vier den Kugeln erlegen, als Flores Befehl gab, Einhalt zu thun. Das sind die Helden von Paysandú.

Ein anderes vielfach bewundertes Monument stellt einen trauernden Gatten an der Seite seiner verstorbenen Gattin dar. Die Verstorbene liegt in Stein gehauen auf der Bahre; neben ihr steht in Lebensgröße der weinende Gatte, den Arm an die Bahre gelehnt, ein Tuch in der Hand und den Blick voll Sehnsucht und Schmerz zu der Todten hingewandt, von der er sich kaum trennen kann.

Wie ich hier und später noch öfter gesehen, ist es eine beliebte Gewohnheit, am Grabe nicht bloß die Büsten oder Standbilder der Todten selbst,

sondern auch die Statuen der Ueberlebenden aufzustellen, wobei man diesen eine ihren Affect zu den Hingeschiedenen charakterisirende Haltung zu geben pflegt.

Tiefen Eindruck macht auf den Besucher des Kirchhofs eine Statue, welche eine mitleidige Dame darstellt. In Lebensgröße erhebt sich die edle Gestalt auf hohem Sockel. Würdevoller, ehrfurchtgebietender Ernst erscheint in den noch jugendlichen Zügen derselben mit ebensoviel Milde und Frömmigkeit zu einem Gesamtausdruck gemischt, der ihr eine überirdische Schönheit verleiht. Die Arme vor sich gekreuzt, hält sie in der Linken ein offenes Buch, während sie mit der Rechten einer neben ihr gekauerten Unglücklichen eine Gabe reicht. Schöner konnte man das Wort des Heilandes: *No sepa tu izquiorda lo que hace la derecha*¹, welches am Fuße des Denkmals eingegraben steht, nicht wiedergeben.

Ich bin später mit verschiedenen Personen zusammengetroffen, welche den Kirchhof von Montevideo besucht hatten; ihnen allen ist das Denkmal der Maria del Pino Cianelli im Gedächtniß geblieben.

„Hier ist das Grab Varela's“, sagte mir der Pater, als wir an einem andern Standbild angekommen waren. Auf einer Säule ragte vor uns das Bild eines Mannes von mittlerem Alter. Zu Füßen lagen riesige Kränze und Recuerdos.

Varela! — Wer ist Varela?

Verschiedene symbolische Zeichen am Sockel des Monumentes sagen mir zunächst, daß José P. Varela Freimaurer war. Was ich weiter erfuhr, ist, daß er um das Jahr 1868 durch einen öffentlichen Vortrag Veranlassung zur Gründung des Vereins „Amigos de la Educacion“ gab, und daß ihm selbst später die oberste Leitung des öffentlichen Unterrichtswesens von der Regierung anvertraut wurde. In dieser Stellung that er alles, was ein verbissener Freimaurer nur thun kann, um die Religion aus den Schulen zu verdrängen, und stellte dabei sein ganzes Schulsystem auf eine Basis, welche jedem erfahrenern Pädagogen als eine Lächerlichkeit vorkommen muß². Dr. Soler würdigte den jugendlichen Adepten des Heidenthums einer eben so gründlichen wie vernichtenden Abfertigung; doch dies änderte am Bestand der Dinge nichts.

Ganz klar muß es Varela mit seiner Sache nicht gewesen sein, wenigstens scheint das von Göthe erborgte „Luz, mas Luz!“ (Licht, mehr Licht) am Fuße des Sockels dies anzudeuten.

¹ Was deine Rechte thut, soll deine Linke nicht wissen.

² Das System Varela's charakterisirt sich durch nachstehende drei Punkte: 1. Jede positive Religion ist aus der Schule ausgeschlossen; 2. die Schulen sind gemischt für Knaben und Mädchen zugleich; 3. nichts darf in der Schule auswendig gelernt werden. Was letztern Punkt angeht, so ist den Lehrern, die dagegen handeln, Absetzung gedroht.

12. Ein Ausflug nach Union.

Auch ein Kind Garibaldi's soll auf diesem Kirchhof begraben liegen. Unwahrscheinlich ist es nicht; denn in den Freiheitskriegen der Republik spielte der Gefangene von Caprera eine Rolle. Mir entging das Grab. Dagegen sah ich eine hohe feine Porphyrsäule mit kolossalem Immortellenkranz, welche ein Bewunderer Gambetta's dem Andenken des einst so bewunderten, jetzt vergessenen Mannes errichtet hatte.

12. Ein Ausflug nach Union.

Gordon. — Vor Montevideo. — Die Escuela de Artes y Artificios. — Union. — Das Armenhospital. — Am Telephon. — Der Observationsthurm. — Die Kirche von Union. — Die Divina Pastora. — Der baskische Kaplan. — Buco. — Der Kirchhof. — Ein Kunstwerl. — Playa Ramirez. — Das versunkene Schiff.

Auch die Spuren des Kriegs verwischt die Zeit. Wo heute die Väter ihr Blut im Kampfe vergießen, da bauen morgen die Söhne friedlich Häuser und Hütten, und wo eben noch der Huf der Pferde die Saaten zertritt, da wogen, ehe viel Zeit vergeht, wieder goldene Aehren.

Davon sollte ich mich heute überzeugen.

„Haben Sie schon Union gesehen?“ fragte mich P. Pl., der mir überhaupt schon mehrmals ein lieber Geleitmann gewesen war. — „Nein.“

„Wohlan, so gehen wir nach Union; machen Sie sich zurecht.“

Union ist eine Vorstadt von Montevideo und liegt etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden vom Colleg entfernt. Halbständlich geht die Pferdebahn dahin, und wenn man dieselbe benützt, kann man in etwa einer Stunde am Ziele sein.

An der Artilleriekaserne vorbei kommen wir nach Gordon. Dies ist der Name einer Pfarrei von Montevideo. Eine schöne Pfarrkirche zielt dieselbe. Ehemals war Gordon ein kleiner Weiler, durch welchen sich ein Militärcordon zog. Davon ist der Name geblieben.

Im Jahre 1807, als die Engländer Montevideo erstürmten, war Gordon das Centrum der Vertheidigungsoperationen. Damals fiel hier in der Nähe auch der edle Francisco A. Maciel, der Gründer des städtischen Hospitals.

Später, als General Oribe die Stadt belagerte, war Gordon der Schauplatz manches blutigen Scharmühzels, das den Boden bis hinauf nach Union mit Bürgerblut röthete.

Unterwegs trafen wir einen Bettler zu Pferd (Fig. 19), der längs der Häuserreihen Almosen sammelte — in Deutschland gewiß etwas Unerhörtes! Wir waren noch nicht weit gegangen, da hatte uns der Tramway eingeholt. Wir stiegen ein.

Zwischen einer Reihe schöner, zum Theil vornehmer Häuser zieht sich unser Weg geradlinig dahin. Auch einige hübsche Gärten und Quintas liegen vereinzelt zur Rechten und Linken.

II. Montevideo.

Auf einem größern Gebäude las ich die Aufschrift: Escuela de Artes y Artificios. Also eine Kunst- und Gewerbeschule. Die Anstalt wird vom Staat unterhalten, der sie als ein spezifisch uruguayarisches Institut mit besonderer Vorliebe pflegt. Sie zählt gegen 600 Zöglinge. Nahrung, Kleidung, Wohnung und Unterricht, kurz alles gibt ihnen der Staat umsonst, und wenn sie die Anstalt verlassen, wird ihnen noch obendrein ein Kapital zur Gründung einer eigenen Werkstätte zur Verfügung gestellt. Schon manche schöne Leistung soll aus dieser Schule hervorgegangen sein, so unter anderem ein Kanonenboot „General Rivera“, welches 1883 zum erstenmal in See ging und auch jetzt noch seine Dienste im Hafen thut.

Zu bedauern ist, daß auch diese Schule ganz in dem oben gekennzeichneten Geiste Varela's geleitet wird.

Je mehr wir uns vom Mittelpunkt der Stadt entfernen, desto mehr vereinzelnd und vereinfachen sich die Häuser; zuletzt begegnen uns einige, die eher Hütten als Häusern ähnlich sehen. Dann folgt eine Strecke, die ganz von Wohnungen entblößt ist und wo nur einige Windmühlen langweilig ihre Flügel um die Achse drehen.

In Union angelangt, galt unser erster Besuch dem Armenhospital. Es ist ein stattliches und umfangreiches Gebäude, welches die Ecke einer Straße einnimmt und gegenwärtig beiläufig 300 arme und alte Männer und Frauen beherbergt. 14 Schwestern des hl. Vincenz besorgen die häusliche Ordnung und die Pflege der Pensionäre.

Wir traten ein. Gleich neben dem Eingang liegt die Kapelle; sie ist recht hübsch und stimmt zur Frömmigkeit, nur ist sie etwas beschränkt im Raum. Gleich darauf erschien die Oberin, eine resolute Französin. Sie führte uns zunächst in das Empfangszimmer.

Raum hatten wir uns niedergelassen, da ertönte die elektrische Klingel. Die Oberin näherte sich dem Telephon und fragte auf spanisch: „Wer ist es, mit dem ich spreche?“

Es mußte wohl ein sonderbarer Name sein; denn die Oberin verstand ihn nicht.

„Mit wem spreche ich?“ fragte sie wieder.

Nichts verstanden!

„Was wünschen Sie?“

Abermals eine unverständliche Antwort.

„Ich möchte wissen, mit wem ich spreche.“ Die Oberin legte das Ohr an und lauschte. „Kann nichts verstehen“, sagte sie kopfschüttelnd und wandte sich an die Assistentin, welche zugegen war. „Wollen Sie es versuchen?“

Die Assistentin begibt sich zum Telephon: „Mit wem spreche ich?“ Sie lauscht. Nichts verstanden. „Mit wem spreche ich?“ wiederholte sie etwas lauter und horcht abermals.

12. Ein Ausflug nach Union.

Unbefriedigt durch die Antwort, verändert sie die Frage: „Was wünschen Sie?“

Sie konnte zu keinem Ziele kommen.

Ein anderer hätte längst zehnmal die Geduld verloren; die Schwester nicht. „Wer ist es, der spricht?“ wiederholt sie von neuem und lauscht nach der Antwort. Ob sie dieselbe erhielt? Wir konnten das Resultat



Fig. 19. Verittener Bettler.

nicht abwarten, denn die Oberin erhob sich und lud uns ein, ihr zu folgen. Vielleicht war es dem Fernsprecher am andern Pol nur um einen schlechten Witz zu thun, oder er mußte seinen letzten Zahn verloren haben.

Die innere Einrichtung des Armenasyls beschreibe ich nicht. Apotheke, Schlaf- und Speisesäle, Zimmer, Gänge — alles verkündet das umsichtige und liebende Walten der Schwestern des hl. Vincenz.

II. Montevideo.

Auf meine Frage, welche Mittel ihnen zur Verfügung ständen, antwortete mir die Oberin mit Worten, die ich schon öfter gehört: „Jetzt fehlt uns nichts; vor drei Jahren, als Santos am Ruher war, fehlte uns alles.“

Während wir die Runde durch die Anstalt machten, gelangten wir an einen Thurm, welcher die Mitte des Gebäudes einnimmt. Derselbe hat seine historische Bedeutung. Er ist von Oribe gebaut und diente zur Zeit des *Guerra grande* als Beobachtungspunkt.

„Wollen Sie hinaufsteigen?“ fragte mich der Pater.

„Gewiß,“ entgegnete ich, „wenn die ehrwürdige Oberin nichts dagegen hat.“ Diese nickte zustimmend, ging und brachte den Schlüssel.

Wir traten also in den Thurm, während die Oberin zurückblieb. Eine solide Treppe führte in Absätzen empor.

Nachdem wir eine Zeitlang gestiegen waren, gelangten wir an eine Fallthüre, welche sich nach oben öffnete. Sie war ziemlich schwer, und es kostete Mühe, dieselbe zurückzuschlagen.

Sobald dies geschehen, hatten wir den blauen Himmel über uns und konnten nun hinaus auf die runde Plattform treten, in welche der Thurm endete. Welch entzückende Aussicht!

Da liegt die weite Ebene mit Aedern und Gärten, Häusern und Villen bis hinab nach Montevideo klar vor unseren Blicken.

Wahrlich, der Punkt konnte nicht besser gewählt sein. Union liegt ohnehin schon auf einer, wenn auch nicht erheblichen Bodenanschwellung, welche die flache Gegend beherrscht. Von der Höhe des Thurmes aber ist die Aussicht so frei, daß dem geübten Auge kaum ein einzelner Soldat, geschweige denn eine größere Truppenmasse hätte unbemerkt bleiben können. Freilich mit der Aussicht allein ist es für den Feldherrn nicht gethan.

Der Thurm hat heute seine Bedeutung verloren, und nicht einmal seiner schönen Aussicht wegen scheint er viel besucht zu werden.

Von dem Asilo begaben wir uns zur nahegelegenen Pfarrkirche. Diese ist von General Oribe erbaut: ein Beweis, daß dem General die religiösen Bedürfnisse seiner Soldaten nicht gleichgiltig waren. Der Bau ist solid; der Stil hat nichts Besonderes. Das Innere ist hübsch ausgestattet und läßt durch seine Reinlichkeit auf einen eifrigen Pfarrer und einen sorgsamen Küster schließen.

Gleich beim Eintritt überraschte mich eine bildliche Darstellung, die ich in einer Nischen zur Rechten gewahrte. Auf einer Anhöhe sitzt eine Jungfrau, den Hirtenstab in der Rechten, und ihr zu Füßen weidet einsam ein Lämmlein.

Die Darstellung war mir neu, und ich wandte mich an den Pater um Erklärung.

„Das ist die ‚Divina Pastora‘“, versetzte dieser, halb erstaunt, daß ich dieselbe nicht kenne. Es handelt sich also hier um eine symbolische Dar-

12. Ein Ausflug nach Union.

stellung der Gottesmutter, welche als Hirtin das Gotteslamm hütet. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß die Andacht zur „Divina Pastora“ eine Lieblingsandacht der Spanier ist.

Im Chor knieten drei schwarzgekleidete Damen andächtig im Gebet. Ich fand dies auffallend; denn Kirchenbesucher am Nachmittag, und zwar an einem gewöhnlichen Werktag, sind im allgemeinen gerade keine häufige Erscheinung. Ich schloß hieraus, daß in Union ein reges kirchliches Leben herrschen müsse, und der Pater, mein Begleiter, besträrkte mich in meiner Auffassung.

Der Divina Pastora gegenüber ist in einer andern Nische ein großes, hübsches und frommes Weihnachtstrippchen aufgestellt, das übrigens, wenn ich mich recht entsinne, das ganze Jahr über an seiner Stelle bleibt.

Außerdem schmückt die Kirche eine Reihe hübscher Altäre, welche durch den vortrefflichen Zustand, in dem sie sich befinden, dem Pfarrer alle Ehre machen.

Bemerkenswerth ist, daß in dieser Kirche ihr Erbauer, General Oribe, auch sein Grab hat.

Als wir die Kirche wieder verließen, trafen wir an der Pforte derselben den Kaplan; er ist ein prächtiger Basko, treuherzig und schlicht. Aus seinen Worten entnahm ich, daß ihm das Leben als Weltpriester nicht mehr behagt, und daß er daran denkt, in seine Heimat zurückzukehren, um sich dort einer religiösen Genossenschaft anzuschließen.

Während wir uns im Gespräche befanden, kamen die drei schwarzen Damen aus der Kirche, gingen quer über den Platz und verschwanden in einem benachbarten ansehnlichen Hause. Gewiß waren es drei Geschwister, die für die Seelenruhe irgend eines theuern Familiengliedes gebetet hatten.

Doch jetzt aufgepaßt, daß uns der Tramway nicht entgeht. Eben tönt das Hörnchen; also schnell zum nächsten Geleise.

Beim Einsteigen wechselte der Kaplan einige Worte mit dem Schaffner; darauf nahm er Abschied.

Wir wollten nun unser Fahrgeld bezahlen. „Schon in Ordnung!“ versetzte kurzweg der Schaffner. Der gute Kaplan hatte uns also einen kleinen Streich gespielt, den wir ihm allerdings gerne verziehen.

Bevor wir Union verlassen, will ich gestehen, daß wir eine Merkwürdigkeit der Stadt nicht gesehen. Es ist dies der Circus, in welchem die Stiergefächte aufgeführt zu werden pflegen. Diese sind nämlich in Uruguay noch erlaubt, während sie in Argentinien verboten sind. Und an den Tagen, an welchen sie stattfinden, strömt die schaulustige Menge nicht bloß aus Montevideo hierher zusammen, sondern auch von Buenos Ayres kommen sie herüber, und wenn man die Lebendigkeit und Erregbarkeit des spanischen Charakters studiren will, kann man es hier.

II. Montevideo.

Wir hatten die Richtung nach Buceo eingeschlagen. Die Pferdebahn war schlecht besetzt. Außer uns nur etwa zwei oder drei Personen.

Dies lag wohl am Wetter; denn ein leichter Regen, der nun, von einem unangenehmen Winde begleitet, niederfiel, mußte manchem das Ausgehen verleiten.

Um so mehr bestrebte es sich, eine große Menge von lästigen Fliegen um uns her zu gewahren. Auf dem Boden des Wagens saßen sie in dichten Gruppen, und um sich derselben zu erwehren, bedurfte es eines fortgesetzten Kampfes. Ueberdies machte sich ein eigenthümlich unangenehmer Geruch in der ganzen Gegend bemerkbar. Der Pater sagte mir: „Das kommt von der Basura“, d. h. von dem Kehricht, der auf diesem Wege aus der Stadt befördert und draußen verbrannt wird.

Jetzt näherten wir uns einem weiten ummauerten Gebiete. Ein großes Thor führt ins Innere.

„Das ist der Kirchhof von Buceo“, erinnerte mich der Pater. „Wollen Sie ihn sehen?“

„Natürlich. Ich habe den alten besucht und bin wenig erbaut weggegangen, ich muß nun auch den neuen sehen; vielleicht, daß ich ihn mit einer bessern Meinung verlasse.“

Der Eindruck, den man beim ersten Eintritt in den Kirchhof gewinnt, ist, wie bei dem Cementerio Central, ein höchst vortheilhafter. Da liegt er vor unsern Blicken, ein weites, regelmäßiges Viereck mit seinen zahlreichen, von Blumen und frischem Grün umsäumten Gräbern und Monumenten, seinen Palmen und Cyressen und den breiten, scharfbegrenzten Pieswegen, welche die sanft gegen das Meer hin geneigte Ebene in viele einzelne Felder zerschneiden.

Vier hohe, mit Grabnischen versehene Mauern umgeben ihn, jedoch so, daß die Rückwand mit den beiden Seitenwänden nicht in Verbindung steht und der Blick zwischen beiden hindurch auf das weite, bewegte Meer fällt. Merkwürdiger Gegensatz von Ruhe und Bewegung!

Dort schlummern die Todten so still, so still,
Froh treibt sich die Woge daneben,
Die Woge, die nimmer ruhen will,
Die immer will wandern und streben.

Und du, o fröhlicher Wanderer, Mann,
Verstehest du zu deuten die Zeichen?
Noch gleichst du der Woge, ein Weilchen, — dann
Wirfst du den Schlummernden gleichen.

Was die Gräber angeht, so wiederholt sich, was ich auf dem Cementerio Central gesehen: immer wieder diese langweiligen Marmorplatten ohne irgend welches Zeichen einer höhern Idee. Dazwischen größere und kleinere Monu-

mente, wohl die meisten mit den Symbolen der Freimaurerei und seltsamerweise auch eines, das am Sockel die Freimaurer-Insignien und auf der Spitze das Kreuz trägt. Auch die zahlreich umher aufgehängten Recuerdos sind dieselben wie jene auf dem Cementerio Central.

Schwer ist es, diese Erscheinung mit den Aeußerungen des religiösen Lebens zu reimen, wie ich sie in den Kirchen von Montevideo beobachtet habe. Meine einzige Erklärung ist diese: Revolutionen entstehen gewöhnlich im Schoße der geheimen Verbindungen. Die fast ununterbrochenen politischen Umwälzungen, welche die Republik Uruguay nun schon seit Jahren beständig drunter und drüber geworfen, setzen ein eifrig gepflegtes und stark verbreitetes Geheimwesen voraus. Kein Wunder, daß dasselbe sich auch auf den Gräbern noch zu erkennen gibt. Diese flachen, religiös charakterlosen Marmorplatten auf den Gräbern mochten anfangs allerdings andeuten, daß der Verstorbene mit dem positiven Glauben ausgeräumt hatte; nachdem sie aber einmal eingeführt waren, wurden sie von anderen nachgeahmt und gewannen nach und nach immer mehr Verbreitung. Ich möchte also annehmen, daß es sich hier um eine gedankenlos nachgeahmte Mode handelt.

Einzelne Monumente sah ich übrigens auch hier, welche tiefe Frömmigkeit und zarte Pietät athmeten, und andere, welche sich durch künstlerische Vollendung auszeichneten.

Hier ist die Statue einer Jungfrau, welche in sitzender Stellung ein Kreuz mit beiden Händen umklammert hält. Andächtig ruht ihr schmerzvoller Blick auf dem Bilde des Erlösers, und dem stillen Beschauer ist es, als fühle er selbst den Trost, den sie aus diesem Anblick schöpft.

Dort erhebt sich auf mächtigem Sockel die würdevolle Gestalt eines Cavaliers. Unten am Fuße steht, gegen den Sockel gelehnt, sein Töchterlein, gleichfalls in Stein gehauen, wie es dem Vater einen mächtigen Kranz hinaufreicht. Das umfangreiche Monument wird als Kunstwerk bewundert; mir kam die Erfindung gekünstelt vor.

Nur schwer vermochte ich mich von einem andern Denkmal zu trennen, welches, ganz in schneeweißen Marmor gehauen, in künstlerischer Vollendung vor meinen Blicken stand. Ein gigantischer Fischer liegt, das Haupt in die Hand gestützt, am Abhang eines Felsens. Zu seinen Füßen brandet das Meer. Die hohe, in sich selbst zusammengefuntene Fischermütze mit ihren groben Maschen, das derbe Gewebe der kurzen, nicht bis an die Kniee reichenden Hosen und die Falten des auf der Brust nachlässig geöffneten Hemdes, alles hat der Meißel des Künstlers mit staunenswerther Sorgfalt ausgeführt. Jedoch nicht diese untergeordneten Einzelheiten sind es, die meinen Blick fesseln; auch nicht die äußerste Feinheit, mit der selbst die leisesten Aderanschwellungen in den nervigen Gliedmaßen zum Ausdruck gekommen sind. Man muß diese Natürlichkeit der Haltung, dieses edle Ebenmaß

II. Montevideo.

der Körpertheile und vor allem diesen sprechenden Gesichtsausdruck betrachten, um der Kunst des Meisters die rechte Würdigung zu theil werden zu lassen. Ernst schaut der Fischer vor sich hin. Diese Stirn hat hundert Stürme kühn bestanden und würde auch jetzt vor keinem Sturme bangen. So etwas wie Troß liegt in diesen Zügen, und doch — nein, es ist kein Troß, es ist männliches Selbstbewußtsein, aber kein stolz hervorgerichtetes, sondern ein durch die christliche Weltauffassung gemildertes Selbstbewußtsein.

Gern wäre ich noch länger in stiller Betrachtung vor diesem Kunstwerk stehen geblieben; doch mein Begleiter drängte voran.

Noch mußte ich eines wissen: wer ist der Fischer, dem man ein so herrliches Denkmal setzt?

In der Nähe waren einige Männer beschäftigt, die Kieswege des Kirchhofs in ihrem untadelhaften Zustande zu erhalten. Ich wandte mich an diese. Sie wußten mir keinen Aufschluß zu geben. Ich fragte den Aufseher; seine Antwort genügte mir nicht. An der Kirchhofskapelle stand der Kaplan. Dieser theilte mir mit, daß vor Jahren ein armer italienischer Fischer, Tivolara mit Namen, nach Montevideo gekommen und nach einem vielbewegten Leben als Millionär gestorben sei. Diesem hatte sein Sohn aus Dankbarkeit das Denkmal gesetzt.

Wie schon gesagt, heißt die Gegend, in welcher der Kirchhof liegt, Buco. Hier stiegen die Engländer im Jahre 1807 ans Land, als sie auf Montevideo losrückten; heute ist Buco ein beliebter Badeplatz.

Die Pferdebahn brachte uns das Gestade entlang nach Playa Ramirez. Verschiedene Vorrichtungen lassen sofort erkennen, daß auch dieser Platz als Badeort benutzt wird. Zur Sommerszeit soll derselbe von Badegästen belagert sein. Jedoch hat das Baden gerade an dieser Stelle seine Gefahren, und wie man erzählt, soll der sehr starke Rückfluß des Meeres hier schon manchen kranken Schwimmer erfaßt und in die weite See hinausgetragen haben, wo er sein Grab fand.

Berichtet wird auch, daß im Jahre 1752 „La Luz“, ein spanisches, mit Gold- und Silberbarren beladenes Schiff, hier ganz in der Nähe zu Grunde ging. Nun, an Gold fehlt es ja nicht in der Welt; wenn es nur auch zum Wohle der Menschheit benutzt würde! Uebrigens wurde ein großer Theil des versunkenen Schatzes durch Taucher wieder ans Licht gebracht.

Nicht weit von hier befindet sich auch die ausgedehnte und prächtig eingerichtete Badeanstalt, welche erst wenige Jahre ihres Bestehens zählt und beim Einlaufen in den Hafen durch ihre imposante Fassade gleich jedem in die Augen fällt.

13. Letzter Ausflug in Montevideo.

Die Penitenciaría. — Emilio Réus. — Der Cerrito. — Der Prado Español. —
Paso Molino. — Die Quintas.

Die Landhäuser von Montevideo sind weltberühmt. Ich hätte glauben müssen, nur ein unvollständiges Bild von der uruguayischen Hauptstadt mit nach Hause zu nehmen, falls ich nicht eines oder das andere derselben gesehen.

P. Pl. ließ mir keine Zeit zum Besinnen. „Heute gehen wir nach Paso Molino; Sie müssen die Quintas von Montevideo sehen.“

Ich machte mich also zurecht und wir gingen.

Der Tramway führte uns zunächst an der Penitenciaría vorbei. Es ist ein herrlicher Bau, erst im Jahre 1887 vollendet. Wüßte man nicht, daß es eine Sträflingsanstalt sei, und verriethe nicht die Bauart selbst etwas anderes, möchte man es für den Palast eines Fürsten halten.

Auf der Weiterfahrt gelangten wir auf ein noch wenig bewohntes Gebiet, auf welchem aber gewaltige im Bau begriffene Häusercomplexe das Entstehen einer neuen Stadt verkünden.

„Sehen Sie,“ sagte mir der Vater, „das weite Gebiet, welches Sie hier überschauen, war vor kurzem noch Moor- und Sumpfland, und die Häuser, welche sich dort in Menge erheben, sind das Unternehmen des Dr. Emilio Réus.“

„Emilio Réus? Ich habe den Namen schon nennen hören. Ist es nicht derselbe, welcher auch nahe bei Playa Ramírez ausgedehnte Bauten errichtet?“

„Ganz derselbe.“

Der Mann fing an, mir interessant zu werden, und ich bemühte mich nun, etwas Näheres über denselben zu erfahren.

In der That: Emilio Réus ist eine außergewöhnliche Erscheinung, ein Mann von unternehmendem Geist und weitausblickenden Plänen, auf dem Gebiete der Finanzwirthschaft ein Genie. Geboren in Spanien, studirte er die Rechtswissenschaften und wurde Advokat. Seine natürliche Neigung führte ihn auf das Gebiet der finanziellen Speculationen. Bald sah er sich in einen großartigen Bankerott verwickelt und verlor dabei sein Vermögen, nicht aber den Muth. War ihm in Spanien das Glück entflohen, so beschloß er, es außerhalb Spaniens aufzusuchen. Noch war er ein ganz junger Mann, und eine weite Reihe von Jahren blieb, menschlich gesprochen, seinen Speculationen noch offen. Réus stellte einen Globus auf den Tisch. „Wo gehen wir hin?“ fragte er sein Töchterchen, und das Kind zeigte mit seinem Finger auf Buenos Ayres.

Kurze Zeit nachher befand sich Réus mit seiner kleinen Familie auf der Fahrt nach Buenos Ayres.

II. Montevideo.

Hier waren die Verhältnisse ihm günstig. Nicht lange währte es, da hatte er wieder 500 000 Pesos (2 Millionen Mark) beisammen; allein was er in glücklichen Speculationen so schnell verdient, ging in anderen bald ebenso schnell wieder verloren, und er war wieder arm wie zuvor.

Da trifft es sich, daß man in Montevideo eine Bank gründen will. Die Einrichtung derselben hat ihre Schwierigkeiten, über die man nicht hinauszukommen weiß; es fehlt der rechte Mann. Aber da ist ja Réus in Buenos Ayres. Man läßt ihn kommen; er nimmt die Sache in die Hand, macht seine Combinationen und legt sein Project vor. Allseitige Billigung. In wenigen Wochen steht die Bank auf festen Füßen. Als Anerkennung erhält Réus eine Prämie und einen Monatsgehalt von 4000 Pesos. Nach Verlauf einiger Zeit ist er ein reicher Mann, tritt aus dem Bankgeschäfte aus und beginnt nun seine großartigen Speculationen, theils im Verein mit anderen, theils auf eigenes Risiko. Ländereien, Häuser, Tramways und Eisenbahnen u. c., alles wird aufgekauft und eine fabelhafte Bauthätigkeit entwickelt. Das Ansehen, welches Réus genießt, wirkt bezaubernd. Seine Actien steigen unglaublich. Allein das launige Glück, das ihm lächelnd seinen vollen Becher reicht, hat die Vermuthstropfen darin nicht vergessen. Das Kind, dessen Finger ihm einst seine neue Heimat bezeichnet, ist gestorben, und er selbst wird todkrank und denkt schon daran, den Priester kommen zu lassen. Wohl erholt er selbst sich wieder; allein nun fangen seine Actien zu sinken an. Liegt das Sinken in der Sache begründet, oder ist es ein berechnetes Börsenmanöver? — Kurz, in den Tagen, da ich mich in Montevideo befand, sanken dieselben von 150 auf 90 und zuletzt auf 88 herab¹.

Während wir weiter fahren, begegnen wir größeren Strecken von Obstbaumpflanzungen; am meisten waren Birnen- und Aprikosenbäume vertreten. Von Gemüsen sah ich auf ausgedehnten Feldern Kartoffeln, Bohnen und Weißkraut und von Getreiden hauptsächlich Mais gepflanzt. Jedoch machten die Pflanzungen einen ziemlich verwahrlosten Eindruck auf mich. Aermliche Hütten, welche ich inmitten einer oder der andern der so bestellten Ländereien gewahrte, ließen mich vermuthen, daß dieselben zum Theil von armen Italienern miethweise bewohnt und bebaut würden.

Indem wir einen Theil unseres Weges zu Fuß zurücklegten, gelangten wir zum Cerro. Die Aussicht von hier aus ist entzückend. Zur Rechten der Cerro, den Festungskranz auf seinem Haupte, und zu Füßen die 15 Saladeros², in deren Umkreis sich eine kleine Stadt gebildet hat. Zur Linken Montevideo mit seinem Hafen, in welchem Hunderte und Hunderte von Schiffen

¹ Nach neueren Nachrichten hat Emilio Réus Bankerott gemacht und ist aus Montevideo verschwunden.

² Saladero dasselbe wie Carqueada (vgl. oben S. 8).

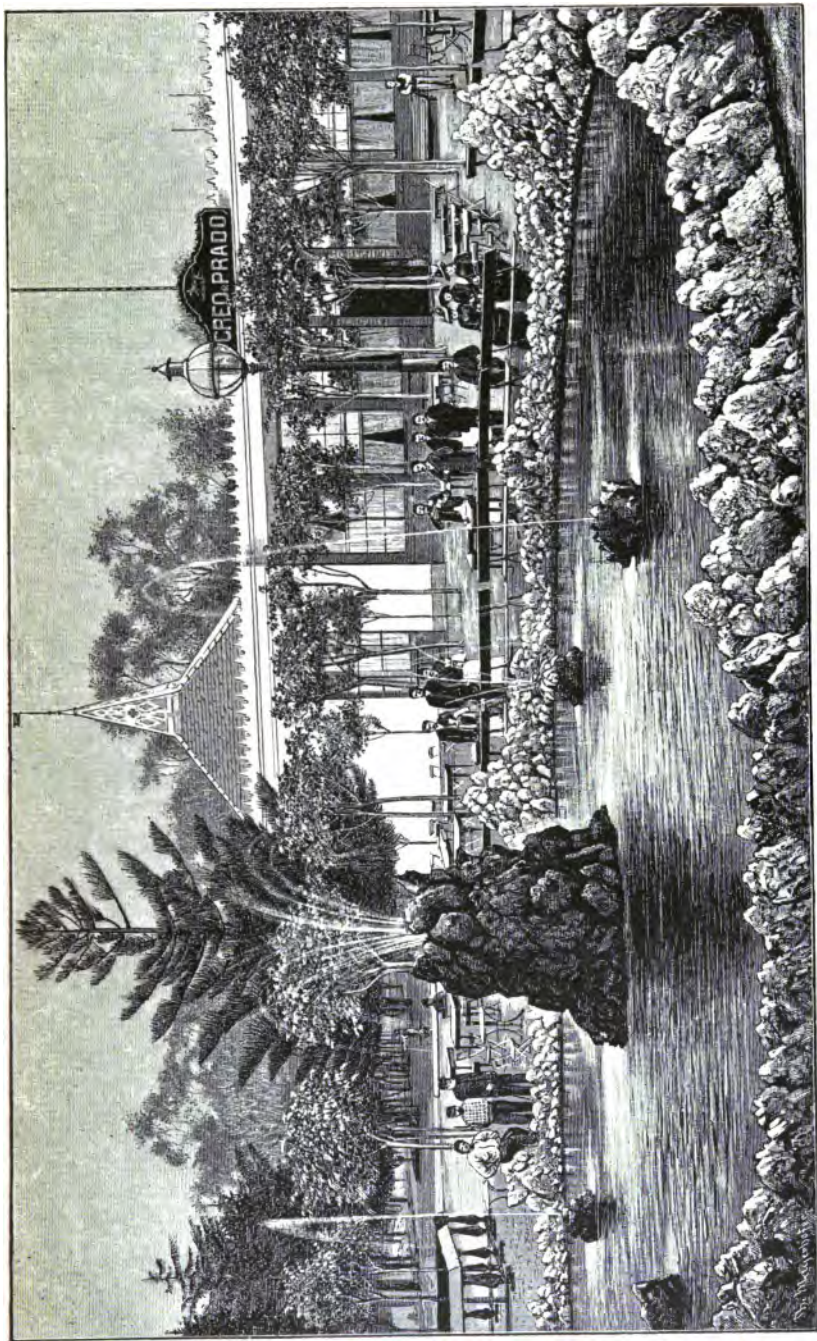


Fig. 20. См Прадо вон Монтевидео.



13. Septer Ausflug in Montevideo.

aller Länder und Flaggen friedlich beisammen liegen, und den Strand entlang zwischen uns und der Stadt eine Kette von blühenden Gärten und Villen, ein bezauberndes Landschaftsbild, zu welchem der silberne Ocean den Hintergrund bildet.

Wir stiegen nun wieder abwärts und gelangten zum „Prado Español“, einem beliebten Erholungsplatz der Montevideaner. Eufalyptus- und Tannenhaine, bald licht, bald dicht, bald hoch, bald niedrig, von verschlungenen Pfaden durchschnitten, laden den Besucher zum Lustwandeln ein. Thalwärts steigend kommen wir zum „Recreo del Prado“ (Fig. 20). Ein höchst elegant eingerichtetes Haus erhebt sich nahe, halb sichtbar, halb hinter Bäumen versteckt, und zahlreiche Tische und Bänke stehen für die Gäste im Schatten umher. Zwischen uns und dem Hause aber dehnt sich ein reizender Park mit künstlichen Springquellen und grotesken Steingruppen. Von dem Hause her tönt Saitenklang und Gesang, ein Beweis, daß die fröhlichen Besucher auch heute nicht fehlen. Doch was ist das für ein donnerartiges Gepolter, das jetzt an unser Ohr schlägt? Unwillkürlich schauen wir empor. In einiger Entfernung hat man zwischen Gehängen von Schlingengewächsen eine schwebende Eisenbahn errichtet, welche sich in einer Schlangenlinie auf und nieder krümmt. Eben kommt ein Wagen dahergejagt. Einige muthwillige Bürschchen sitzen darin und begleiten mit lautem Geschrei das Rollern und Donnern des Wagens, der mit Windeseile jetzt eine Windung hinauf, jetzt eine Windung hinab über die Geleise fährt und endlich an einem kleinen Stationshäuschen anhält. Hier wird einige Augenblicke Rast gemacht, und dann wiederholt sich der Sport von neuem.

Will man den Prado in seinem vollen Glanze sehen, muß man an einem Sonn- oder Festtage hinausgehen. Alsdann treibt sich das junge Volk von Montevideo im Schatten der Lustwäldchen umher, und verspielt und verjubelt manch locherer Geselle in einer Stunde beim Klang betäubender Musik, was er in den sechs Tagen der vorausgegangenen Woche mit Mühe verdient hat.

Hier in der Nähe des Prado hatten mehrere Strolche die Aufmerksamkeit, uns einige Liebenswürdigkeiten zu sagen. Es waren solche, welche der Ansicht sind, daß nur die Nichtswürdigkeit und Gottlosigkeit das Recht haben, Luft und Sonnenlicht zu genießen. Ich glaube nicht, daß es Kinder der Republik, sondern angegeschwemmte Elemente waren.

Montevideo hat noch einen andern Prado, der unter dem Namen „Prado Oriental“ bekannt ist und durch seine glänzenden Anlagen wohl nicht minder als der Prado Español ausgezeichnet ist.

Wir benutzten nun wieder die Pferdebahn und kamen nach Baso Molino.

Baso Molino ist die feinste Vorstadt von Montevideo. Den Namen mag man mit „Mühlsteg“ übersetzen. Der Ort ist nicht sehr ausgedehnt:

II. Montevideo.

es ist eine Gruppe von Häusern, darunter ein Hotel, mehrere Kaufläden und eine Kapelle aus alten Zeiten. Ein an dieser Stelle ziemlich breiter Bach schleicht langsam unter einer Brücke durch. Wie man sich erzählt, besaßen die Jesuiten an dieser Stelle ehemals eine Mühle, und es wäre demnach der Name der schönsten Vorstadt von Montevideo auch wieder den Jesuiten zur Last zu schreiben.

Am Paso Molino sind wir so recht im Centrum der Quintas. Schon haben wir einige hinter uns. Jetzt folgen sich dieselben sozusagen ununterbrochen.

In der That, der Ruf, welchen die Landhäuser von Montevideo um ihrer Pracht und ihres Reichthums willen genießen, hat seinen Grund. Welche Mittel hier der Baukunst und Kunstgärtnerei zur Verfügung gestellt sind, um jene luxuriösen Schöpfungen ins Leben zu rufen, wie sie uns in den Quintas entgegentreten, das ist staunenswerth. Von einem gewissen, nun verstorbenen Herrn Buschenthal erzählt man sich, daß demselben von dem Grafen d'Eu, dem Gemahl der Kronprinzessin von Brasilien, 160 000 Pfund Sterling (3 200 000 Mark) für seine Quinta seien geboten worden; derselbe habe jedoch abgelehnt mit dem Bemerken: mehr als so viel habe sie ihn selbst gekostet.

Was den Quintas von Montevideo eigenthümlich, das ist die große Mannigfaltigkeit der Anlagen und Bauformen. Die englischen Parks haben einen gewissen gemeinsamen Stil, die französischen Villen desgleichen. Die Quintas der Hauptstadt von Uruguay lassen sich unter keine einheitliche Stilform bringen; vielmehr scheint es, als ob es beim Anlegen jeder neuen Quinta oberster Grundsatz sei: „Nichts, was schon dagewesen!“

So kommt es, daß die verschiedensten Baustile, antike und moderne, sich in den Landhäusern von Montevideo vertreten finden. Daß dabei nicht alles Geschmack, sondern manches Ueberwucherung und Schnörkelei verräth, ist begreiflich.

Während unser Wagen in seinem Geleise dahintrölt, habe ich Gelegenheit, zur Rechten und Linken die herrlichen Anlagen zu bewundern, welche zwischen den zierlichen Eisenstäben der Umfassung hindurch in ihrem vollen Schmucke sichtbar sind: hier die saftig grünen Grasbeete, deren Mitte reizende Zwerg- oder Fächerpalmen oder blühende Ziersträucher einnehmen; dort liebliche Wasserbassins mit romantisch geordneten Gesteinsgruppen, über welche plätschernde Wasserlein lustig herniederrieseln und sanft geschweifte Farne ihre leichten Wedel breiten; dort die schönen Baum- oder sonstigen Pflanzenanordnungen, welche, durch kreis- oder schlangenförmig gewundene oder kreuzförmig sich schneidende Kieswege voneinander getrennt, wie kleine Inseln umherstehen. Hinter allem aber halbversteckt die prächtigen Landhäuser, deren oft bizarre Formen aus dem frischen Grün hervorblicken.

13. Letzter Ausflug in Montevideo.

Wie die einzelnen Quintas aufeinander folgen, ist mir bei der Menge derselben nicht in Erinnerung geblieben und ist überdies von keinem Belang. Die Bilder der mannigfaltigen, zum Theil recht verschörfelten Formen derselben jedoch werden sich dem, der sie einmal gesehen, nicht leicht wieder im Gedächtniß verwischen.

Die Quinta des Don Felix Valiñas hat baulich nichts Großartiges an sich; sie ist einfach und nüchtern, aber anmuthig und geschmackvoll. Weit pomphafter ist die des Don Francisco Elzaudia. Die Quintas des Don Laurindo Morales und Don Hector Garcia Wich sind beide in leichtem



Fig. 21. Quinta Berro bei Montevideo.

gotischen Stile erbaut, jedoch grundverschieden im Plane. Wie ein Traum aus einer andern Welt steht die Quinta des Don Enrique Fynn mit ihren chinesischen Schnörkeln inmitten ihrer einfacheren Schwestern.

Bescheiden in der Anlage, aber reich in der Ausführung ist die Quinta Farini; die des Don Pancho Gomez ist ein reizendes Schloßchen im Tudorstile; die Quinta des Don Isaac Dias ist vornehm, aber bürgerlich. Fürstlich luxuriös dagegen ist die Quinta Berro (Fig. 21). Ganz im gotischen Stile aufgeführt, bedeckt sie mit ihren Thürmen und Thürmchen, ihren Altanen und Erfern und prächtigen Treppen eine weite Fläche. Man sieht diesen

II. Montevideo.

Bau mit feinen reichen Formen, seiner wundervollen Symmetrie und künstlerischen Vollendung und sagt sich überrascht: Das ist nicht das Landhaus eines Bürgers, das ist der Palast eines Fürsten.

Bei verschiedenen anderen Quintas machte mich P. Pl. auf die Namen der Eigenthümer aufmerksam. Es sind Orientalen, Franzosen, Spanier, Engländer, Argentinier, Deutsche, kurz Angehörige der verschiedensten Nationalitäten. „Diese“, bemerkte er mir im Vorbeifahren, „war ehemals ein Gasthaus; ein Minister der orientalischen Republik hat es angekauft und sich eine glänzende Villa daraus geschaffen; es ist eine der herrlichsten und gehört jetzt einem argentinischen Minister.“

Mir kam, nachdem ich beinahe zwei Stunden zwischen Quintas hingefahren war, ein eigenthümlicher Gedanke. Ich hatte im Jahre 1870 nahe bei Paris eine große Anzahl französischer Willen und darunter manche der prächtigsten gesehen; aber in welchem Zustand! Die Fenster zertrümmert, die Möbel zertrümmert, die thürhohen Spiegel in Stücken und die einst so fröhlichen Gärten verödet. Kein Sang, kein Saitenklang, kein heiterer Scherz, kein glänzendes Bankett belebte mehr diese Hallen wie ehemals — nur das Elend der Kranken füllte die glänzenden Säle. Wie schnell hat es ein Ende mit aller menschlichen Herrlichkeit!

Ein Element der Schönheit geht übrigens einem großen Theile der Quintas von Montevideo ab: der Wechsel der Bodengestaltung. Die meisten liegen in der Ebene. Wie viel würden dieselben gewinnen, wenn sie auch nur auf einem niedern Hügel lägen, von dem herab sie auf das Thal schauen könnten! Ein Kirchlein, ein Schloß, ein Landhaus auf einem Berge, wie malerisch nimmt das sich aus!

Während ich mich mit diesem Gedanken beschäftigte, gibt eine Betrachtung die andere, und es fällt mir ein, wie viel eigentlich die Welt überhaupt verlieren würde, wenn es keine Berge gäbe. Was wäre unser lieber Rhein ohne seine Berge? Und alle die lieblichen Flußthäler, die jetzt die Wonne der Reisenden sind, wie einförmig lägen sie da ohne die Hügel und Höhen, die jetzt ihre Grenze bilden! Die Berge weg, und verschwunden ist die Schönheit der Schweiz mit ihren Gletschern und Firnen. Kein Senne führt mehr seine Herde zur Alp, und kein Jäger klettert der Gemse nach. Und alle die Burgen und Schlösser aus alter und junger Zeit, welche jetzt so majestätisch und poesiereich die Bergeswipfel krönen, und die andächtigen Kapellen, welche so fromm hier von einem grünen Hügel, dort von einer steilen Felswand in das Leben herniederblicken und die Seele des Wanderers mit Andacht und Trost erfüllen, das alles würde zugleich mit den Bergen verschwinden. Verschwinden würde so manches liebliche Landschaftsbild, welchem die Berge ihren duftigen, weichen, sehnsuchtweckenden Hintergrund leihen; verschwinden die ganze den Bergen eigenthümliche Flora und die

13. Letzter Ausflug in Montevideo.

fröhliche Thierwelt, deren Heimat die Höhen sind. Ja, auch die Bäche und Flüsse, die jetzt der Zauber der Landschaft sind, würden ihren Lauf einstellen und sich in leblose Seen und Teiche verwandeln. Das Meer hätte keinen Zu- und das Land keinen Abfluß mehr, und die Menge der niederfallenden Regen würde die Erdoberfläche in Sumpfland verwandeln. Gäbe es keine Berge, umsonst hielte dann der Wanderer auf seinem Wege an, um entweder die bereits zurückgelegte Strecke noch einmal mit seinen Blicken zu messen oder in der Ferne den Ort seines Verlangens zu suchen. Kein Dichter sänge mehr das Lob der Höhen, die jetzt seine Seele begeistern und so manch inniges Liedlein seinem Herzen entlocken.

Darum Dank dem, der die Berge in die Welt gebaut, ob auch so manche Quinta von Montevideo ihres Reizes entbehrt.

Unterdessen waren wir der Stadt näher gekommen. Die Landhäuser verschwanden, und einfachere Bürgerhäuser, bald zusammenhängend, bald von Lichtungen unterbrochen, traten an ihre Stelle.

Hier bot sich mir ein eigenthümlicher Genuß. Die Sonne war eben am Untergehen. Kleine Wolkenflöckchen, vom Abendlichte verklärt, hingen wie Goldtropfen am Firmamente, während tiefer unten, schmalen purpurnen Bändern gleich, sich Wolkenstreifen durch das milde Blau des Himmels hinzogen. Und wenn nun zufällig eine jener Lichtungen kam und mein Blick zwischen den Häusern hindurch auf den Hafen fiel, in welchem die Schiffe, Mast an Mast, friedlich nebeneinander lagen, dann zuckte es durch meine Seele, und ich empfand eine Freude und eine Befriedigung, welche der Anblick all des Luxus' und Glanzes der Villen mir nicht zu geben vermochte.

Ja, die menschliche Kunst mag bewundernswerth in ihren Werken sein und manches Große und Herrliche schaffen; allein wenn der ewige Künstler die Palette ergreift, dann hat er in wenigen Momenten ein Kunstwerk ins Leben gerufen, so großartig, daß ihm gegenüber die menschlichen Anstrengungen von Jahrhunderten nur wie Kinderspiel erscheinen.

III.

Buenos Ayres.

14. Von Montevideo nach Buenos Ayres.

Die Minerva. — Ein Hafenbild. — Zwei Jesuitenfreunde. — Bartolomes Guzmán.
Der Pampeiro. — Ankunft in Buenos Ayres.

Die Reise von Montevideo nach Buenos Ayres macht man in etwa zwölf Stunden. Die Schiffe gehen täglich, mit Ausnahme vom Sonntag. Abends 5 Uhr begibt man sich an Bord, und wenn der Dampfer nach der Fahrordnung um 6 Uhr abfährt, so befindet man sich des andern Morgens um 6 Uhr im Hafen von Buenos Ayres.

Die Fahrt geht nach Westen, d. h. stromaufwärts, quer über den La Plata. Ist das Wetter gut und der Wind ruhig, so ist die Reise angenehm; bei Sturm jedoch ist besonders die Strecke außerhalb des Cerro eine der gefährlichsten der Welt.

Wir hatten unser Billet gelöst und, um unsere Landung in Buenos Ayres zu vereinfachen, unsere Patres daselbst durch Telegramm von unserem bevorstehenden Eintreffen benachrichtigt.

Der Tag war heute nicht freundlich. Es regnete, und der Wind hatte sich erhoben.

„Sie werden eine unruhige Fahrt haben“, bemerkte man uns von verschiedenen Seiten, und P. Brugier fing an, nachdenklich zu werden. Doch die Vorbereitungen waren einmal getroffen, und so machten wir uns auf den Weg.

Wir waren diesmal nur unser zwei; denn die Scholastiker mußten der Weihe wegen in Montevideo bleiben.

Gegen 5 Uhr standen wir am Hafen. Ein Laienbruder begleitete uns. Die Wellen tanzten und auf den Wellen die Rähne, Schiffe und Barken. Nur die allergrößten blieben unberührt von der Bewegung, die um sie her allgemein war.

Wir fuhren in einer Segelbarke nach dem Schiff, das uns nach Buenos Ayres bringen sollte. Es war die „Minerva“. Nicht weit von ihr entfernt

14. Von Montevideo nach Buenos Ayres.

lag die „Venus“, welche derselben Dampfschiffahrtsgesellschaft angehört und ebenfalls heute die Reise nach der argentinischen Hauptstadt macht.

Bemerkenswerth ist, daß die genannte Gesellschaft alle ihre Schiffe mit classischen Götternamen bezeichnet, während die brasilianische National-Dampfschiffahrtsgesellschaft den ihrigen die Namen von Flüssen gibt: Rio de Janeiro, Rio Apa, Rio Paro, Rio Jaguarão &c.

Unsere Barke hüpfte gewaltig. Je lustiger jedoch diese ihre Sprünge machte, desto nachdenklicher und einsilbiger wurde unser sonst so gemüthlicher P. Brugier, bei dem sich bereits alle Symptome der Seekrankheit einzustellen anfangen.

Das Uebersteigen von der Barke zum Schiff bei bewegtem Wasser hat immer seine Gefahr, und es gehört bei dem beständigen Hin- und Herschaukeln eine gewisse Geschicklichkeit dazu, daß man gerade im rechten Moment den Fuß auf die Schiffstreppe setzt.

Ich hatte, um bei der heftigen Bewegung der Barke eine Katastrophe zu vermeiden, den Rand derselben erfaßt.

„Die Finger weg!“ rief es alsbald von verschiedenen Seiten und ich zog sie zurück. Einige Augenblicke später schlug die Barke wider die Plank des Schiffes. Da ist in der That Vorsicht nöthig, wenn man die Finger nicht leichten Kaufes loswerden will.

Die „Minerva“ ist ein großes, stattliches Schiff, die Einrichtung höchst elegant.

Wir befanden uns kaum an Bord, als ein junger Herr sich uns vorstellte, der ehemals Schüler unserer Patres gewesen war. Es ist wohlthuend, die Anhänglichkeit zu sehen, welche diese jungen Leute auch nach Jahren noch ihren Lehrern bewahren. Dieselben haben ihre Kenntniß von den Jesuiten eben aus dem persönlichen Verkehr und nicht aus den Zeitungen und Romanen geschöpft.

Ich hatte mich auf dem Verdeck niedergesetzt, um meine Augen noch einmal über die Stadt und den Hafen schweifen zu lassen. Der unholde Wind piff gewaltig, und es war nöthig, ein gedecktes Plätzchen zu suchen. Der Himmel war mit Wolken verhüllt und schaute trüb auf die Landschaft. Diese hatte einen ernsten, ich möchte sagen, verdrossenen Ausdruck angenommen. Die Stadt lag im Schatten der Wolken, und ein leichter Staubregen verbunkelte die Luft.

Vom Winde gezerzt, wankten und schwankten, hoben und senkten sich die Rachen umher, während kleine, den Hafenverkehr vermittelnde Dampfbarken, Delfinen gleich, in hüpfendem Gang zwischen ihnen dahinsetzten.

Da blizt ein Sonnenstrahl aus den Wolken und verändert das Bild. Die Dächer, die Kirchen, die Paläste am Strande und die bunten Schiffe mit ihren Masten und Wimpeln im Hafen, alles glänzt wie in Verklärung,

III. Buenos Ayres.

und durch die Lüfte zuckt in Zwischenräumen das blendende Weiß der im weichen tändelnden Fluge sich über den Fluten wiegenden Möven. Zuletzt erscheint der Regenbogen und faßt das reizende Bild in seinen Rahmen.

Eine eigenthümliche Stimmung, deren Reflex ich in meinem Innern verspürte, hatte sich der Landschaft bemächtigt. Mit stillem Interesse folgte mein Blick den Linien, welche die Möven mit geräuschlosem Flug über dem Hafen beschreiben; ich nahm mein Notizbüchlein heraus und schrieb hinein:

Da schwebt die Möve so weich, so leicht,
Und taucht die schneeige Kehle
In die strömende Flut, als stiege bei Nacht
Ein Traum in des Schlummernden Seele.

Mag's stürmen umher, mag's toben umher,
Sie hebt sich auf sehnennden Schwingen
Weg über die Klippen, weg über das Meer,
Wo die Sterblichen kämpfen und ringen.

O wohl dem Herzen, das Flügel trägt,
Das über dem wogenden Leben
So frühlich die Schwingen der Liebe schlägt,
So leicht zum Himmel mag schweben!

Unserem guten P. Brugier indessen war es noch immer nicht wohl zu Muth trotz Regenbogen und Sonnenschein; denn obwohl die „Minerva“ sehr ruhig und majestätisch zwischen den zappelnden Kleinbürgern des Hafens lag, so dauerte doch bei ihm die Erschütterung der Ueberfahrt noch in ihren Wirkungen fort.

Wir hatten uns zusammen an einen einsamern Ort gesetzt und schauten hinaus in die bunte Scenerie: da geht ein junger, stark gebauter Herr mit apfelrundem Gesicht und kräftigem, schwarzem Schnurrbart nahe vorüber, wirft einen Blick nach uns, will stehen bleiben, geht weiter, hält abermals an und zieht den Hut. Wir erwidern den Gruß. Er nähert sich.

„Sie sind wohl Patres?“

„Zu dienen.“

„Bon der Compañia?“ (d. h. von der Gesellschaft Jesu?)

„Ja wohl.“

„Nun, das freut mich; denn sehen Sie, ich habe bei Ihren Mitbrüdern studirt. Und nun reisen Sie nach Buenos Ayres?“

„Allerdings, jedoch nur für einige Zeit; denn unsere gegenwärtige Heimat ist Brasilien und zwar die Provinz Rio Grande do Sul.“

„Aber — erlauben Sie mir die Frage — wenn Sie aus Brasilien kommen, haben Sie gewiß kein argentinißches Geld bei sich, um sich mit den Barkenführern und Paddträgern abzufinden?“

„Das ist freilich wahr; allein wir werden uns schon zu helfen wissen.“

„Nein, nein; Sie müssen unbedingt argentinisches Geld haben, sonst werden Sie in Verlegenheit kommen.“

Der Herr zog ein Lätzlein hervor, in welchem er einen Bündel von Papierscheinen zusammengeknittert trug, und bot einige derselben dem P. Brugier an. Dieser machte Schwierigkeiten; allein es half nichts, 5 Pesos (20 Mark) mußte er annehmen.

„Und wohin soll ich das Geld zurückstellen?“ fragte P. Brugier.

„Nirgends!“ war die bündige Antwort.

Indessen war es 6 Uhr vorüber — die „Minerva“ rührte sich nicht; es wurde 7 Uhr, und sie rührte sich nicht.

Wieder sollten wir eine neue Bekanntschaft machen.

Diesmal war es ein schlanker, ziemlich hagerer Herr von äußerst lebhaften Manieren, dessen kleines Gesicht sich in einem dichten blonden Barte versteckte.

Raum hatte derselbe uns bemerkt, als er auf uns zukam und uns mit vieler Herzlichkeit begrüßte. „Meine Herren!“ rief er, „was Amerika erobert und der Kultur zugänglich gemacht hat, das waren nicht die Waffen der Eroberer, das war das Kreuz der Missionäre. Ein Monument dem P. Guzman!“

Man sah es dem Herrn an, er hatte sich eine Ueberzeugung gebildet, und er hatte auch den Muth, dieselbe zu bekennen; denn was er sagte, das sprach er so laut, daß man es über das ganze Schiff hin hören konnte.

Wer dieser P. Guzman sei, war mir im ersten Augenblicke nicht ersichtlich. Es gibt ja verschiedene berühmte Ordensleute dieses Namens. Zunächst dachte ich an P. Bartolomeo Guzman¹, den Erfinder des Luftballons,

¹ Daß ich zuerst an diesen dachte, war veranlaßt durch den Umstand, daß mir gerade kurz vorher mehrere Documente bekannt geworden waren, welche dessen Autorschaft als Erfinder des Luftballons außer Zweifel stellen. Bartolomeo Guzman (portug. Guzmão) war geboren zu Santos, einer Hafenstadt der Provinz São Paulo, Sohn brasilianischer Eltern. Seine Studien hatte er bei den Patres der Gesellschaft Jesu gemacht und war später selbst in die Gesellschaft eingetreten. Im Jahre 1709, also 74 Jahre früher als die Gebrüder Montgolfier, ließ er den ersten Luftballon steigen. Die Documente, welche dies darthun, sind zahlreich und finden sich, wenigstens theilweise, im 12. Band der Revista Trimensal de Historia e Geographia, dem Organ des Historisch-geographischen Instituts (Rio de Janeiro, 1874). Aus diesen Documenten geht hervor, daß Bartolomeo der Erfinder des Luftballons ist; daß er den ersten öffentlichen Versuch mit demselben zu Lissabon im Beisein des Königs und des königlichen Hofes machte; daß ihm der König auf eine Bittschrift hin den königlichen Schutz für seine Erfindung, sowie sonstige Privilegien zusagte und ihm überdies eine Professur an der Universität Coimbra übertrug. Auch Crétineau-Joly, dem jedenfalls noch andere Quellen zu Gebote standen, berichtet die Thatfache. Nach

III. Buenos Ayres.

überzeugte mich jedoch später, daß dieser nicht wohl gemeint sein konnte. Ohne Zweifel dachte der Herr an Fray Bernardo de Guzman, welcher im Jahre 1624, zwei Stunden von der Mündung des Rio Negro entfernt, die erste aller Niederlassungen in Uruguay gründete. Dieselbe ist bekannt unter dem Namen Santo Domingo de Soriano und lag innerhalb des Gebietes der Chanás-Indianer, welche den Schutz der Regierung von Buenos Ayres angefleht hatten.

Um 7¹/₂ Uhr wurden endlich die Anker gelichtet. Der Wind war noch heftiger geworden und säuberte das Deck, während das Schiff erheblich zu schwanzen begann.

Jetzt schellte es zur Tafel, zum Aerger derjenigen, welchen mit den Bewegungen des Dampfers die ganze Freude und Arbeitslust des Verdauungssystems entchwunden war.

„Abscheuliche Einrichtung!“ schmolten einige. Gerade wenn man am wenigsten disponirt ist, trägt man das Essen auf, damit man so viel als möglich wieder abtragen kann.“

Am Tisch kamen wir dem Herrn gegenüber zu sitzen, dem wir die 5 Pesos verdankten. Er war, wie wir unter der Hand in Erfahrung gebracht, Advokat. Durch eine geschickte Manipulation hatte derselbe den eben erwähnten Lobredner der Missionäre in unsere Mitte gebracht.

„Also Sie sind Jesuiten, Pateres der Gesellschaft?“

„Jawohl. Und hoffentlich werden Sie keine Furcht haben, zwischen zwei Jesuiten zu sitzen?“ fragte ich scherzend.

Der Herr lachte auf. „Hören Sie,“ rief er dem Advokaten zu, „da haben Sie mir einen vortrefflichen Platz angewiesen. Zwischen zwei Jesuiten! Besser hätte ich nicht untergebracht werden können!“

Er erzählte mir nun Verschiedenes aus seinem Leben, besonders auch mehrere Reisen, die er nach Deutschland und England gemacht, um die socialen Verhältnisse dieser Länder an Ort und Stelle zu studiren.

Der Herr wurde mir immer interessanter, und ich hätte gerne gewußt, mit wem ich es eigentlich zu thun habe. Doch gelang dies im Augenblick nicht. Erst später erfuhr ich, daß derselbe ein reicher Gutsbesitzer und

ihm war P. Guzmão als der Schwarzkunst verdächtig erklärt worden und mußte sich vor dem Tribunal der Inquisition verantworten. Bei dieser Gelegenheit zeigte Bartolomeo, wie seine ganze Erfindung nur auf der Anwendung rein natürlicher Geseze beruhe, und erklärte sich bereit, den Großinquisitor sammt dem ganzen heil. Officium vermittelst seines Ballons in die Luft zu heben. P. Guzmão starb zu Toledo im Jahre 1724. Die Ueberzeugung, daß nicht den Gebrüdern Montgolfier, sondern Bartolomeo Guzmão die Erfindung des Luftballons zuzuschreiben sei, scheint übrigens auch in der Oeffentlichkeit schon an Boden zu gewinnen, und noch kürzlich wurde dieselbe auf einer Luftschiffer-Conferenz in Paris klar ausgesprochen.

14. Von Montevideo nach Buenos Ayres.

Schriftsteller sei. Dr. Domingo Ordoñana — dies ist sein Name — ist der Gründer der für Uruguay so wichtigen *Asociacion rural*¹ (1871), deren *Secretario perpetuo* er auch jetzt noch ist. In seinem Wohnort hat derselbe, wie ich höre, aus seinen Mitteln eine Schule und eine Kirche gebaut.

Aber warum erhebt sich jetzt alles von den Sigen und eilt an die Fenster? Drüben liegt der „*Entre-Rios*“, ein kolossales Schiff. Kopf an Kopf sieht man auf demselben die Passagiere gedrängt. 1600 Auswanderer, Menschen genug, eine kleine Stadt zu bevölkern, führt er an Bord. Wie viele von ihnen werden wohl in der Neuen Welt das Glück finden, das sie suchen?

Während ich mich noch mit Dr. Ordoñana im Gespräche befand, sah ich, wie P. Brugier ganz stille den Saal verließ. Als ich kurz danach ebenfalls die frische Luft aufsuchte, fand ich denselben in einem doppelten Kampf mit der Seekrankheit, die ihn an das Schiffsgeländer trieb, und dem Sturm, der ihn stets wieder zurückwarf. Wir waren nämlich bereits hinter dem schützenden Cerro hervor in die offenen Gewässer hinausgelaufen, und der Wind hatte uns mit voller Kraft von der Seite gepackt; das Schiff wogte und wankte, daß es nicht möglich war, festen Fuß auf dem Verdeck zu fassen. Die Situation war zu peinlich, und unser guter Patient mußte, um schlimmeren Eventualitäten vorzubeugen, sich in die Kajüte zurückziehen. Schon war es dunkel. Das elektrische Licht, welches den Salon und auch theilweise das Verdeck beleuchtete, ließ mich bald hier bald dort schwankende Gestalten von jungen Burschen, Männern und Frauen erkennen, welche alle an jener Grenze des Unbehagens angekommen waren, wo, menschlich gesprochen, Sein und Nichtsein sich unserem Begehrungsvermögen als gleichwerthig gegenüberstellen. Mir selbst gelang es, eine Zeitlang mich wacker zu halten; allein zuletzt mußte auch ich vor dem unerbittlichen Feinde die Waffen strecken.

O dieser leidige Pampeiro!

Hinter uns glänzten noch die Lichter von Montevideo; zur Seite glühte und verschwand in Zwischenräumen der Schimmer des Leuchthurms auf der Höhe des Cerro, und in der Ferne beschrieb die Lampen der vor uns hineilenden „*Venus*“ ihre stetige Bahn; nur unter und über uns, einige verlorene Sternlein abgerechnet, war es dunkel. Wie gern hätte ich eine Stunde in dieses Nachtbild hineingeschaut, um über die wechselnden und wandelnden Lichter hinweg mein Herz zu dem Vater alles Lichtes zu erheben! Allein der unbarmherzige Sturm ließ es nicht zu.

¹ D. i. Landwirthschaftlicher Verein.

III. Buenos Ayres.

So begab ich mich also in die Kajüte und versuchte von nun an alles, mit dem lieben Schlaf in freundschaftliche Beziehung zu treten, was mir auch einigermaßen gelang.

Wie zufrieden waren wir aber, als endlich der Morgen erschien! Der Sturm hatte sich gelegt, der Himmel war klar, die Flut ruhig, und fern dämmerte das ungeheure Häusermeer von Buenos Ayres. Unsere Bekannten von gestern trafen wir an Deck. Diese Herren, die mit so vieler Ausdauer und Gemüthsruhe trotz Sturm und Wetter gestern ihr Abendessen eingenommen hatten, erzählten uns nun, daß auch sie schließlich dem Ansturm der Seerkrankheit erlegen waren. Gegen 7 Uhr hielten wir im Hafen.

Wie gewöhnlich kamen die Barken und Rähne in Schwärmen heran. Diesmal war uns die Landung leicht gemacht. Aus einer der Barken stieg ein freundlicher Herr, kam an Bord und schritt direct auf uns zu, indem er uns herzlich begrüßte. Es war ein Laienbruder des Collegs del Salvador, den man auf unser Telegramm hin geschickt hatte, uns abzuholen.

Unser wenigens Gepäck war schnell in der Barke untergebracht und rasch ging es von dannen, und während andere noch mit ihren Jangadores (Barkenführern) unterhandelten, hatten wir bereits den Strand erreicht. Auch diesmal fanden wir auf dem Zollamt keine Beanstandung.

Wir bestiegen einen Wagen, und eine halbe Stunde später befanden wir uns im Colleg.

15. Geschichte von Buenos Ayres.

Die Gründung von Buenos Ayres fällt weit vor jene von Montevideo. Nach Solís hatten es andere unternommen, den Rio de la Plata zu erforschen. Diese brachten die Nachricht mit nach Spanien zurück, daß an dem Flusse ein fabelhafter Reichtum von Silber zu finden sei. Wiewohl gleichzeitig mit dieser Nachricht auch die Kunde vom Tode so manchen wackern Kriegers im Heimatlande eintraf, konnte dies doch den Zauber nicht bannen, der sich bereits der Gemüther bemächtigt hatte. Die Liebe zu Geld und Gut war größer als die Furcht vor dem Tode.

Im Jahre 1535 landete an der Küste des La Plata Mendoza. Er war ein reicher Spanier, der mit Erlaubniß des Königs auf eigene Kosten eine Expedition ausgerüstet und sich mit 1800 Mann unter Segel begeben hatte. Dieser legte Buenos Ayres an. Am 2. Februar desselben Jahres vollzog er den Gründungsact.

Jedoch Mendoza war nicht glücklich in seinen Unternehmungen. Bald brachen Zwistigkeiten zwischen seinen Leuten und den Indianern aus. Mangel an Lebensmitteln trat ein, und er sah sich gezwungen, die neu gegründete Ansiedelung den Indianern zu überlassen, die sie zerstörten. An Geist und

15. Geschichte von Buenos Ayres.

Körper gebrochen, trat er die Rückkehr nach Spanien an und starb auf der Reise.

Einer von den Leuten Mendoza's war Nolas. Diesen hatte er stromaufwärts geschickt, das Land zu erforschen.

Nolas kam in das heutige Paraguay und gründete Asuncion als Stützpunkt für seine weiteren Unternehmungen. Diese führten ihn bis an die Grenze von Peru. Mit Schätzen beladen kehrte er von da nach Asuncion zurück, fiel jedoch, ehe er die Stadt erreichte, in die Hände der Indianer und ward von ihnen getödtet.

Die junge Kolonie von Asuncion wählte Trala an seine Stelle. Es war ein guter Griff. Trala brachte die Trümmer von Mendoza's Expedition, 600 Mann an der Zahl, nach Asuncion. Hier vollzogen sich verschiedene Wechsel. Buenos Ayres aber blieb ein aufgegebener Posten.

Da traf 1578 Juan Garay am La Plata ein. Dieser warf seine Blicke wieder auf Mendoza's Niederlassung, und sieben Jahre später, 1580, begann er den Neubau der Stadt. Garay ist also der zweite und man kann sagen der eigentliche Gründer der argentinischen Hauptstadt.

Buenos Ayres blieb einstweilen unter der Administration von Asuncion; im Jahre 1620 jedoch wurde es als eigene Provinz abgetrennt und dem Vizekönig von Peru unterstellt.

Daß die Portugiesen 100 Jahre nach der Gründung von Buenos Ayres, 1680, auf dem andern Ufer des La Plata Colonia de Sacramento anlegten und Zabala dagegen 1726 Montevideo gründete, ist erzählt.

Ebenso wissen wir bereits, daß Buenos Ayres im Jahre 1776 zum eigenen Vizekönigthum erhoben und Zabalos zu dessen erstem Vizekönig ernannt wurde.

Im Jahre 1810, am 25. Mai, schüttelte Buenos Ayres die spanische Herrschaft ab. Am 9. Juli 1816 wurde auf dem Congreß zu Tucuman die Unabhängigkeit des La Plata erklärt.

In den darauffolgenden Tagen der Wirren zeigte sich viel Patriotismus, aber auch viel Eigennutz, Ehrgeiz, Rachsucht und andere wilde Leidenschaften, welche die Revolution zu begleiten pflegen. Ein Militärschef stürzte den andern, und jeder nahm für sich das Recht in Anspruch, das Land nach seinen Recepten glücklich zu machen. Helden erscheinen, Helden gehen unter, und oft steigt der eine über der Leiche des andern an den Staffeln des Ruhmes empor. Die phrygische Mütze im Wappen ist den conföderirten Staaten theuer zu stehen gekommen.

Gleich von Anfang an hatten sich zwei Parteien gebildet. Das Ideal der einen war eine Art monarchische Verfassung, das der andern politische Einheit, jedoch mit Beibehaltung der Selbstständigkeit der einzelnen Provinzen.

III. Buenos Ayres.

Die ersteren hieß man Unitarier, die letzteren Föderalisten.

Von diesen beiden Parteien suchte jede ans Ruder zu kommen, jede, die nicht am Ruder war, die andere zu stürzen.

Im Congreß von Tucuman herrschte das monarchische Princip vor. Buirredon, welcher präsidierte, neigte nach der monarchischen Seite. Um vor den Feindseligkeiten der Föderalisten sicherer zu sein, verlegte er den Sitz des Congresses nach Buenos Ayres, rief aber damit eine entschiedene Opposition wach. Die Provinzen wollten keine Bevorzugung von Buenos Ayres und griffen zu den Waffen. Es kam zum Kampf, in welchem die Truppen von Buenos Ayres unterlagen. Buirredon dankte ab, und der Cabildo von Buenos Ayres übernahm die Regierung, während eine vollständige Anarchie das ehemalige Vicekönigthum in seine Bestandtheile auflöste.

Die einzelnen Provinzen standen nun auf eigenen Füßen.

Späteren Gobernadores gelang es, eine Verständigung und ein besseres Verhältniß zwischen denselben wieder anzubahnen.

Unter Rivadavia kam eine unitarische Constitution zu Stande; allein die Provinzen wollten von einer derartigen Constitution nichts wissen und die Heftigkeit ihres Widerstandes zwang den Präsidenten, abzudanken. Viele von den Einrichtungen jedoch, die Rivadavia neu geschaffen, dauerten fort, so besonders auch das Repräsentativsystem, welches von jetzt an maßgebend ward. Die Wohlthätigkeit pflegte er im philanthropischen Sinn, und in die Schule führte er die liberalen Principien ein, die er als Diplomat in London und Paris an der Quelle geschöpft hatte.

Der Congreß wurde nun aufgelöst und durch die Junta der Provinzialvertreter ersetzt. Diese ernannte Dorrego zum Gobernador. Allein kaum hatte derselbe das Steuer erfaßt, da zettelte Lavalle eine Meuterei gegen ihn an, rückte gegen ihn aus, schlug ihn im Felde und ließ ihn, da er seiner Person habhaft geworden, erschießen. Wieder erhob die Anarchie ihr Haupt, und der Kampf zwischen Unitariern und Föderalisten entbrannte heftiger als zuvor.

Aus dem allgemeinen Wirrwarr tauchte wie ein furchtbares Schreckbild die Gestalt Rosas' auf.

Rosas war früher Unitarier gewesen, später jedoch auf die Seite der Föderalisten getreten. Dorrego war sein Freund; unter ihm war er zum General avancirt. Auf die Nachricht von dessen Tod marschirte er gegen Lavalle und schlug ihn vollständig. Bald darauf erschien Rosas an der Spitze der Regierung. Seine erste Regierungsperiode dauerte bis 1832; dann folgten verschiedene andere Gobernadores, die jedoch weder das Ansehen noch die Kraft besaßen, die gährenden Elemente zu versöhnen.

Im Jahre 1835 wurde Rosas wieder gewählt, diesmal auf 5 Jahre. Jetzt war seine Zeit gekommen.

Rosas verstand es, wie kein anderer, die Häupter der verschiedenen Provinzen für seine Zwecke zu gewinnen. Von ihnen unterstützt, begann er eine wahre Schreckensherrschaft. Proscriptionen und Morde ohne Zahl. Der bloße Verdacht unitarischer Gesinnung war hinlängliches Motiv, die Todesstrafe zu verhängen. Noch erzählt man in Buenos Ayres von einer Bande „Mazorca“, die es übernommen, die Blutbefehle Rosas' zu vollziehen. Aus dem Schoße der Familie heraus wurden die Bezeichneten gerissen und zum Tode geführt. Ueber die Dächer hinweg eilte da mancher, einem gezeichneten Wilde gleich, sein Leben in Sicherheit zu bringen, während drunten die Häufte der Häfcher schon an seine Thüre klopfen.

Alle öffentlichen Actenstücke, ja selbst die Lieder, welche man zur Nachtzeit in den Straßen von Buenos Ayres sang, mußten damals beginnen mit den Worten: Viva mucho tiempo la Confederacion Argentina y mueran los selvajes unitarios!

Darnieder lag der Unterricht und die Pflege der Wissenschaft; die Anstalten der christlichen Liebe waren geschlossen, und die freie Aeußerung des Gedankens durch Wort oder Schrift stand unter tyrannischer Controle.

Diese seine mit äußerster Energie gehandhabte Gewaltherrschaft rief eine verzweifelte Reaction gegen den Tyrannen wach, der es unterdessen auch mit den auswärtigen Mächten und besonders mit Frankreich verdorben hatte. Lavalle versuchte, von einem französischen Geschwader unterstützt, einen Angriff von Montevideo aus, ward jedoch bei Jujuy von Rosas' Leuten überrascht, gefangen und erschossen, wie er einst Dorrego hatte erschießen lassen.

Auch die Aufstände, welche im Süden ausbrachen, hatten nur den Erfolg, daß die Zahl der Opfer sich vermehrte und das Blut in größeren Strömen floß.

Bei all seinen Grausamkeiten lehrte Rosas gleichnerischerweise den Frommen nach außen und ging in seinen religiösen Prätensionen so weit, daß er der Geistlichkeit zumuthete, sein Bildniß auf den Altar zu stellen. Die Jesuiten waren nicht knechtisch genug, um ihre Ueberzeugung den Launen des Dictators zu opfern, und so folgte ihre Vertreibung.

Unterdessen hielt Rosas' General, Oribe, Montevideo belagert, während Admiral Brown den Hafen blockirte. Dies veranlaßte den Protest der auswärtigen Mächte, auf welchen Rosas mit der Sperre des Paraná und Uruguay antwortete. Freilich war dieselbe ohne Erfolg, da die Bevollmächtigten Englands und Frankreichs ihren Admiralen Weisung gaben, die Sperre gewaltfam zu heben, was auch geschah.

Mittlerweile hatte sich Urquiza, Statthalter von Entre-Rios, einer von Rosas' Generalen, gegen Rosas erklärt. Es gelang demselben, eine Allianz mit Brasilien, Paraguay, Corrientes und Uruguay zuwege zu

III. Buenos Ayres.

bringen, und bald stand ein bedeutendes Heer zu seiner Verfügung. Mit diesem rückte er Rosas entgegen. Montevideo war bereits entsetzt, als es bei Monte Caseros zur Schlacht kam.

Rosas ward vollständig geschlagen, mußte flüchten und rettete sich nur mit Noth auf ein englisches Schiff, das ihn auf britischen Boden in Sicherheit brachte.

Buenos Ayres, das die langen Jahre hindurch gleichsam erstarrt gewesen, lebte nun wieder auf und begann sich nach innen und außen zu neuer Blüte zu entfalten. Die Anstalten des Unterrichts und der Wohltätigkeit wurden wieder geöffnet, und über das Meer strömten ihm neue Kräfte zu. Jetzt eigentlich begann die Einwanderung nach der argentinischen Hauptstadt.

Jedoch hatte man einen Fehler begangen, der sich rächen sollte. Man hatte Buenos Ayres gelassen, was es war, Hauptstadt der Provinz, und dadurch eine fatale doppelschneidige Alternative geschaffen: entweder nahm der Präsident der Föderation seinen Sitz in Buenos Ayres, und dann rief er die Eifersucht der übrigen Provinzen wach, oder er nahm ihn in einer andern Provinz, und dann fühlte sich Buenos Ayres verletzt.

Bald nach der Schlacht von Caseros erschien Urquiza als provisorischer Director der Conföderation. Da seine Ernennung durch die Statthalter der verschiedenen Provinzen und nicht durch das Volk geschehen war, so fühlte sich Buenos Ayres verletzt. Bartolomé Mitre schürte die Unzufriedenheit. Bald stand das Land wieder unter Waffen.

Unterdessen hatte sich der Congreß in Santa Fé versammelt. Dieser ernannte Urquiza zum constitutionellen Präsidenten und erklärte Paraná zur Hauptstadt der Conföderation.

Das war ein Schlag ins Angesicht für Buenos Ayres. Es verfaßte und beschwor eine neue Constitution, und alle Versuche eines Ausgleichs blieben fruchtlos. Da rückte Urquiza an der Spitze der Truppen vor die Stadt. Mitre zog ihm entgegen; ward aber bei Cepeda geschlagen und mußte Schutz suchen hinter den Mauern der Stadt.

Urquiza führte seine siegreichen Truppen nach Flores, nahe bei Buenos Ayres. Alfina, der Gobernador von Buenos Ayres, dankte ab, und es kam zu einem Ausgleich. Buenos Ayres sollte seine Abgeordneten zum Congreß schicken und eine Revision der Constitution beantragen können.

Die Abgeordneten kamen, wurden jedoch zurückgewiesen. Buenos Ayres raffte sich auf, die Schmach zu rächen. Wieder stand Mitre an der Spitze der Truppen. Bei Pavon kam es zur Schlacht (1861). Diesmal kämpfte das Glück auf seiner Seite. Seinem Siege folgte die Versöhnung der Provinz mit den übrigen Provinzen und Mitre's Ernennung zum Präsidenten der Conföderation.

15. Geschichte von Buenos Ayres.

Buenos Ayres galt nun wieder, wenigstens vorübergehend, als Sitz der Landesregierung.

Mitre's Nachfolger wurde Domingo Faustino Sarmiento. Früher war derselbe Generalschulinspector und als solcher in liberalstem Sinne thätig gewesen. Im Jahre 1860 hatte er sich zur Würde eines Senators und Ministers emporgeschwungen, und zur Zeit, als er seine Ernennung zum Präsidenten erfuhr, war er Geschäftsträger der Republik bei den Vereinigten Staaten.

Zwei Ereignisse fallen unter die Regierung Sarmiento's: die Ermordung Urquiza's, der in seinem eigenen Hause erdolcht wurde, und das gelbe Fieber, das in etwas mehr als einem Vierteljahre gegen 25 000 Menschenleben in Buenos Ayres hinraffte und die Landesregierung wieder auf einige Zeit aus der Stadt vertrieb.

Nach Sarmiento ward Dr. Abellaneda zum Präsidenten gewählt, einmal ein Mann, der nicht mit dem Säbel raffelte. Mitre war sein Mitbewerber im Wahlstreit. Da er an der Wahlurne unterlegen war, versuchte er sein Glück durch das Schwert, wurde jedoch von Sarmiento geschlagen und zur Unterwerfung gezwungen.

Auch Abellaneda's Regierung hatte ihre Unruhen; allein es gelang derselben, sich auf den Füßen zu halten.

Der heftigste Kampf entbrannte unmittelbar vor der Neuwahl. Um den schlimmsten Eventualitäten aus dem Wege zu gehen, verließ die Regierung abermals Buenos Ayres und siedelte nach Belgrano über. Nach mehrtägigen blutigen Kämpfen vor den Mauern der Hauptstadt siegte die Sache der Nation, und General Roca ging als Präsident aus der Wahl hervor. Diesmal kehrte die Regierung nach Buenos Ayres zurück, um es nicht wieder zu verlassen; denn nunmehr wurde die Stadt von der Provinz Buenos Ayres losgetrennt und als Hauptstadt der conföderirten Provinzen zum dauernden Sitz der Regierung erklärt, während für die Provinz die Gründung einer neuen Hauptstadt verfügt wurde. Dies sollte La Plata sein, welches östlich von Buenos Ayres etwa eine Stunde landeinwärts von Ensenada sollte errichtet werden.

Wie mit dem Sturze Rosas', so war mit dieser Bestimmung eine neue Epoche für Buenos Ayres angebrochen. Mit dem regsten Fleiße waren alsbald die allseitigsten Veränderungen und Verbesserungen getroffen, welche die Stadt in eine ihrem neuen Verufe entsprechende Verfassung versehen konnten. Neue Straßen, neue öffentliche Plätze wurden angelegt, luxuriöse Schulen und sonstige Staatsbauten errichtet, neue Landstrecken ins Stadtgebiet hereingezogen und neue Bahnlinien eröffnet. Die Bibliothek und das Museum, welche früher der Provinz gehört hatten, wurden dem Lande zugeeignet, und damit alle mit der nöthigen Begeisterung an dem fröhlichen Aufblühen der Stadt theilnehmen konnten, wurde eine allgemeine Amnestie

ertheilt. Den wegen politischen Verbrechen Ausgewiesenen oder Flüchtigen wurde die Rückkehr gestattet, und die, welche ihre Ämter verloren hatten, traten wieder in dieselben ein.

Als ich Buenos Ayres besuchte, herrschte der Friede. An Roca's Stelle war Suarez Gelman getreten; aber mit dem Präsidenten hatte das Regierungssystem keine Veränderung erlitten. Der liberale Faden, welcher nun schon seit Jahren zwischen den Fingern der argentinischen Staatslenker gleitet, ward ruhig weiter gesponnen. Die Schule blieb religionslos wie vorher, und die neuesten Gesetze, welche die Eheschließungen vom staatlichen Standpunkt aus regeln, sollten zeigen, daß man entschlossen sei, die Principien des Liberalismus unbekümmert um die Gewissen der Unterthanen in Argentinien einzuführen.

16. Die jüngsten Ereignisse ¹.

Wie es vorauszusehen war, ist es gekommen: die Seifenblase ist geplatzt. Die großartigen baulichen, finanziellen, volkswirtschaftlichen und sonstigen Unternehmungen, durch welche die argentinische Regierung die Welt in Erstaunen setzte, haben sich als das erwiesen, was sie in Wirklichkeit waren: ein unverzeihlicher Schwindel, der in einem glänzenden Außern eine wahrhaft erschreckende innere Hohlheit barg.

Schon seit lange hatten unheimliche Symptome das Herannahen einer Katastrophe verkündet. Das öffentliche Vertrauen war dahin: Ländereien, Actien, Werthpapiere sanken von Tag zu Tag, der Verkehr und die Geschäfte geriethen ins Stocken; stolze Handlungshäuser stellten die Zahlungen ein, und starke Banken brachen zusammen. Der Staat hatte seinen Credit und das argentinische Papiergeld seinen Werth auf dem Geldmarkt verloren. Schon war letzteres weit unter die Hälfte seines Nennwerthes herabgesunken und noch fuhr es zu sinken fort. Mit Entsetzen sah das Volk den Staatswagen unaufhaltsam dem Abgrund des Bankerottes entgegenrollen.

Ein Blatt in Montevideo schilderte zu Anfang Juli (1890) die Lage in Buenos Ayres folgendermaßen: „Ein schreiender Contrast herrscht zwischen dem, was Buenos Ayres ehemals war, und dem, was es jetzt ist. Die glänzenden Gasthäuser, in denen man ehemals warten mußte, bis man bei dem Zudrang der Gäste ein Plätzchen am Tisch fand, stehen heute vollkommen leer, während die Restaurants dritter und vierter Klasse überfüllt sind.

„Was in den Speisehäusern, das gewahrt man in den Theatern. Das Opernhaus sieht man heute vereinsamt, selbst an Abenden, an welchen die

¹ Unsere Arbeit war fertig und lag zum Druck bereit in Europa; da traten in Buenos Ayres Ereignisse ein, die uns nöthigen, ein neues Kapitel zur Vervollständigung seiner an Umwälzungen reichen Geschichte an dieser Stelle einzuschließen.

16. Die jüngsten Ereignisse.

ersten Künstler: wie Tamagno, Maurel, eine Gabbi, Dalti und Stahl, ihre Vorstellungen geben.

„Der ehemals sprichwörtliche Luxus ist heute kaum mehr der Rede werth. Die Toiletten sind größtentheils sehr bescheiden; der Frack gehört nicht mehr zur Etikette, und die Juwelen und reichen Gewänder, welche die Damenwelt vordem zu tragen pflegte, scheinen außer Mode zu sein.

„Wehe thut es einem, wenn man sieht, wie es im Polytheama zugeht. Von einem Abend zum andern sieht man den Saal leerer, obwohl Coquelin und Judic, die Fürsten der Pariser Bühne, auftreten und die vortrefflichsten modernen Stücke in reicher Abwechslung zur Aufführung kommen.

„In den Straßen findet man nicht mehr jene Schwierigkeit, voranzukommen, wohl deshalb, weil eine außerordentliche Anzahl von Fuhrwerken in Ruhestand versetzt ist.

„Allüberall, in der Floridastraße wie in Palermo, herrscht die Stille des Grabes. Da ist nichts mehr von jenem regen Leben wie vor Zeiten, und von den ‚Millionen‘ spricht man nicht mehr.“

Kein Wunder, wenn die Einwanderung immer mehr ins Stoden gerieth, und wenn sogar Hunderte und Hunderte der hochfahrenden Republik den Rücken kehrten. In der That, wenn ehemals Argentinien sich rühmen konnte, daß kein Land der Welt, die Vereinigten Staaten Nordamerika's ausgenommen, so viele Fremde aus allen Theilen der Erde an sich ziehe, wie seine Häfen, sein gastlicher Boden, so hatte jetzt die entgegengesetzte Bewegung Platz gegriffen. In Massen sah man die Arbeitslosen und Ueberdrüssigen nach den Schiffsagenturen eilen und Billets fürs Ausland lösen. Man sah Schiffe mit 800—900 Passagieren aus dem Hafen von Buenos Ayres auslaufen, und Dampfer, die sonst ihren Kurs direct nach Europa nahmen, mußten jetzt an verschiedenen Zwischenstationen anlegen, um die zahlreichen Reisenden, für welche in Buenos Ayres keines Bleibens mehr war, an ihr neues Ziel zu befördern.

Es war keine geringe Demüthigung für die einst so stolze Königin des La Plata, sich von ihren Günstlingen so schnell verlassen und verschmäht zu sehen.

Der Nothstand hatte unterdessen im Volke eine ungeheure Gährung wachgerufen. Alle Schuld an dem Elend schrieb man den Leitern der Regierung und besonders dem zu, welcher die Seele des Systems war, dem Präsidenten Gelman. Von ihm wie von seinen Ministern und Räten behauptete man, daß sie nicht das Wohl des Volkes, sondern ihre Tasche im Auge hätten, und daß sie die großartigen Finanzoperationen, welche die Staatskassen geleert, dazu benutzt hätten, ihre eigenen Sädel zu füllen. Von Gelman insbesondere versicherte man, daß er in den wenigen Jahren seiner Präsidentschaft (seit dem 12. October 1886) nicht weniger als 160 Millionen

Markt auf die Seite gelegt und auf ausländischen Banken in Sicherheit gebracht habe. Die dem Präsidenten feindliche Stimmung des Volkes fand ihr Echo in den Zeitungen des Landes, welche alle, mit Ausnahme von nur ganz wenigen, von der Regierung bezahlten Blättern, in offene Opposition zu dem Präsidenten und seinen Ministern traten.

Großartige Demonstrationen wurden veranstaltet, feurige Reden gehalten. General Mitre, der schon einmal die Geschicke der Conföderation in andere Bahnen geleitet hatte, schürte, und das Volk, dessen Vertrauen er besaß, gab ihm enthusiastisch seinen Beifall zu erkennen.

Die Regierung und der Congreß, welcher bei der großen Masse kaum in besserem Credit als die erstere stand, wollten ihren guten Willen beweisen und machten verschiedene Gesetze, die jedoch die Wurzel des Uebels nicht berührten. Jetzt wurden 8 Millionen am Budget gestrichen, jetzt die Auslagen für die Einwanderung eingeschränkt; jetzt wurde bestimmt, daß sämtliche Einfahrtszölle zur Hälfte in Gold bezahlt, jetzt, daß eine neue Anleihe von 50 Millionen gemacht werden solle. Das alles führte zu keinem Ziel: der Credit Argentiniens sank und sank immer mehr. Der Werth des Geldes ward fortwährend auf 230—240 und mehr Procent notirt und fuhr fort, zu steigen.

Immer mehr kam die Ueberzeugung zum Durchbruch, daß nur von einem Wechsel der Regierung noch Heil zu hoffen sei. Allein Präsident und Minister wollten das nicht einsehen und machten keine Miene, abzutreten.

Grollend und drohend sah das Volk zu dem Präsidentenstuhl hinauf, und überzeugt, daß von daher keine Hilfe zu erwarten sei, beschloß man, sich selbst zu helfen. Man gründete die „Union Civica“, an deren Spitze sich die bedeutendsten Männer von Buenos Ayres stellten und in deren Schoß alle Elemente aufgenommen wurden, die, mit der Regierung unzufrieden, erklärten, ehrlich und aufrichtig eine Wendung zum Bessern anstreben zu wollen.

Die Regierung sah die drohende Bewegung im Volke, und da sie nun einmal nicht zurücksicheren mochte, so suchte sie sich gegen einen etwaigen Handstreich sicherzustellen.

Schon lange hatte Suarez Gelman dafür gesorgt, daß ihm eine durchaus ergebene Polizei zur Verfügung stand. Haupt derselben war Capdevila, ein Mann, dessen Gesinnungen Gelman hinlänglich erprobt und in dessen Treue er ein unbedingtes Vertrauen setzte. Ging Gelman aus, so sah man Capdevila an seiner Seite, und ein Schwarm Polizisten begleitete ihn. Capdevila aber exercirte und manövrirte mit seinen Leuten und ließ keinen Zweifel darüber, daß er im Falle eines Putschs mit seiner ganzen Macht, mit Blut und Leben für den Präsidenten einstehen werde.

Diese Haltung der Polizei zog ihr den Groll der Bevölkerung zu. Er wurde noch vermehrt, da man merkte, daß Capdevila ein aufmerksames

16. Die jüngsten Ereignisse.

Auge auf einige verdächtige Officiere hatte und dieselben auf Schritt und Tritt beobachten ließ. So kam es, daß das Militär sich der Union Civica näherte und mit derselben zum Zweck einer gemeinsamen Action gegen Regierung und Polizei ins Einbernehmen trat.

Die revolutionäre Spannung hatte ihren höchsten Punkt erreicht, und es bedurfte nur noch eines kleinen Anstoßes, so mußte dieselbe zum Ausbruch kommen.

Der Anstoß kam. Anfangs Juli hatte die Regierung den General Campos, sowie mehrere andere, der Verschwörung verdächtige Officiere verhaften und in der Kaserne des 10. Linienbataillons in Gewahrsam halten lassen. Der Vorfall machte ungeheures Aufsehen. Die Regierungspresse wie die Journale der Opposition ergingen sich in hitzigen Artikeln. Jene witterten eine Revolution, diese machten sich lustig darüber.

Indessen blieben die Officiere in Haft, und die Ruhe kehrte zurück, — freilich nur scheinbar. Im stillen glomm und gährte die Empörung fort.

Da auf einmal, Samstag den 26. Juli, in der Frühe, donnern auf der Plaza Lavalle die Kanonen. Es ist das Zeichen zum Aufstand.

Der Tanz begann in der Calle „Centro America“. Hier lag das 10. Infanteriebataillon, hier befand sich auch General Campos mit den anderen Officieren in Haft.

Das 10. Infanteriebataillon war für die Sache der Revolution gewonnen und schritt sofort zur Befreiung des Generals. Diese gelang. Der Widerstand einiger Officiere war schnell überwunden, und im Triumph ging es unter dem Ruf: „Viva la Union Civica!“ nach der Plaza Lavalle.

Hier, wo sich die Artilleriekaserne und das Zeughaus befand, war man unterdessen auch nicht müßig gewesen. Mit dem ersten Donner der Kanonen hatten sich die aufständischen Soldaten über das Arsenal hergemacht. Ein Hauptmann, der sich ihnen widersetzte, wurde niedergeschossen und das Arsenal besetzt.

Plaza Lavalle war von nun an der Mittelpunkt der revolutionären Bewegung. Hierhin strömten nunmehr alle, Soldaten und Civilisten, welche am Kampf gegen die Regierung theilnehmen wollten.

Um 6 Uhr morgens traf bereits das 10. Infanteriebataillon von Centro America ein. Nach und nach stießen andere Truppenkörper hinzu.

Auf die Nachricht von dem Aufstand hatte sich Präsident Gelman nach der Plaza San Martin begeben, wo sich die Kaserne „Retiro“ befand. Hier sammelte er seine Leute: das Polizeicorps mit 2500 Mann, die Löschmannschaft (Bomberos), zwei treugebliebene Infanterie- und einige Cavallerieregimenter.

Gleichzeitig erließ er ein Decret, durch welches er Hauptstadt und Republik in Belagerungszustand erklärte. Doch wurde demselben schon deshalb

wenig Folge gegeben, weil es über die Rechtsbefugnisse des Präsidenten hinausging. Denn nach der Constitution konnte eine derartige Verfügung nur mit Zustimmung des Congresses getroffen werden.

Unterdessen war auch das Revolutionscomité mit einer Proclamation hervorgetreten. Das Comité war aus einer Anzahl von Männern zusammengesetzt, welche zum großen Theil als Freunde Mitre's bekannt waren und unter diesem als Präsidenten der Republik schon einmal die höchsten Aemter des Staates bekleidet hatten. An der Spitze stand Leandro N. Alem.

In der Proclamation, der bald eine zweite folgte, setzten die Aufständischen die Gründe ihres Vorgehens auseinander und forderten das Volk auf, sich der Bewegung anzuschließen. Waffen wurden auf der Plaza Lavalle vertheilt. Sodann wurde erklärt, das Volk möge nicht fürchten, daß die Revolution sich lange hinausziehen werde. Man werde kurz machen, und bei der Neuwahl des Präsidenten werde dem Volkswillen die vollste Freiheit gelassen.

In dem Arsenal auf Plaza Lavalle hatten die Revolutionäre einen großen Vorrath von Waffen und Munition vorgefunden. 15000 Remingtongewehre wurden an die Freiwilligen vertheilt. Im übrigen setzte sich die militärische Macht der Aufständischen nunmehr aus folgenden Truppentkörpern zusammen: dem 5., 9. und 10. Infanteriebataillon, einem Artillerieregiment mit 13 Krupp'schen Kanonen, dem Ingenieurbataillon, der Unterofficierschule und den Cadetten der Officierschule in Palermo. Dazu hatten sich auch noch mehrere Schiffe der Flotte, darunter der stolze Maipú, für die revolutionäre Sache erklärt.

Mit dieser Macht also hatte die Regierung den Kampf auszukämpfen. Ihre erste Sorge war, die Plaza Libertad zu besetzen. Diese liegt zwischen Plaza San Martin und Plaza Lavalle, wenn auch etwas außerhalb der directen Verbindungslinie, und ist von der letztern nur durch eine resp. drei Straßen getrennt. Hierhin ließ die Regierung ihre Streitkräfte rücken. Auf dem Marsche kam die Cavallerie in die Schußlinie der feindlichen Geschütze und erlitt bedeutende Verluste. Im übrigen suchten die Leute des Präsidenten sich, so gut es ging, auf dem Platz zu verschanzen.

Die Aufständischen, welche so von dieser Seite im Raume gehalten waren, sahen sich deshalb genöthigt, ihre Kräfte nach den anderen Richtungen hin zu entfalten¹. Hierbei fanden besonders die Freiwilligen eine aus-

¹ So kam es, daß auch das Colleg der Patres Jesuiten in der Calle Callao mit in den Bereich des revolutionären Lagers gezogen wurde. Plötzlich erschien ein Obrist mit 200 Mann und verlangte Einlaß. Der P. Rector machte natürlich Schwierigkeit, die Revolutionäre einzulassen. „Sist Ihnen nichts, Herr P. Rector!“ rief der Obrist lachend und pochte einigemal energisch gegen die Thüre. „Nur aufgemacht, oder wir werden es selbst thun.“ Da blieb keine Wahl. Die Soldaten

gedehnte Verwendung. Die flachen Dächer boten ihnen den Standort, und von da herab ließen sie ihre Kugeln spielen, ohne zu sparen. Am Samstag allein sollen 140 000 Patronen verschossen worden sein. Da stellte sich heraus, daß man sich verrechnet hatte. Man hatte geglaubt, im Arsenal einen Vorrath von 600 000 Patronen zu treffen, und nun waren es in Wirklichkeit nur 180 000. Ob die Aufständischen besser gethan, sofort zum Angriff überzugehen, ob es klüger gewesen, die Besetzung der Plaza Libertad durch die Regierungstruppen zu verhindern, das sind offene Fragen; That-sache ist, daß die letzteren am folgenden Tag (Sonntag den 27. Juli) zum Sturme schritten, vielleicht eben in der Ueberzeugung, daß den Revolutionären die Munition ausgegangen sei. Doch diese hatten unterdessen weitere 75 000 Patronen aufgekauft. Von beiden Seiten wurde mit äußerster Wuth gekämpft. Der Sieg blieb den Revolutionären; auf allen Seiten zurückgeworfen, zogen sich die Angreifer, von den Siegern verfolgt, in ihre Verschanzungen zurück. Da klangen die Hörner zum Einstellen der Feindseligkeiten auf seiten der Verfolgten; sie wurden von den Verfolgern erwidert, und es ruhte der Kampf. Bald hörte man, daß die Regierungstruppen um einen Waffenstillstand nachgejucht, wie es hieß, um ihre Todten zu begraben, in Wahrheit aber, um Zeit zu gewinnen.

Der Waffenstillstand wurde gewährt, wohl deshalb, weil auch die Aufständischen der Zeit zu besserer Vorbereitung bedurften.

Mit fieberhafter Spannung sah man dem Morgen des folgenden Tages entgegen. Um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr sollte der Kampf von neuem beginnen. Abermals wagten die Regierungstruppen den Sturm; abermals wurden sie zurückgeschlagen. Doch scheint der Sieg der Aufständischen ein Pyrrhussieg gewesen zu sein, da sie nicht wagten, denselben auszunützen.

Nur so war es zu erklären, daß am folgenden Tage (Dienstag den

zogen ein und besetzten das flache Dach, wo sie Tag und Nacht zubringen mußten. Dies war so schnell gekommen, daß die Patres nicht einmal Zeit hatten, ihre Halbpensionäre nach Hause zu schicken. Der Obrist schonte indes das Colleg. Die Soldaten wurden streng auf dem flachen Dach conßignirt, wo sie Tag und Nacht zubringen mußten. Da alle Thüren geschlossen und aller Straßenverkehr abgeschnitten war, so fehlte es bald an Fleisch für die Mahlzeit. Sofort gab der Obrist Befehl, den hinreichenden Vorrath nicht bloß für die Soldaten, sondern auch für das gesammte Personal des Collegs zu beschaffen. P. Brugier war krank und gerade mit den Sterbsacramenten versehen worden. Man erwartete seinen Tod. Da schlugen die Kugeln in die Fenster und in den Collegshof, und — die Aufregung machte ihn merkwürdigerweise wieder gesund. Die Tage der Revolution waren kaum vorüber, da erschienen abermals etwa 16 Soldaten, der Obrist an der Spitze, und verlangten den P. Rector zu sprechen. Dieser erschien. Der Obrist überreichte ihm ein großes Crucifix als Zeichen des Dantes für die Pflege, die seine Leute im Colleg der Patres gefunden.

III. Buenos Ayres.

29. Juli) ein Friede zu stande kam, welcher den Erwartungen der Sieger mit nichten entsprach.

Der Wortlaut des Friedensschlusses war laut dem „Argentinischen Wochenblatt“ folgender:

1. Es wird kein gerichtliches Verfahren gegen diejenigen eingeleitet werden, welche an der Revolution theilgenommen haben, seien es Bürger oder Soldaten.

2. Die Linientruppen, welche sich an dem Aufstand betheiligten, werden von ihren Officieren in ihre resp. Quartiere übergeführt, woselbst sie von diesem Augenblicke an zur Verfügung der Regierung stehen.

3. Die Officiere und Mannschaften der Marine erhalten die gleichen Bedingungen wie die Truppen des Landheeres. Der Commandant eines jeden der Schiffe wird dasselbe einer von der Regierung bezeichneten Person übergeben.

4. Die bewaffneten Bürger lassen ihre Waffen im Zeughaus und gehen friedlich auseinander.

5. Die Cadetten werden in ihre resp. Schulen wieder zugelassen.

Buenos Ayres, den 29. Juli 1890.

Benjamin Victoria. Luiz Laenz Pena.

Francisco Madero. Ernesto Torequift.

Gegengezeichnet von den Mitgliedern der provisorischen Revolutions-Regierung.

Man sieht, alle aufgezählten Bedingungen haben nur eines im Auge: die Theilnehmer an der Revolution gegen die unbequemen Folgen ihrer That sicherzustellen. Man glaubt Schulknaben vor sich zu haben, die, nachdem sie einen tollen Streich ausgeführt, für nichts anderes besorgt sind, als wie sie der Strafe entgehen.

Das war also der Erfolg einer so großartig in Scene gesetzten Revolution. Dafür hatte man so viel Heldenmuth aufgeboten und so viel Blut vergossen, dafür die Barrikaden gebaut, Handel und Geschäfte suspendirt, Dächer und Häuser zertrümmert. Dafür hatte die Flotte ihre Granaten in die Stadt geworfen und ihre Verheerungen angerichtet, nicht sowohl in dem Palaste des Präsidenten, dem es galt, als vielmehr in den Wohnungen der friedlichen Bürger, für die man stritt. Dafür endlich waren über 1000 Mann theils gefallen, theils verwundet, theils zu Krüppeln geschossen.

Man hatte geglaubt, eine Revolution machen zu können, wie sie kurz vorher Brasilien ausgeführt: flott und glatt. Es war anders gekommen.

Von der Abdankung Gelmans, die man anfangs mit so energischen Ausdrücken verlangt und die man als erstes Ziel bei der ganzen Bewegung sich vorgesetzt, war in dem Actenstück keine Rede. Wenn man auch annehmen darf, daß dieselbe heimlich zugestanden und nur deshalb in die Be-

16. Die jüngsten Ereignisse.

dingungen des Friedens nicht war aufgenommen worden, um ihr den Anschein einer freien Entschließung zu lassen, so konnte dieser Umstand doch bei dem Volk nur Ingrim und Erbitterung erzeugen, zumal da auch im übrigen die Friedensurkunde nicht die leiseste Andeutung enthielt, die eine Aenderung der Dinge zum Bessern hätte erwarten lassen.

Die Revolutionsoldaten knirschten vor Wuth; Gemeine zerschlugen ihre Gewehre, und Officiere warfen ihre Klinge zornglühend in die Scheide oder brachen sie in Stücke.

Uebrigens war es Zeit, daß der Kampf zu Ende ging. Die Polizei, auf welcher der ganze Haß der Bevölkerung lagerte, war fürchterlich decimirt; Capdevila selbst war schwer verwundet. Von allen Seiten sah man unheimliche Gestalten, Maskeiern ähnlich, sich auf dem Schlachtfeld zusammenziehen und in der ihrer Wächter entblößten Stadt Raub und Mordthaten verüben.

Indessen war es mit dem Rücktritt Gelmans doch Ernst geworden. Anfangs August reichte derselbe seine Entlassung ein. Der Congress nahm sie an (7. August), und an seine Stelle trat Pellegrini, der ehemalige Vicepräsident.

Dieser hob zunächst die Censur auf, welche bisher wie ein Alp auf der Zeitungs litteratur gelastet hatte. Die revolutionären Officiere wurden zwar noch eine Zeitlang hingehalten, zuletzt aber doch wieder in ihre Stellen eingesetzt.

Der Ernennung Pellegrini's folgten glänzende Ovationen; die größte jedoch ward Alem, dem Haupt der revolutionären Regierung, zu theil. 50000 Personen sollen sich an derselben betheiligt haben.

Um den Credit des Staates zu heben, bot ein Syndicat von Bankhäusern demselben eine Anleihe von 100 Millionen Pesos an.

Doch das alles führte zu keinem Ziel. Die Nothlage dauerte fort. Und war auch in der Hauptstadt für einen Augenblick Ruhe eingetreten, in den Provinzen gährte und brodelte der Aufruhr weiter. Statt eines großen Revolutionskraters thun sich viele kleine auf.

In Buenos Ayres sieht man junge Burschen und Männer nicht mehr um Arbeit, die nicht zu finden ist, sondern um Brod betteln, ihren Hunger zu stillen, und arme Frauen bringen ihre Säuglinge ins Findelhaus, um sie nicht vor Elend umkommen zu sehen.

Neue Versuche werden gemacht, der Noth zu steuern. Die Gehälter des Präsidenten und der hohen Beamten werden herabgesetzt, die Zölle erhöht. Alles umsonst. Immer wieder hört man von großen Häusern, die ihre Zahlung, von Banken, die ihre Transactionen einstellen.

Die Auswanderung hat schon seit längerer Zeit die Einwanderung überholt, und auf dem Börsenbarometer steht das Gold hartnäckig auf über 300, ein Phänomen, welches untrüglich ein kommendes Unheil verkündet.

III. Buenos Ayres.

Haben wir hier nicht die letzten Konsequenzen des liberalen Systems vor uns? Nirgends wurde dasselbe mit mehr Eifer betrieben als in Argentinien; nirgends hat es so entschieden sich selbst verurtheilt wie hier.

Ob in letzter Stunde noch ein genialer Mann die Zauberformel finden wird, die entseffelten Geister zu beschwören? Ob es einem gelingen wird, das Zauberbad zu bereiten, aus welchem der seiner Auflösung nahe Staatsorganismus noch einmal zu frischem jugendlichen Leben ersteht? Pellegrini ist nicht der Mann dazu. Wird Mitre, wird General Roca es sein? Bald werden wir die Argentinier an der Wahlurne sehen, und es wird sich zeigen, wer von beiden in Zukunft die Hand an das Staatsruder legen wird. Gelingt es ihm, dasselbe heil in den Hafen zu bringen, so hat er bewiesen, daß er ein Genie ist.

17. Die Königin des La Plata.

Als ich Buenos Ayres (Fig. 22) besuchte, war dieser Sturm noch nicht losgebrochen. Damals war die Stadt noch die Königin des La Plata, und seine allseitige Ueberlegenheit über die übrigen Städte des La Plata-Gebietes verdiente ihm diesen stolzen Namen.

Buenos Ayres, seit 1880 Hauptstadt der argentinischen Republik, liegt auf dem rechten Ufer des La Plata, $34^{\circ} 36'$ südlicher Breite und $58^{\circ} 21'$ westlicher Länge (Greenwich). Keine Stadt südlich vom Aequator, und vielleicht keine der Welt, hat in den letzten zehn Jahren einen so raschen und riesigen Aufschwung genommen, wie Buenos Ayres. Im Jahre 1880 noch mit etwa 250 000 Einwohnern beziffert, war es bei meinem Besuch auf die doppelte Anzahl gestiegen, und man hätte bei ruhiger Weiterentwicklung annehmen können, daß am Ende dieses Jahrhunderts die argentinische Hauptstadt mit einer Million Einwohnern in den Geographiebüchern glänzen würde. Nach der jüngsten Katastrophe freilich ist das in weite Ferne gerückt.

Buenos Ayres liegt auf einer Ebene, indem die ursprünglichen, wellenförmigen Erhebungen des Bodens durch den Einfluß menschlichen Fleißes immer mehr verschwunden sind. Der höchste Punkt wird auf 25 m und die Durchschnittshöhe auf 15 m angegeben.

Das Klima von Buenos Ayres ist äußerst gemäßig; die milde Luft, welche über die Stadt hinweht, rang den ersten Entdeckern dieses Landes den freudigen Ruf ab: „Que buenos Ayres!“ („Welch herrliche Lüfte!“) und veranlaßte so den Namen der Stadt. Im allgemeinen ist es auch gesund, wenngleich nicht in dem Grade wie Montevideo.

Die mittlere Jahrestemperatur ist $17,11^{\circ}$, wobei das Maximum auf $37,8^{\circ}$, das Minimum auf 2° zu stehen kommt.

Bezüglich der verschiedenen Windrichtungen hat man folgende Beobachtungen gemacht. Vorherrschend und sehr gesund ist der Nordwest, der

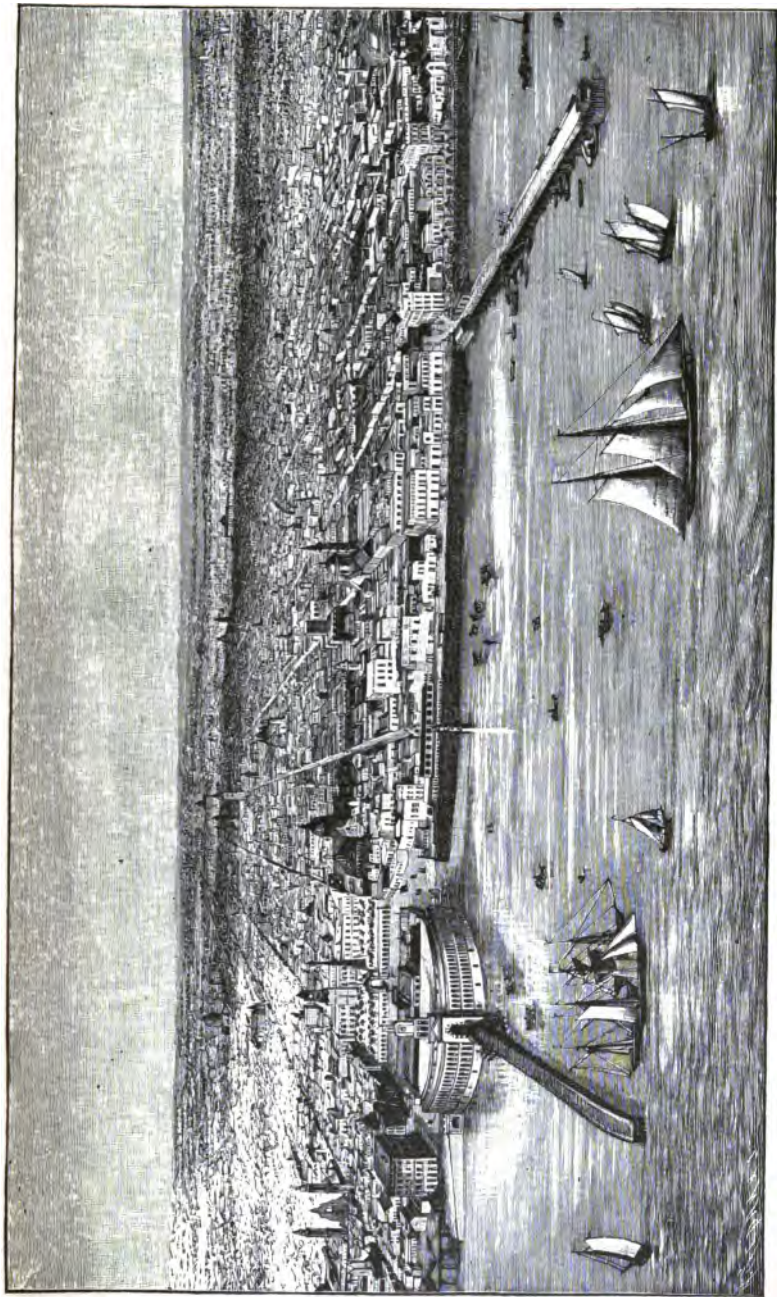


Fig. 22. Ansicht von Buenos Ayres.

17. Die Königin des La Plata.

von den Höhenzügen von Cordoba kommt und größtentheils über trockenes Land weht; schädlich dagegen ist der Nord. Dieser nimmt seinen Weg über die waldigen, an Sümpfen und stehenden Gewässern reichen Flußgebiete des Uruguay und Paraná, in deren Schoß Millionen von abgängigen Organismen ihren Verwesungsproceß durchmachen und die Luft mit Miasmen füllen. Warm und schwül, wie er ist, führt er große Massen von Wasserdünsten mit sich, die, sobald sie mit der kältern Luft des Südens in Berührung kommen, sich zusammenziehen und als Regen zur Erde fallen. Die eigenthümliche Wirkung des Nordwinds ist Erschlaffung, Unbehaglichkeit und Unlust zur Arbeit, wenn er auch sonst keine erheblichen Krankheiten im Gefolge hat.

Ganz das Gegentheil ist der Südwest: ein frisches frohes Kind der Gebirge, steigt er von den Cordilleren herab und verbreitet überall, wo er weht und geht, Gesundheit, Leben und heitere Aufgeräumtheit.

Epidemien sind in Buenos Ayres selten; aber ganz verschont von denselben ist die Stadt nicht. Im Jahre 1867—1868 richtete bekanntlich die Cholera und im Jahre 1871 das Gelbe Fieber große Verheerungen unter der Bevölkerung an.

Uebrigens läßt sich annehmen, daß diese Krankheiten nicht aus dem Schoße von Buenos Ayres hervorgegangen, sondern von außen eingeschleppt wurden. Auch läßt es sich nicht leugnen, daß sowohl im Innern der Stadt als auch nach außen hin die größten Anstrengungen gemacht worden sind und noch gemacht werden, um die größtmögliche Gewährleistung für die öffentliche Gesundheit zu erzielen.

Wie in Montevideo, hat man auch in Buenos Ayres (Fig. 23) das System der rechtwinklig sich schneidenden Straßen eingeführt und zu diesem Zweck, wo es nöthig war, sogar größere Theile der Stadt niedergerissen und neu aufgebaut. Jedoch konnte man dabei die alten Verhältnisse nicht ganz unberücksichtigt lassen, und es ist wohl diesem Umstand zum Theil zuzuschreiben, daß manche Straßen ziemlich eng ausgefallen sind und nicht den großartigen Eindruck machen, welchen sie angesichts der prächtigen Gebäude machen könnten.

Auch für öffentliche Plätze ist gesorgt, welche die Eintönigkeit der Straßen unterbrechen und durch ihren reichen und herrlichen Pflanzenwuchs nicht bloß Aug und Herz erquicken, sondern auch einen lebhaften Umsaß athembarer und verbrauchter Luft vermitteln. Im Jahre 1885 zählte man solcher Plätze zwölf: Victoria, Retiro, Libertad, 6 de Junio, Lavalle, Lorea, 11 de Setiembre, Caridad, Monserrat, Independencia, Constitucion und 16 de Noviembre. Gegenwärtig sind es ihrer 14, wobei zu bemerken, daß die ehemaligen Namen der zwölf ersten theilweise durch neue ersetzt worden sind.

III. Buenos Ayres.

Alle diese Plätze haben entweder selbst eine interessante Geschichte hinter sich, oder knüpfen an irgend eine geschichtliche Thatsache an.

Die Plaza Victoria bezeichnet den Anfang der Stadt. Hier war es, wo Juan de Garay im Jahre 1578 den Grundstein derselben legte.

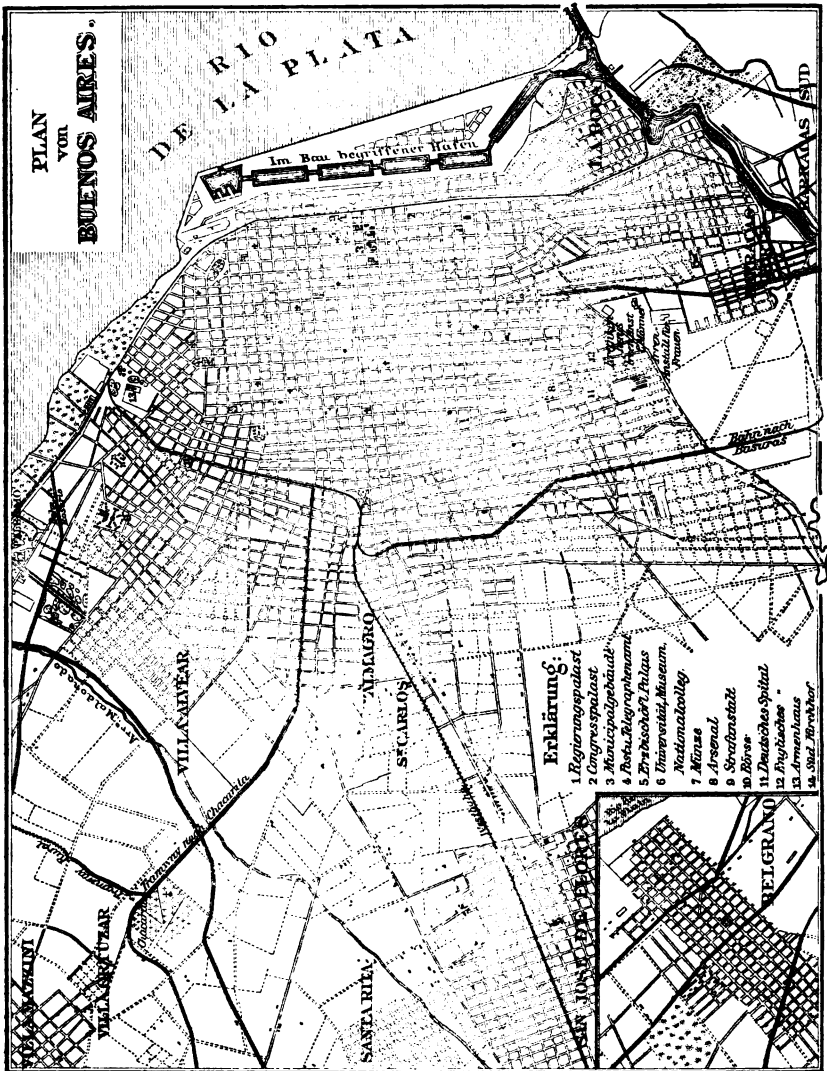


Fig. 25. Plan von Buenos Ayres.

Beinahe 300 Jahre hatte derselbe, bedeckt von einer eisernen Platte, an seiner Stelle gelegen, als 1863 ein ungeschickter Wassermann mit seinem Karren darüberfuhr und ihn in Stücke brach.

An diesem Orte liegen mehrere der hervorragendsten Gebäude der

17. Die Königin des La Plata.

Stadt, darunter der Dom mit dem erzbischöflichen Palaste, der Regierungspalast (Fig. 24), das Postgebäude, der Cabildo, die Congreßhalle und das Opernhaus. An dem Dom gehen wir heute vorüber, da wir ihm später noch einmal begegnen werden. Der Cabildo (das Rathhaus), ein langgestrecktes Gebäude mit hohem Thurm und der Stadtuhr, trug ehemals die Aufschrift: Casa de Justicia, jedoch 1864 fiel ein Blitzstrahl und löschte die Schrift aus. Stolz und majestätisch erhebt sich in der Mitte des Platzes die Statue der Victoria. Noch vor wenigen Jahren führte eine Bogenhalle, die sogen. Recova Vieja, quer über den Platz. Seit dem Jahre 1883 jedoch ist dieselbe beseitigt.



Fig. 24. Regierungspalast in Buenos Ayres.

Da die Plaza Victoria nicht, wie die meisten anderen öffentlichen Plätze von Buenos Ayres, von Blumenbeeten und Ziersträuchern unterbrochen ist, sondern offen und frei daliegt, so eignet sie sich besonders zu den großen städtischen und nationalen Festlichkeiten, bei welchen die Stadt all ihren Pomp entfaltet und der Platz zur Nachtzeit im feenhaften Scheine des elektrischen Lichtes daliegt.

Die Plaza General San Martin ist an der Reiterstatue erkenntlich, welche die Republik dem ersten Vorkämpfer ihrer Freiheit auf demselben errichtet hat. Ehemals hielten hier die Spanier ihre Stiergefechte ab; und als die Engländer im Jahre 1703 den Spaniern das Monopol der Sklaveneinfuhr abgerungen hatten, errichteten englische Kaufleute auf demselben Platze

III. Buenos Ayres.

eine Barracke als Sklavendepot. Damals herrschten in England noch andere Ansichten bezüglich jenes niederträchtigen Handels; allein wie sich auf die Dauer alles rächt, was gegen die von Gott gesetzte Ordnung geht, so ist auch der britischen Regierung schließlich ihr Slave-trade theuer zu stehen gekommen.

Ein Theil der Barracke wurde 1864 durch einen Soldaten in die Luft gesprengt, wobei eine Anzahl von Personen das Leben verlor.

Die schönen Anlagen, welche den Platz zieren, und die prächtigen Häuser, die ihn umgeben, machen denselben zu einem der ersten der Stadt.

Etwa halb so groß als der eben genannte Platz ist die Plaza Libertad, in deren Mitte sich die Statue Alfina's erhebt. Vor etwa einem Vierteljahrhundert bot dieselbe noch einen sehr ländlichen Anblick. Da konnte man hier wohl mitunter eine große Anzahl von Ochsenkarren beisammen finden und dazwischen die Gauchos (Fig. 25), jene Centauren der argentinischen Steppen, welche, Weidmesser und Pistole im Gürtel, um das Feuer gruppiert ihren Spießbraten bereiteten.

Seit 1862 ist auch dieser Platz mit schönen Anlagen geziert.

Die Plaza de la Recoleta übertrifft die beiden ersten an Ausdehnung. Eine herrliche Promenade mit der Aussicht auf den La Plata-Strom zeichnet sie aus. Früher hatte in dieser Gegend mancher reiche Herr von Buenos Ayres sein Landhaus. Allein seit Rivadavia daselbst den städtischen Kirchhof eröffnete, vertheuete die Nähe der Todten die lebensfrohen Gäste, und Recoleta vereinsamte sich. Wir werden dem Platze sowie dem Kirchhof später noch einen besondern Besuch machen.

Von den anderen Plätzen will ich hier nur noch erwähnen die Plaza Constitucion, welche der größte von allen ist, und bis in die neueste Zeit als Wollmarkt für die südlichen Provinzen gedient hat. Wie man mir mittheilt, trifft man in den Monaten November bis März den weiten Platz mit Ochsen gespannen bedeckt, welche alle, Wagen an Wagen, mit Wolle beladen sind. Einer oder der andern Plaza werden wir übrigens später noch begegnen.

Was die Namen der Straßen und öffentlichen Plätze angeht, so ist zu bemerken, daß dieselben so ziemlich jede religiöse Erinnerung abgestreift haben. Während dieselben ehemals nur von Heiligen oder religiösen Geheimnissen entlehnt waren, werden sie jetzt von geschichtlichen Thatfachen, berühmten Männern, hervorragenden Orten u. dergleichen, die man verherrlichen will. Es ist dies ein Beweis, wie ernst man es auch hier mit der religiösen Ribellirung nimmt und wie gründlich man mit den Erinnerungen an das Christenthum aufräumt. Nur ein einziger Straßenname mit religiösem Charakter hat sich meines Wissens noch erhalten. Es ist der der Calle Piedad, und auch dieser ist gewissen fortgeschrittenen Herren noch ein Dorn

17. Die Königin des La Plata.

im Auge¹. Ist es Versehen oder ist es noch ein Rest von christlichem Zartgefühl gegen die schmerzhafteste Gottesmutter, welcher diesen ehrwürdigen Namen gerettet hat?

Interessant ist es, daß auch in Buenos Ayres wie in Montevideo gewisse Straßen bestimmte Kategorien von Bewohnern haben. So muß man in Reconquista die Bank-, in Maipú die Handlungshäuser, in Piedad die Geldwechslergeschäfte und Redaktionsbureaux suchen etc.

An Kirchen war Buenos Ayres ehemals sehr reich. Jetzt, wo die Einwohnerzahl so außerordentlich rasch zugenommen, der Kirchenbau aber nicht gleichen Schritt gehalten hat, ist ein Mißverhältniß zwischen der Zahl



Fig. 25. Gaucho.

der Gotteshäuser und jener der Bevölkerung eingetreten. Im ganzen mag die Stadt 25 größere Kirchen zählen. Das ergäbe, wenn man die Einwohnerzahl auf 500 000 veranschlagt, eine Kirche auf 20 000 Einwohner. Bedenkt man, daß von diesen 25 Kirchen nur 12 Pfarrkirchen sind, wie es denn auch nur 12 Pfarreien in Buenos Ayres gibt, so folgt, daß jede Pfarrei beiläufig ihre 40 000 Seelen zählt, was ein schreiendes Mißverhältniß andeuten würde.

¹ In einem ganz neuen Werke über Buenos Ayres beklagt sich der Verfasser, daß es noch eine Straße „Piedad“ gebe, da doch so viele verdiente Männer noch auf die Verewigung ihres Namens harrten.

III. Buenos Ayres.

Die immerhin zahlreichen Kloster- und Spitalkirchen, welche zum Theil sich eines sehr starken Besuchs von Seiten der Gläubigen erfreuen, mögen den Mangel mildern; ausgleichen können sie denselben nicht.

In wahrhaft großartiger Weise ist in Buenos Ayres für philanthropische Anstalten (so heißt man sie jetzt; ehemals sagte man: Anstalten der christlichen Liebe) gesorgt. Es befinden sich daselbst vier große allgemeine Spitäler: Mislamiento (d. h. Isolirung), das für Kranke mit ansteckendem Krankheitscharakter bestimmt ist, San Roque, Mercedes und das Hospital de Cronicos. In diesen vier Hospitälern wurden allein im Jahre 1886 5376 Kranke verpflegt.

Außerdem haben die verschiedenen Nationalitäten ihre besonderen Hospitäler. So besteht in Buenos Ayres ein spanisches, ein italienisches, ein französisches und ein deutsches Hospital, welche übrigens ebenso wie die städtischen Hospitäler größtentheils von religiösen Genossenschaften besorgt werden.

Außer den Anstalten, welchen die Pflege der körperlichen Gebrechen obliegt, gibt es jedoch noch andere, welche sich die Hebung oder Milderung sonstiger Armseligkeiten des menschlichen Daseins zur Aufgabe gemacht haben. Hierhin gehört ein Waisenhaus, ein Armenhaus, eine Irrenanstalt mit ca. 1000 Geisteskranken, ein Haus vom guten Hirten, sowie verschiedene andere verwandter Natur, welche ein glänzendes Zeugniß für den lebendigen Wohlthätigkeitsfinn ablegen, der in diesem Volke herrscht, und der als eine kostbare Hinterlassenschaft der alten katholischen Zeiten betrachtet werden muß. Das heidnische Alterthum hat diese Bethätigung der christlichen Liebe nicht gekannt, und wenn heute der Philanthropismus den Mantel der Wohlthätigkeit prahlerisch umhängt, so hat er ihn eben von der katholischen Kirche geborgt, an der er so verächtlich vorübergeht und die er lieber heute als morgen möchte zu Grabe tragen sehen.

Der größte Theil der argentinischen Wohlthätigkeitsanstalten von Buenos Ayres steht unter der Direction der sogen. „Sociedad de Beneficencia“, welche sich aus den vornehmsten Damen der Stadt zusammensetzt und von Rivadavia im Jahre 1823 gegründet wurde. Dieselbe wurde zwar (1838 vorübergehend durch Rosas unterdrückt, trat aber später (1852) wieder ins Leben und entfaltete von da ab eine großartige Wirksamkeit. Die Größe der Summen, über welche dieselbe verfügt, ist wahrhaft staunenswerth.

In letzter Zeit ging man wieder mit dem Gedanken um, die Direction der öffentlichen Wohlthätigkeit von der Sociedad de Beneficencia auf die Behörde zu übertragen; doch scheint dies Vorhaben an dem hohen Ansehen zu scheitern, das dieselbe bei dem Volke genießt.

Sehr zahlreich sind in Buenos Ayres die sogen. Clubs, welche sich zu den verschiedenartigsten Zwecken theils gemeinnütziger, theils rein geselliger

17. Die Königin des La Plata.

Natur zusammengethan haben. So besteht daselbst ein „Club Union-Argentino“, ein „Club Francez“, ein „Circolo Italiano“, „La Argentina“, ein „Club de Esgrima“ (Fecht-Club), ein „Club Naval y Militar“, ein „Jockey-Club“ zur Hebung der Pferdezucht, ein „Buenos Ayres Rowing-Club“ (Ruderclub), ein „Gun-Club“ (Schützenverein), ein „Club de Progreso“, ein „Club Español“, eine „Sociedad Austro-Hungara de Socorros mutuos“, eine „Sociedad Cosmopolita de Proteccion mutua“, eine „Sociedad Rural“ zur Hebung des Landbaues, und außerdem noch eine Anzahl anderer Vereine zum Zwecke gegenseitiger Hilfeleistung.

Bezeichnend für das deutsche Gemüth und den geselligen Trieb unserer Landsleute ist es, daß es in Buenos Ayres, trotz der verhältnißmäßig geringen Anzahl deutscher Einwohner, doch gegen zehn verschiedene deutsche Vereine gibt, welche durch ihre Namen hinlänglich die von ihnen verfolgten Zwecke andeuten. So gibt es einen „Turnverein“, eine „Thalia“, „Concordia“, „Germania“, „Heimat“ etc.

Wie bedeutend die Mittel sind, über welche die Clubs verfügen, mag aus dem Umstand ersehen werden, daß z. B. der „Progreso“ allein über 88 Blätter (45 ausländische und 43 argentinische) hält, und daß derselbe in einem einzigen Semester 40 000 Pesos (= annähernd 160 000 Mark) verausgabte.

Außerordentlich viel geschieht in Buenos Ayres für öffentliche Vergnügungen und Lustbarkeiten. Für Theater, Bälle, Volksfeste, Wettrennen etc. bietet man alles auf, was sich anbieten läßt, und der Prunk und Aufwand¹, welcher bei dergleichen Gelegenheiten zu Tage tritt, soll, so behauptet man, mit jenem der größten Städte Europa's: Paris, London und Berlin, wetteifern können.

Es herrscht in dieser Beziehung auch hier der große Irrthum unserer Zeit, welcher zwei wesentlich verschiedene Dinge miteinander verwechselt: Vergnügen und Glück. Das Glück hat seine Wurzeln in der Religion. Die Regierung, welche die Religion im Volke untergräbt oder untergraben läßt, zerstört damit, vielleicht ohne es zu ahnen, die tiefsten Fundamente des wahren Glückes und Friedens in demselben. Was bleibt übrig? Man wirft den nach dem verschwundenen Glück seufzenden Herzen die Träger der Vergnügungen hin, die ihren Hunger nimmermehr stillen können. Armes, getäushtes Volk! Der wahrhaft Glückliche bedarf der Vergnügungen zu seinem Glück nicht; doch der Unglückliche wird mit allen Vergnügungen nimmer glücklich sein.

¹ Gegen Mitte des Jahres 1889 machte General Lajes, der gegenwärtige Präsident von Uruguay, dem Präsidenten von Argentinien, Juarez Celman, einen Besuch. Die Kosten der Empfangsfeierlichkeiten wurden von den Blättern auf 250 000 Pesos angegeben, was einer Summe von beinahe einer Million Mark gleichkommt.

III. Buenos Ayres.

Was die Presse und insbesondere die Journalistik angeht, so finde ich eine interessante Notiz in Mulhalls¹ River Plate.

Gegenwärtig gibt es in Buenos Ayres über 90 Buchdruckereien, meistens mit Dampfbetrieb. Die erste Druckerei im Gebiete der conföderirten Staaten befand sich in Cordoba und gehörte den Jesuiten. Nach Vertreibung der letzteren im Jahre 1767 wanderte die Presse nach Buenos Ayres, wo sie durch ihren Ertrag zur Unterhaltung einer Waisenanstalt beitragen mußte — allerdings eine edle Bestimmung. Während der Unabhängigkeitskriege arbeitete sie im Interesse der Freiheit. Aus ihr ging die *Gazeta de Buenos Ayres* hervor. Gewiß eine eigenthümliche Rache des Schicksals war es, daß diese todte Maschine, nachdem man sie ihren rechtmäßigen Besitzern entrisen hatte, nun mithelfen mußte, den Urheber der Gewaltthat die Herzen ihrer Unterthanen zu entfremden.

Im Jahre 1825 traf ein Nordamerikaner, Gallet mit Namen, in Buenos Ayres mit einer Presse ein und gründete ein Blatt mit dem Titel *Cosmopolite*. Im folgenden Jahre 1826 erschien ein neues Blatt, *British Packet*, das 1858 einging, um den *Commercial Times* Platz zu machen. Mit dem Jahre 1862 entschlief auch diese wieder, und es folgte der *Standard*, das erste englische Tagesblatt, während alle vorausgegangenen Wochenblätter gewesen waren.

Gegenwärtig zählt man circa 90 verschiedene Blätter und Zeitschriften in der argentinischen Hauptstadt. Von diesen erscheinen 23 täglich: 17 spanische, 3 italienische, 2 englische und eine deutsche. Es ergibt sich hieraus, daß die eine Stadt Buenos Ayres Tagesblätter in vier verschiedenen Sprachen besitzt, eine Thatsache, welche vielleicht einzig in der Welt dasteht.

Im Jahre 1885 kannte man 11 Blätter, deren Existenz 10 Jahre überdauert hatte, darunter den *Nacional*, das älteste Blatt mit 33 Jahren, und den *Standard*, welcher den oben erwähnten *Commercial Times* gefolgt war, mit 24 Jahren.

Was Buenos Ayres sein Leben und seine Bedeutung gibt, ist natürlich der Hafen. Soweit dieser von der Natur abhängt, ist derselbe schlecht und erlaubt keinem größern Schiffe die Einfahrt. Bis in die letzte Zeit konnten diese deshalb nur in der zwei Meilen entfernten Bucht von Barragan vor Anker gehen, und mußte von dort aus die Ladung durch sogen. Lichterschiffe nach der Stadt befördert werden. Aber auch diese konnten sich nicht unmittelbar dem Lande nahen, sondern mußten an den großen, weit in den Fluß hinausragenden Muelles, d. i. Schiffsdämmen, anlegen.

Aus diesem Grunde wurde in neuester Zeit die Anlegung eines neuen,

¹ Handbook of the River Plate etc. By M. G. and E. P. Mulhall, Proprietors and Editors of the Buenos Ayres „Standard“. Buenos Ayres 1885.

18. Leben in den Straßen von Buenos Ayres.

künstlichen, Hafens verfügt und begonnen. Dieser erstreckt sich südlich von Buenos Ayres in die Mündung (Boca) des Riachuelo, eines kleinen Fließchens, und ist unter dem Namen der „Boca del Riachuelo“ oder schlechtthin Boca bekannt. Nach seiner Vollenbung soll der Hafentanal 100 m Breite und 6,40 m Tiefe haben, so daß die größten Seeschiffe bequem einlaufen können. Freilich ist derselbe bis jetzt nicht so weit, und die Baggermaschinen dürfen noch viel arbeiten, bis er so weit sein wird. Die Auslagen des Jahres 1888—1889 für die Hafenarbeiten betrugen 400 000 Pesos, etwa 1½ Millionen Mark. Wie viel das ganze Werk verschlingen wird, weiß Gott.

Der Schiffsverkehr in den Jahren 1887—1888 wird officiell in folgenden Zahlen angegeben. Es liefen ein 1887: 33 305 Küstenfahrer und 936 überseeische Schiffe; 1888: 37 150 Küstenfahrer und 995 überseeische Schiffe. Es liefen aus 1887: 33 516 Küstenfahrer und 883 überseeische Schiffe; 1888: 36 852 Küstenfahrer und 977 überseeische Schiffe.

18. Leben in den Straßen von Buenos Ayres.

Das Leben in den Straßen von Buenos Ayres ist nicht immer dasselbe; es hat zu den verschiedenen Tageszeiten ein verschiedenes Gepräge. Anders ist es in den frühen Morgenstunden, anders in den späten und während des Tages, und wieder anders am Abend. Ein Spaziergang zu Fuß kann uns am ehesten einen Einblick in dasselbe gewähren.

Bemerken muß ich, daß in Buenos Ayres ein Priester und selbst ein Jesuit sich in den Straßen ruhig sehen lassen kann, ohne Furcht, irgendwie behelligt oder belästigt zu werden.

Für unsern Ausgang wählen wir am besten eine Zeit vor 9 Uhr, in welcher das Commercielle noch schläft und nur jener Verkehr bemerkbar ist, der sich auf die Bedürfnisse des häuslichen Lebens und häusliche Unternehmungen bezieht.

Wir nehmen zum Ausgangspunkt das Colleg del Salvador, das in der Callaostraße (Calle Callao) liegt. Gleich beim ersten Tritt auf das Pflaster fällt uns das außerordentlich geschäftige Leben auf, das, wenn es auch nicht der Bewegung verschiedener anderer Städte, wie London, Paris oder New York, gleichkommt, doch die Pulse einer zukünftigen Weltstadt verräth. Fußgänger und Wagen, Reiter, Tramways, Frachtkarren und Karossen ziehen, eilen, rennen, jagen die Straßen hinauf und hinunter. Wagen mit Brettern, Wagen mit Sand, Wagen mit Steinen, Wagen mit Balken, Wagen mit Schutt, welche sich unablässig folgen, lassen schließen, wie außerordentlich eifrig der Neu- und Umbau in der Stadt betrieben wird. Und in der That, zwischen den palastähnlichen Häusern mit ihren Sandsteinsäulen und Ertern, welche sich zahlreich die Straßen entlang erheben, sieht man die Trümmer

III. Buenos Ayres.

anderer, die sich inmitten ihrer stolzen Umgebung nicht mehr als ebenbürtig konnten blicken lassen. Man hat sie niedgerissen, und in Wälder werden sie neu und herrlicher aus ihrem Schutt erstehen.

Der Boden, auf den wir treten, lag vor einigen Jahren noch außerhalb des Häusercomplexes. Jetzt liegt er mitten in der Stadt. Draußen aber wächst die Stadt, soweit die Natur selbst nicht die Grenzen gezogen hat, nach allen Richtungen hin. Wie gewaltig die Baulust und das Baubedürfnis sind, das ergibt sich aus den wahrhaft fabelhaften Preisen, zu welchen die Hausplätze emporsteigen. 50 Pesos (200 Mark) für eine Quadratvara ist etwas Gewöhnliches. Ein Grundstück von 50 varas¹ Länge und gleicher Breite wird also $50 \times 50 \times 50 = 125\,000$ Pesos = 500 000 Mark kosten. Es gibt jedoch Plätze in den belebteren Theilen der Stadt, welche bei weitem höher, zu 100, 200 und mehr Pesos die Quadratvara veranschlagt werden, und von einem Herrn in der Straße Florida wurde mir mitgetheilt, daß ihm 800 Pesos für eine Quadratvara geboten wurden.

Doch gehen wir weiter; aber halten wir uns hübsch auf dem Trottoir. Zwischen den verschiedenen Wagen mit Baumaterial kommen andere, bald leichtere, bald schwerere, mit Speisevorräthen daher: Brodwagen, Fleischwagen, Bierwagen, Gemüswagen, Obstverkäufer zu Pferd (Fig. 26), Wasservagen. Letztere bringen klares Brunnen- oder Quell-Trinkwasser in die Stadt, während der große Wasserbedarf vermittelt Maschinen und Röhren in die Häuser befördert wird.

Hier ist eine Gruppe von Männern beschäftigt, das Straßenpflaster aufzureißen, welches durch den unaufhörlichen Verkehr gelitten hat; dort bewegt sich ein schwerer Wagen von Thür zu Thür, um den Kehricht, die Küchenabfälle und die sonstigen für den häuslichen Gebrauch nutzlos gewordenen Gegenstände aufzunehmen; da steht eine Anzahl von Italienern, welche mit ihren langstielligen Besen die Straße fegen, in der Tracht der Lazzaroni mit bloßen Füßen und aufgeschürzten Hosen. Merkwürdigerweise sind es zwei Nationalitäten, welche sich in die Reinhaltung der argentinischen Hauptstadt theilen, da die Kehrichtkärner sozusagen ausschließlich Spanier, die Straßenkehrer Italiener sind.

Während die Karren langsam dahinsrollen, kommen und gehen leichte Karossen raschen Laufes vorüber, Lohnkutschen, nett und glänzend lackirt und mit schmuken Pferden bespannt, und Herrschaftskutschen, fein und elegant, von englischen oder anderen Kennern der besten Rassen gezogen.

Jetzt kommt dort ein Reiter auf hohem Gaul und dort ein anderer, beide von gleicher Tracht. Die eigenthümliche Mütze mit dem breiten, flach auf dem Kopf aufliegenden Boden verräth uns den Vasken. Es sind muster-

¹ Die argentinische vara = 0,866 m.

18. Leben in den Straßen von Buenos Ayres.

giltige Typen aus der Zunft der Milchverkäufer von Buenos Ayres. Zwei gewaltige Blechbehälter hängen an der Seite der Pferde hernieder, und darüber liegt der zottige Schafpelz, welcher den köstlichen Inhalt gegen die Hitze der Sonnenstrahlen schützen soll.

Neben diesen Milchverkäufern zu Pferde, welche am frühen Morgen



Fig. 26. Obstverkäufer in Buenos Ayres.

zahlreich aus ihren „Tombos“ in die Stadt geritten kommen, gibt es noch andere, welche, um jeden Verdacht einer Fälschung abzuschneiden, die Melkkuh von ihrem Kalbe begleitet mit sich zur Stadt führen, und an Ort und Stelle die Milch frisch, wie sie von der Quelle kommt, ihren Kunden bieten.

Zwischen all dem bunten Leben hindurch bewegen sich regelmäßig in ihren eisernen Bahnen die schweren Tramways, welche theils in einfachen,

III. Buenos Ayres.

theils in doppelten Geleisen in fünf Linien die Straßen der Stadt durchschneiden. Beständig tönt das trompetende oder pfeifende Hörnchen der Kutscher und mahnt Fußgänger, Reiter und Wagen, die sich zufällig auf dem Geleise befinden, zum Ausweichen. Nicht immer jedoch gelingt es ihm sofort, freie Bahn zu gewinnen. Oft staut sich der Strom an dem Gegenstrom, und es dauert einige Zeit, bis das Gewirr der Wagen und Gespanne aller Art sich wieder aufgelöst und jeder seinen Weg gefunden hat.

Je mehr der Tag voranschreitet, desto mehr belebt sich die Straße. Um 10 Uhr ist auch das commercielle Leben in vollem Gang. Commis, Schreiber, Ladendiener, Buchführer — alles ist auf den Beinen.

Auf den Trottoirs der Straßen rennen und jagen sie aneinander vorüber. Keiner scheint den andern zu kennen, keiner sich um den andern zu kümmern; nur selten gewahrt man, daß zwei sich Begegnende einen Augenblick stille stehen, um einander zu begrüßen. Allein auch in diesem Fall ist es nur ein Wort, ein Händedruck, und schon schnurren sie weiter.

Man möchte sich fragen, was doch diese ungeheure Menge von Menschen und Wagen in Bewegung setzt? Gilt es einem Werke der Nächstenliebe? Gilt es sonst einer großen, edlen That? Gilt es der Kunst und der Wissenschaft? Gilt es Gott und dem Vaterland? Nichts von alledem. Die Feder dieses Getriebes liegt weder im Kopfe noch im Herzen der Masse, sie liegt in der Börse; sie liegt zum großen Theil in den niederen Trieben der Menschheit. Speculiren, Geld machen, in kurzer Zeit im Lande des Glücks sich ein großes Vermögen erjagen und dann in Muße und in vollem Maße die Freuden des Lebens genießen, das ist bei vielen das höchste, bei manchen das einzige Ideal, dem sie nachjagen.

Damit will ich jedoch nicht sagen, daß in Buenos Ayres Religion und Gottesfurcht daniederlägen, wir werden später das Gegentheil sehen; ich beziehe mich eben nur auf das Treiben in den Straßen der Stadt.

Wir sind nun an einer Stelle angekommen, wo zwei Straßen sich kreuzen. Wenn irgendwo, so häuft sich hier das Gedränge.

Bleiben wir also ein wenig stehen, um einen Blick in das bewegte Treiben hineinzuthun. Auffallen wird das nicht. Mancher andere, der den Tramway verfehlt hat, thut es auch, wenn er auf den nächsten warten muß.

Der Curiosität halber wollen wir einmal die Fahrzeuge zählen, die hier vorübergehen. Also die Uhr zur Hand.

Von vier Seiten zugleich kommen Wagen, Karren und Kutschen heran. Wir zählen und zählen. Jetzt habe ich 44 gezählt. Ich schaue auf die Uhr. Gerade sind vier Minuten vorüber. Also 11 Gespanne in der Minute.

Nahabei an der Straßenecke steht ein Polizist. Es ist nicht zufällig, daß wir denselben hier treffen. Die „Vigilantes“, wie sie das Volk nennt, sind an bestimmten Punkten aufgestellt, die sie nicht verlassen dürfen. Ihre

Aufgabe ist es, dem Publikum Schutz und Hilfe zu bieten. Stößt jemand auf der Straße ein Leid zu, hat er die Richtung verloren, braucht er einen Rath oder Aufschluß, so wendet er sich an den Vigilante, und er wird denselben immer zu seinem Dienste bereit finden.

Außer diesen an den Ort gebundenen Polizisten gibt es aber noch die berittenen „Sargentos“, deren Amt es ist, die einzelnen Polizeiposten zu überwachen. Ihnen liegt es zugleich ob, Vorfälle, welche eine rasche Erledigung verlangen und welche die Vigilantes nicht selbst hinterbringen können, der Obrigkeit zur Anzeige zu bringen.

Alle 6 Stunden ziehen die Posten ab, um durch andere ersetzt zu werden.

Aber jetzt Acht gegeben! Wir müssen auf die andere Seite der Straße hinüber, und bei einer solchen Gelegenheit ist immer Gefahr vorhanden, mit einem der vorüberjagenden Gespanne in unangenehme Berührung zu kommen.

Das rege Leben dauert fort bis abends 7 Uhr. Nichts hemmt es in seinem Lauf, selbst die Leichenzüge nicht, denen man häufig in den Straßen begegnet. Da kommt eben ein solcher aus der Ferne und nähert sich uns, voran der mit schwarzen, goldbetroddelten Draperien verhängte Leichenwagen. Vier schwarze, mit Trauerschabracken bekleidete Kasse, auf deren Kopf die hohen schwarzen Federwedel nicken, ziehen denselben. Dann folgt das Trauergeleite in einer langen Reihe von glänzenden Trauergespansen.

Da muß man wohl eine vornehme Leiche zu Grabe bringen, dachte ich bei mir selbst, als ich zum erstenmal mit einem solchen Zuge zusammentraf. Doch ich hatte mich geirrt, es war ein Alltagsbegräbniß. Wie ich später erfuhr, pflegen auch die Aermsten in solchem Aufzug ihren Todten zum Gottesacker zu folgen, indem ihnen die Behörde die Wagen zur Verfügung stellt. Ich dachte an die Begräbnisse daheim, die so schlicht und einfach dahinziehen, wobei aber sicher mehr für die Seelenruhe des Todten geschieht, als hier in diesen schmucken Karossen. Auch fragte ich mich: wenn so die Armen begraben werden, welchen Glanz mögen dann erst die Reichen bei den Begräbnissen ihrer Angehörigen entfalten?

Doch, wie gesagt, das Publikum nimmt wenig Notiz von dem schwarzen Zug; die Karren kollern, die Wagen rollen, die Kutscher auf den Tramways blasen ihre Signale und die geschäftige Menge auf den Trottoirs jagt voran, vor wie nach, und kümmert sich um den Todten nicht.

Im Vorübergehen ist es interessant, auch einen Blick in die Werkstätten und Magazine zu thun, welche meist großartig angelegt sind und von der Straße aus einen weiten Blick in das Innere gestatten. Die, welche sich auf Bau- und Bildhauerkunst beziehen, sind mir durch ihre Zahl und Ausdehnung besonders aufgefallen.

Zwischen den Häusern hindurch sieht man mitunter durch einen verhältnißmäßig schmalen Eingang auch einen weiten, mit Körben voll Früchten

III. Buenos Ayres.

und Gemüse, mit Fleisch, Geflügel zc. besetzten Platz. Es ist ein Marktplatz, der sich hinter den Gebäuden versteckt. Bis zum Jahre 1859 gab es in Buenos Ayres nur einen einzigen, im Jahre 1874 bestanden schon sechs, 1885 zwölf Marktplätze, und unterdessen ist die Zahl derselben aufs neue gewachsen.

Unter den vielen großartigen Gebäuden sticht ein Typus hervor, welcher durch seine Erker und Vorwerke ein schloßähnliches Aussehen bekommt und welcher überdies noch vor den anderen Häusern sich durch ein schräg abfallendes Schieferdach auszeichnet. Derselbe wiederholt sich an verschiedenen Orten, und ich schließe daraus, daß die betreffenden Gebäude öffentliche Anstalten sind. Wir wollen diesen Typus im Gedächtniß behalten.

Mit dem Abend verschwinden die Karren und Wagen von den Straßen; die Kutschen und Tramways aber gehen noch immer ihren Gang. Galt es den Tag über der Arbeit und dem Erwerb, so jagt man jetzt dem Vergnügen nach. In der Calle Florida, der reichsten Straße von Buenos Ayres, versammelt sich das junge Volk und wandelt im Scheine von Hunderten von Gaslampen auf und nieder.

Später wird auch diese Straße einsamer. Man eilt in die Theater, die Clubs, welche bis tief in die Nacht offen stehen. Dann werden auch sie geschlossen; nach einem Tag, getheilt zwischen Mühen und Kurzweil, sucht jeder die Ruhe. Alles gibt sich dem Schlummer hin; nur zwei sind es, die noch wachen: die Sorge und das Laster.

Man hatte mir gesagt, ich werde in Buenos Ayres nicht schlafen können. Und in der That, das Rollen der Räder, das Rasseln der Wagen, das Traben der Hufe war auch in der Nacht so geräuschvoll und ununterbrochen, daß ich mich lebhaft in die Tage des französischen Krieges und mitten in das Gelärm der Pariser Hochstraßen versetzt glaubte. Der gute Freund Schlaf hat mich aber deshalb doch nicht im Stiche gelassen, und vielleicht war es gerade das Anhaltende des Lärmes, was mich denselben in Ruhe genießen ließ.

19. Die Bevölkerung von Buenos Ayres.

Wer einen Spaziergang durch die Straßen von Buenos Ayres macht, dem ist Gelegenheit geboten, ein interessantes Studium anzustellen. Es begegnen ihm daselbst Typen der verschiedenartigsten Nationalitäten: Argentinier, Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer, Deutsche, Belgier, Portugiesen und seit einiger Zeit selbst Maroniten. Der englische und deutsche Typus verräth sich leicht; schwerer ist es, Franzosen, Spanier, Portugiesen und Argentinier auseinanderzuhalten. Bezüglich der letzteren glaubte jemand eine charakteristische Eigenthümlichkeit entdeckt zu haben. P. Brugier machte mich aufmerksam, daß besonders die Gesichtszüge der Kinder Uruguay's

19. Die Bevölkerung von Buenos Ayres.

runder und gedrungener als die der argentinischen seien. Am häufigsten unter allen ist übrigens der italienische Typus.

Die große Mannigfaltigkeit der in Buenos Ayres vertretenen Nationalitäten hat ihren Grund in der fabelhaften Anziehungskraft, welche die argentinische Hauptstadt bis vor der jüngsten Katastrophe auf jene übte, die schnell reich zu werden wünschten. Aus aller Herren Länder kamen sie zu Tausenden, um an den Ufern des Silberstromes ihr Glück zu suchen, und die Zahl derer, die es glaubten gefunden zu haben, zog eine noch größere Masse von solchen nach, die es noch zu finden hofften. So wuchs mit jedem Jahre der mächtige Strom, der, einer Völkerwanderung ähnlich, sich von Europa in der Richtung nach Buenos Ayres ergoß. Jetzt freilich ist, wie oben bemerkt, ein Rückschlag eingetreten.

Begonnen hat die Einwanderung, wie schon gesagt, eigentlich erst seit dem Sturze des Dictator Rosas, jenes Tyrannen, der durch sein eisernes Regiment die Republik so viele Jahre lang niedergehalten hat. Von da aber erfolgte die Einwanderung in steigender Progression bis 1889.

Im Jahre 1857 waren es	4 951	Einwanderer.
" " 1867	" "	17 046
" " 1877	" "	28 798
" " 1882	" "	51 208
" " 1883	" "	63 243
" " 1884	" "	77 865
" " 1885	" "	108 707
" " 1886	" "	112 409
" " 1887	" "	120 842
" " 1888	" "	177 267

Die Einwanderer des Jahres 1888—1889 kamen in 652 Dampfern. Davon waren 294 englische, 128 französische, 102 italienische, 82 deutsche, 27 belgische, 19 spanische. Es befanden sich unter ihnen: 75 019 Italiener, 25 495 Spanier, 17 105 Franzosen, 3201 Belgier, 2333 Oesterreicher, 1536 Deutsche, 1479 Schweizer, 1426 Engländer, 512 Russen, 200 Dänen, 200 Portugiesen.

Im Jahre 1887 betrug die Zahl der Einwanderer allein in den letzten sechs Monaten 75 034. Der Zuwachs an Bevölkerung, welcher auf diese Weise der argentinischen Republik neben den Geburten jährlich zu gute kam, übertraf nach dem Urtheil von Sachverständigen den der Vereinigten Staaten und ward nur durch jenen Australiens übertroffen.

Bemerkenswerth ist, daß z. B. im Jahre 1888 die Zahl der eingewanderten Männer jene der Frauen um das 3fache, und die der Kinder sogar um das $5\frac{1}{2}$ fache übertraf. Ebenso hat man beobachtet, daß die Menge der ledigen Personen das Doppelte der Verheirateten beträgt. Grund dieser Erscheinung ist der Umstand, daß bei den Einwanderungen zuerst die

III. Buenos Ayres.

unverheirateten und verheirateten Männer vorausgehen. Diese verdienen sich dann zuerst etwas Geld, mit dem sie die Familie zu Hause unterhalten und zugleich die Kosten der Ueberfahrt für dieselbe bestreiten. Erst dann kommen die übrigen Glieder der Familie nach.

Was nun aber die Einwohnerzahl von Buenos Ayres selbst angeht, so wird dieselbe für verschiedene Jahre in folgender Weise angegeben:

Im Jahre 1580 . .	60 Einwohner.	Im Jahre 1852 . .	76 000 Einwohner
" " 1744 . .	10 223 "	" " 1864 . .	164 000 "
" " 1770 . .	22 007 "	" " 1869 . .	177 000 "
" " 1778 . .	24 205 "	" " 1873 . .	214 000 "
" " 1801 . .	40 000 "	" " 1874 . .	220 000 "
" " 1810 . .	55 000 "	" " 1875 . .	230 000 "
" " 1823 . .	70 000 "	" " 1883 . .	310 000 ¹ "

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß das Wachsthum von Buenos Ayres in zwei Perioden einen ganz unverhältnißmäßigen Aufschwung genommen hat: das eine Mal in den Jahren zwischen 1852 und 1864, also unmittelbar nach dem Falle Rosas'; das andere Mal zu Anfang der achtziger Jahre, d. h. nach der Erhebung von Buenos Ayres von einer Provinzial- zur Landeshauptstadt.

Betrachtet man das Mischungsverhältniß der in den letzten 30 Jahren, 1857—1888, in Buenos Ayres eingewanderten Elemente ², so wird dasselbe durch folgende Zahlen ausgedrückt:

Italiener	646 086	oder 62,25 %
Spanier	144 654	" 14,61 %
Franzosen	91 759	" 9,27 %
Engländer	22 952	" 2,31 %
Schweizer	18 072	" 1,82 %
Oesterreicher	16 768	" 1,68 %
Deutsche	15 645	" 1,56 %
Verschiedene	26 985	" 2,73 % ³

Danach ist klar, daß das italienische Element unter den Eingewanderten bei weitem das Uebergewicht behauptet. Und da zu gleicher Zeit die jähr-

¹ Einige Autoren greifen die Zahlen von 1870 an etwas höher, als sie oben angegeben sind.

² Das Verhältniß des gesammten fremdartigen Elementes zur eingeborenen Bevölkerung stellt sich wie 17 : 83.

³ Die obigen Zahlen sind aus dem Tablet (13. April 1889) genommen. Die Totalsummen stimmen nicht; sie sind deshalb weggelassen. Desgleichen stimmen die Procentfäße nicht genau mit den gegebenen Zahlen. Für das Jahr 1889 wurde das Verhältniß der Einwanderer officiell annähernd in folgenden Zahlen angegeben: Italiener 60 %, Spanier 19 %, Franzosen 13 %, Belgier 2 %. Die übrigen 6 % vertheilen sich auf verschiedene Nationalitäten.

19. Die Bevölkerung von Buenos Ayres.

lichen Geburten unter den Italienern verhältnißmäßig weit zahlreicher sind als bei den Argentinern und auch bei den anderen im Lande ansässigen Nationalitäten¹, so wollen manche in diesem Umstande eine Gefahr für den ruhigen Fortbestand der Republik erblicken. Inwiefern diese Gefahr vorhanden, läßt sich wohl schwer absehen.

Im allgemeinen wird von den Italienern gesagt, sie seien arbeitsam, nüchtern und genügsam, und zwar mit Recht, und von den meisten kann man beifügen, daß sie gute, eifrige Katholiken sind, besonders wenn dieselben aus dem Norden Italiens, aus Südtirol, aus der Lombardei oder dem Venetianischen stammen. Allein im übrigen haben dieselben eine große Aehnlichkeit mit dem Lande, in dem sie geboren sind. Der italienische Boden ist fruchtbar und ergiebig; allein er ist zugleich revolutionär und hat seine Vulkane. Der durch die geheimen Gesellschaften in der Bevölkerung Italiens genährte revolutionäre Sinn hat eine furchtbare Verbitterung in den Gemüthern eines großen Theiles derselben und vielfach einen wahrhaft fanatischen Haß gegen alles Religiöse hervorgebracht. Die Vorkämpfer des Unglaubens haben ihre Sache gut angefaßt. Indem sie dem Volke die Einheit Italiens als das höchste erstrebenswerthe Ideal vorhielten, gelang es ihnen, eine der edelsten und zugleich mächtigsten Leidenschaften des menschlichen Herzens, die Vaterlandsliebe, zu ungeahnter Glut zu entflammen, und indem sie dann die erregte Menge, und besonders die für das große Ziel schwärmerisch begeisterte Jugend, darauf hinwiesen, wie Rom allein das Hinderniß ihres erhabenen Problems sei, wußten sie dieselben mit dem bittersten Ingrimme zunächst gegen den Heiligen Stuhl und dann gegen alles Religiöse zu erfüllen.

Bis zu welchem Grade dieser Ingrimme in manchem Italiener gediehen, davon möchte ich ein Beispiel aus der Provinz Rio Grande do Sul erzählen. Wie bekannt, gibt es in dieser Provinz mehrere sehr blühende italienische Kolonien. Dieselben hatten lange Zeit jeder geeigneten Seelsorge entbehrt, als eine noch junge geistliche Genossenschaft sich großmüthig der Verlassenen annahm. Der erste Erfolg war ein ausgezeichnete; ein überaus reges religiöses Leben entfaltete sich unter den italienischen Kolonisten. Der General der jungen Genossenschaft, ein ehrwürdiger Greis von 80 Jahren, wollte sich an Ort und Stelle vom Wirken seiner geistigen Söhne überzeugen und machte die weite Reise übers Meer. Kaum war er angekommen, als er auch schon seine ganze, ihm noch zu Gebote stehende Kraft einsetzte, seinen Landsleuten nützlich zu sein. Der Bischof von Porto Alegre hatte ihn ermächtigt, das heilige Sacrament der Firmung zu spenden. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich das

¹ Man rechnet in Argentinien jährlich auf je 1000 Italiener 60 Geburten, auf 1000 Franzosen 49, auf die gleiche Anzahl Spanier 39, Argentinier 19.

religiöse Leben in voller Blüte: in Massen strömte das Volk zum Beichtstuhl herbei, und der alte, gebrochene Mann half, was er konnte.

Das verdroß die „Drei-Punkte-Brüder“, und sie überlegten, was zu thun sei. Am 15. Mai wurde getrunken und gedroht. Am folgenden Tage, als der P. General, begleitet von mehreren Männern, zur Kirche ritt, erschien ein Glender zu Pferd, die Wurfschlinge in der Faust, und ritt ihm entgegen. Auf 8—10 Schritte Entfernung warf er den Lasso, mit der unverkennbaren Absicht, den Greis durch die Straßen des Ortes zu Tode zu schleifen. Glücklicherweise glitt der Strick an dem Regenschirm aus, den einer der Begleiter über den Bedrohten hielt. Doch stand das Ungeheuer damit nicht von seinem Vorhaben ab, sondern holte zum zweitenmal aus, und er würde seine teuflische That ausgeführt haben, hätte nicht ein beherzter Italiener ihn daran verhindert. Einige Messerstiche waren der Lohn dafür; aber damit war auch die Scene zu Ende. Ein Schrei des Entsetzens ging durch die Kolonie. Die allgemeine Ueberzeugung sprach sich dahin aus, die That sei von den Geheimbühlern ausgegangen, und hätten nicht gerade die, welchen die verruchten Anschläge galten, den Sturm beschwichtigt, die aufgeregte Menge hätte die Häuser der Schuldigen dem Erdboden gleich gemacht.

Allermärs, wo die Italiener sich in Masse niederlassen, tauchen alsbald Freimaurerlogen von der vorgeschrittensten Richtung auf. In Montevideo gibt es deren, soweit mir bekannt, eine Anzahl, welche alle in einem dem Christenthum feindlichen Sinne thätig sind. Will man den Geist derselben charakterisiren, so braucht man nur zu sagen, daß Garibaldi ihr Ideal und Abgott ist.

Eine der italienischen Logen trägt den Namen Garibaldi's. In dieser spielte sich kurz nach dem Tode des alten Agitators eine Katastrophe ab, die vielleicht nicht allgemein bekannt ist. Gegen 500 Personen hatten sich, manche aus bloßer Neugierde, am 11. Juni 1882 in derselben versammelt, den Tod Garibaldi's zu feiern. Ein mächtiger, reich verzierter Katafalk war aufgeschlagen, und zahlreiche Lichter brannten umher. Durch einen Zufall fiel ein Licht auf eines der Ziertücher und dieses fing Feuer. Es war eine Kleinigkeit, und mit etwas Ruhe konnte der Brand rasch gelöscht werden. Allein es entstand Verwirrung; man schrie: „Feuer! Feuer!“ und stürzte nach der Treppe, die durch eine Thüre auf die Straße führte. Die Ersten gelangten hinaus, dann schloß sich die Thüre, während sich hinter derselben ein Menschenknäuel häufte: Männer, Frauen und Kinder. An ein Oeffnen der Thüre von innen war nicht mehr zu denken, und als es endlich glückte, dieselbe mit Beilen von außen zu erbrechen, da zog man 20 Tode und gegen 70 mehr oder minder schwer Verletzte aus dem Knäuel hervor. Bei dem Leichenbegängniß, das zwei Tage später stattfand, erschienen die Abgeordneten von zwölf Freimaurerlogen mit Akazienweigen geschmückt.

19. Die Bevölkerung von Buenos Ayres.

Etwas später lief ein Schiff mit der Statue Garibaldi's im Hafen von Montevideo ein. Dieselbe sollte auf öffentlichem Plage aufgestellt werden. Jedoch das geschah nicht; mitten im Hafen versank das Schiff mitsammt der Statue.

Wir werden den Italienern in der Folge noch öfter begegnen. Nach denselben sind die Spanier am stärksten unter den Einwanderern von Buenos Ayres vertreten, und unter den Spaniern die Vasken, die uns schon früher begegnet sind. Kein Nationaltypus fällt in den Straßen der Stadt mehr ins Auge, als diese Kinder aus dem Nordostwinkel Spaniens. Die Vasken sind ein in jeder Beziehung merkwürdiges Volk. Ihr Ursprung ist unbekannt, und die Geschichtsforschung hat bis jetzt nicht vermocht, ihnen im Völkerstammbaum einen bestimmten Platz anzuweisen.

Chemals Herren von ganz Spanien und über ganz Spanien verbreitet, wurden sie nacheinander von verschiedenen eroberungsfüchtigen Völkern: Kelten, Carthagern, Römern und Goten, bekriegt und zwar zurückgedrängt, aber nicht unterworfen. Dem Kreuze allein beugten sie ihren Nacken, und in die Berge, welche jetzt ihre Heimat sind, retteten sie ihre Freiheit, ihren Glauben, ihre Sitten und ihre Euscara, d. i. jene seltsame, mit keiner andern Zunge der europäischen Völkerfamilie verwandte Sprache, die sie selbst die Sprache der Engel nennen. Hat der Vaske sich nicht bereits den Gewohnheiten seiner Umgebung anbequemt, oder trägt er nicht mit Rücksicht auf ein höheres Fest eine feinere Kleidung, so erkennt man ihn auch in der Fremde sofort an seiner Boina, jener eigenthümlichen, blauen, ganz aus Schafrwolle gewirkten, filzähnlichen Mütze, welche federleicht sich über dem Kopfe wölbt, jede Gestalt annehmen kann, und in welcher der Vaske Schnupftuch und Kamm mit sich zu führen pflegt. Diese Boina, sowie ein Paar weite, meist gestreifte Hosen und ein dunkles Tuchwamms oder eine bunte Blouse, sind die Alltagsracht des Vasken, und aus dieser Uniform schaut er gutmüthig und vergnügt in die Welt.

Ganz Kinder der Natur, suchen die Vasken zum großen Theil ihren Verdienst auch nur in den Erträgnissen derselben. Draußen vor der Stadt haben sie ihre Viehzucht, ihre Lompos, ihre Gemüsegärten 2c., und von da bringen sie täglich ihre Milch (Fig. 27) und Felderzeugnisse herein zum Verkauf, und wenn der Erlös auch kein außerordentlicher ist und ihnen keine Aussicht gibt, über Nacht reich zu werden, so ist er doch stetig und groß genug, um ihnen wenigstens nach und nach zu einem anständigen Vermögen zu verhelfen. Daß es unter den Vasken recht wohlhabende Leute geben muß, schließe ich beispielsweise daraus, daß dieselben in Montevideo aus ihren Mitteln eine eigene Kirche erbaut, welche zu den schönsten der Stadt zählt.

Bereits wurde angedeutet, daß auch eine Anzahl Maroniten sich in Buenos Ayres niedergelassen. Wie man mir versicherte, soll sich die Zahl derselben auf einige Tausend belaufen.

III. Buenos Ayres.

In neuerer Zeit haben auch die Muselmänner zu wandern angefangen, und schon haben sich mehrere derselben dem La Plata zugewendet¹. Kurz, Buenos Ayres gewinnt immer mehr das Buntstüdige der Weltstädte. Die Regierung nimmt alles an, was unter den Begriff Mensch fällt², woher es auch kommen möge, und sucht ihren Gästen den Aufenthalt im Lande so erträglich und angenehm zu machen als möglich. Immer wird hie und da über schlechte Beforgung der Einwanderer geklagt, und dieselbe kommt vor; allein dies liegt nicht in den gesetzlichen Bedingungen, welche die Einwanderung regeln, sondern in der mangelhaften Ausführung derselben. Was insbesondere die Gewissensfreiheit angeht, so ist man so sehr darauf bedacht, sie den Fremden zu sichern, daß man um ihrethwillen keinen Anstand nimmt, den Landeskindern die schwersten Opfer aufzulegen. Hiervon ein Beispiel.

Die Argentinier sind katholisch. Nach der neuesten amtlichen Schätzung beträgt die Gesammtheit der Andersgläubigen, Türken, Ungläubige und etwa 360 Juden mitingerechnet, ca. 2 Procent der Bevölkerung. Da die Protestanten sich jederzeit nach dem Gesetz vor ihrem Prediger verehelichen konnten, so bleibt höchstens noch ein Procent, das sich aus Juden und Ungläubigen recrutirt. Und diesem einen Procent zulieb hat man seit April 1889 die obligatorische Civilehe eingeführt, ohne sich um die 98 Procent zu kümmern, die dagegen protestiren³.

Diese Thatsache dürfte zeigen, in welchem Fahrwasser die Regierung

¹ Im Monat August des Jahres 1889 lief im Hafen von Rio de Janeiro ein französisches Schiff mit Türken ein, welche um jeden Preis ans Land gehen wollten. Da dieses ihnen verwehrt wurde, fingen sie zu revoltiren an und drohten, das Schiff in Brand zu stecken, so daß es nöthig war, sie durch eine Abtheilung von Marine-soldaten an Ausschreitungen zu hindern. Die Regierung wußte nicht, was anfangen, conferirte mit dem französischen Gesandten und gab den 10 Individuen, deren Pässe in Ordnung waren, Erlaubniß, sich auszushippen. Die anderen mußten nach dem Süden gehen. Nachträglich stellte es sich heraus, daß dieselben zwar türkische Unterthanen, aber Christen des griechischen Bekenntnisses waren.

² In der Constitution der Republik heißt es (Art. 25): „Die Bundesregierung wird die europäische Einwanderung fördern und kann sie nicht beschränken, nicht begrenzen, noch durch irgend eine Auflage die Einwanderung der Fremden in das argentinische Territorium erschweren, falls dieselbe zum Zweck hat, das Land zu bebauen, die Industrie zu verbessern und Kunst und Wissenschaft einzuführen und zu lehren.“

³ Was das Volk von der Civilehe denkt, geht aus folgenden Thatsachen hervor: In Buenos Ayres wurden in zwei Districten, in welchen voriges Jahr in einem Monat 150 Ehen waren abgeschlossen worden, dieses Jahr im selben Monat nur zwei abgeschlossen. In dem außerhalb der Hauptstadt gelegenen Gebiete der Provinz aber, welches 200 000 Einwohner zählt, wurden im Monat April nur 14 Civilehen eingegangen. Noch mehr tritt der Widerwille gegen die Civilehe in den Grenzgebieten der Republik zu Tage; dort begibt man sich in die Nachbarländer Bolivien und Uruguay, um sich kirchlich trauen zu lassen.

19. Die Bevölkerung von Buenos Ayres.

fährt. Auf welches Ziel sie lossteuert, das deuten andere an. Noch im Laufe dieses Jahres (1889) wurde von der Gesundheitscommission (Comision de Higiene) in Buenos Ayres allen Ernstes vorgeschlagen: 1. der Gebrauch des Weihwassers in den Kirchen solle verboten sein, da durch denselben Krankheiten übertragen werden könnten; 2. man solle bestimmen,

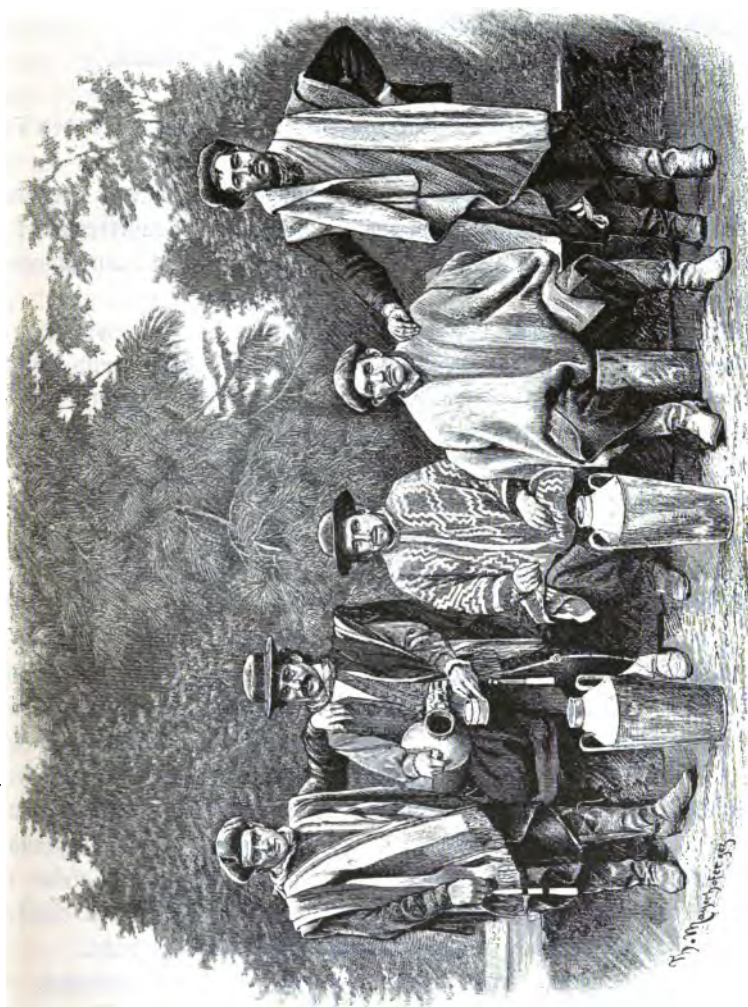


Fig. 27. Milchverkäufer in Buenos Ayres.

daß die Glocken nicht länger als fünf Minuten dürften geläutet werden; 3. jeden Tag solle ein Arzt an der Thüre der Schulen und Collegien die ein- und ausgehenden Kinder überwachen, um sich zu überzeugen, ob keine Hautausschläge oder sonstigen Krankheitsanzeichen vorhanden seien. Ob das nicht Fortschritt ist!

20. Santa Lucia. — Santa Felicitas.

„Morgen geht es nach Santa Lucia“, sagte mir gleich an einem der ersten Tage P. Rector. „Ich muß dort die Messe lesen. Wenn Sie wollen, können Sie mich begleiten. Um 6 Uhr steht der Wagen bereit. Gegen 9 Uhr werden wir wieder zurück sein.“

„Es ist also Fest in Santa Lucia?“ fragte ich.

„Zarwohl, und Sie werden viel Volk zu sehen bekommen.“

Die Gelegenheit war günstig, und ich griff zu.

Am andern Morgen um 6 Uhr fanden wir die Kutsche vor der Thüre und stiegen ein, P. Rector, P. Brugier und ich.

Wir fuhren etwa $\frac{3}{4}$ Stunden, bis wir an Ort und Stelle kamen. In den Straßen war es schon lebendig. Milch- und Wasserverkäufer sah man vereinzelt, und die Probiant- und Schuttwagen gingen ihren schlendern-den Gang.

Noch waren wir weit von der Kirche entfernt, da sahen wir schon die Straßen bis in die fernste Perspective mit zahllosen Bogen und Wimpelfähnchen geschmückt. Als wir näher kamen, konnten wir drei sich abwechselnd folgende Arten von Bogen unterscheiden. Zuerst kam eine Art von Triumphbogen, welche mit Grün geziert war; dann ein Bogen mit Gasvorrichtungen zur abendlichen Beleuchtung; dann ein dritter, von welchem die bunten Wimpelfähnchen herniederflatterten. Alle folgten sich in gleichen Abständen und zogen sich in dieser Abwechslung 20 Quadras die Straße hinab.

Nebenher auf den Trottoirs wallen vereinzelt oder in Gruppen die Andächtigen. Je mehr wir uns der Kirche nahen, desto größer wird ihre Menge: Männer, Frauen, Kinder, vornehme Damen und arme Mütterchen, schlichte Arbeitstöchter und feingekleidete Fräulein, alles in buntem Gemisch. Die einen gehen, die anderen kommen, ein wahres Ameisengewimmel. Jetzt sind wir in der unmittelbaren Nähe der Kirche angelangt. Hier sind zahlreiche Buden aufgeschlagen, in welchen zumeist Gegenstände der Andacht: Medaillen, Bilder u. dgl., aber auch andere Kleinigkeiten und besonders verschiedenartige Ledereien für die fröhliche Kinderwelt feilgeboten werden. Parussells und Schaubuden fehlen natürlich auch nicht.

Die Kirche Santa Lucia ist neu und noch nicht ganz vollendet.

Wir treten ein und begeben uns nach der Sacristei. Der Pfarrer, welcher zugleich Generalvikar ist, empfängt uns mit der größten Liebenswürdigkeit. Der gute Herr hat heute einen heißen Tag.

In der geräumigen Sacristei sitzen ringsumher eine Reihe von Priestern: Weltpriester und Ordenspriester der verschiedenen Denominationen, welche, die einen ihr Brevier, die anderen die Vorbereitungsgebete zur heiligen

Messe beten. Alle warten auf den Moment, daß einer von den Altären für sie frei werde, an welchem jetzt andere die Messe lesen.

Der Generalvikar geht ab und zu, ordnet und regelt, wobei er sich mit Geläufigkeit verschiedener Sprachen bedient.

Nun kommt auch an mich die Reihe. Als ich aus der Sacristei trete und mich nach dem Hochaltar begeben will, finde ich denselben vollkommen belagert, und es ist nöthig, verschiedene Schwenkungen und Biegungen zu machen, um an denselben zu gelangen. Wie es drunten im Schiff der Kirche aussah, war jetzt nicht die Zeit zu sehen.

Am Altar hingen wohl Tausende von kleinen Botibgegenständen, die aus der alten Kapelle hierhergebracht worden waren und die — man sah es ihnen an — meist von ärmeren Leuten herrührten.

Nachdem wir die heilige Messe gelesen und die Dankagung beendet hatten, wurden wir in einen Seitenraum geführt, in welchem den Priestern eine kleine Stärkung servirt wurde.

Jetzt erst erfuhr ich, welche Verwandtniß es mit dem Feste der hl. Lucia hat. In der Nähe der jetzigen Kirche steht eine verfallene Kapelle, welche seit 160 Jahren ein bevorzugter Andachtsort des gläubigen Volkes war. Vor der Statue der hl. Lucia pflegten sie daselbst ihre mannigfachen Herzensangelegenheiten auszusprechen, und Tausende von Botibgegenständen bezeugten, wie viele Bittsteller der Fürbitte der Heiligen die Erhörung ihrer Gebete zuschrieben.

Die Andacht zur hl. Lucia hatte von Jahr zu Jahr zugenommen, und zuletzt war das Fest derselben zu einem wahren Volksfest geworden, was es noch heute ist.

Der elende Zustand, in welchen die Kapelle schließlich gerathen war, und die Verehrung, welche das gute Volk der Heiligen noch immer bewahrt hat, veranlaßten den Bau einer neuen Kirche zu Ehren der Heiligen, in welche man die alte, ehrwürdige Statue übertrug. In der Mitte der Kirche steht sie heute auf einer Erhöhung, schön geschmückt zwischen Blumen und Grün, und um sie her drängt sich die gläubige Menge.

P. Brugier, welcher sich durch diese den Weg zum Altare bahnen mußte, erzählte mir nachher, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte. Voran schritt der Küster, alles versuchend, den Durchgang zu erzwingen. „Aufstehen! Platz machen!“ rief er den Knieenden zu und suchte voranzukommen. Aber sein Rufen hatte wenig Erfolg, und wenn er einen Schritt weiter kam, so stellten sich im nächsten Augenblick dieselben Hindernisse ein. „Ei, so steht doch auf und macht Platz, daß der Pater durchkann!“ Wieder dieselbe Wirkung. Es war eben kein Platz da, um Platz machen zu können. Der gute Küster war trostlos. „Qué gente!“ sagte er, halbverzweifelt den Kopf schüttelnd, „no dejan pasar el padre!“ (Was für Leute! Lassen den

Vater nicht durch!) Aber was half es? er mußte voran. Es dauerte eine Zeit, bis er endlich Fußbreite um Fußbreite den Durchmarsch bis zum Altare bewerkstelligt hatte.

Als wir die Kirche verlassen wollten, sahen wir an allen Ein- und Ausgängen hier Herren, dort vornehme Damen, welche Gaben für die noch unbollendete Kirche sammelten. Wirklich! die verstehen es, zu betteln und den Vorübergehenden eine süße Gewalt anzuthun, und — zum Lobe der letzteren sei es gesagt — diese verstehen es auch, zu geben: Berge von klingenden Münzen und Papierscheinen liegen bereits auf dem Teller gethürmt. Wie vielmal mögen dieselben schon geleert worden sein und wie vielmal noch geleert werden? Denn der Andrang dauert fort, und die, welche gehen, werden durch ebenso viele, die kommen, ersetzt.

Neben der Kirche hat man überdies noch einen Bazar veranstaltet, in welchem zahllose Gewinne, lauter Gaben frommer Personen oder Familien, jetzt zur Beschauung und später zur Verloosung ausgestellt sind. Der Ertrag der Verloosung ist für den Ausbau der Kirche bestimmt, welche, von Anfang an ganz von Almosen gebaut, auch nur durch Almosen soll vollendet werden. Wir hatten kaum die Straße erreicht, als sich uns ein spanischer Cavalier beigesellt, der P. Rector sehr bekannt sein mußte, denn er unterhielt sich vertraulich mit ihm.

Wir gingen diesmal eine Strecke zu Fuß und ließen den Wagen warten. In einiger Entfernung von der Kirche machte man mich auf die ursprüngliche Kapelle der hl. Lucia aufmerksam — ein kleines Häuschen, von wenig Metern Länge, an welches man mit der Zeit noch eine Vorhalle gebaut hatte. Jetzt ist das Ganze nur noch eine Ruine. Vor derselben fanden wir eine Bande Militärmusik aufgestellt, welche das Fest durch ihr Spiel verherrlichen sollte. Es ist nicht die einzige, welche zu diesem Zwecke fungirt.

Zum Lobe der argentinischen Regierung muß man sagen, daß dieselbe für Volksfeste, auch wenn dieselben religiöser Natur sind, noch etwas übrig hat. Und so hat sie z. B. auch zu dem Feste der hl. Lucia das Ihre beigetragen, indem sie allein für die abendliche Gasbeleuchtung 4000 Pesos (gegen 16000 Mark) bewilligt hat.

Um die Musik hat sich eine große Gruppe von Menschen geschaart, welche in fröhlicher Feststimmung dem Spiele lauschen. Es ist überhaupt ein äußerst gemüthlicher Ton, welcher in diesem Gewühle von Menschen herrscht. Friedlich und brüderlich wallen sie nebeneinander wie Kinder einer Familie, die Reichen und die Armen, die Alten und die Jungen. Nichts von Leichtfertigkeit, nichts von Leidenschaftlichkeit, nichts von naserümpfendem Uebermuth bemerkt man da. Wie verschieden sind doch diese Feste von den lärmenden Festen der Welt, bei welchen die Leidenschaft herrscht und Gott vergessen ist, der Reiche alles und der Arme eine Null ist, wo die Selbstsucht breit an dem Tische sitzt und die Nächstenliebe keinen Platz hat.

Aber was wollen doch diese Kinder, die eben zu uns hergelaufen kommen? „Padre! una medallita!“ — „Ihr wollt eine Medaille haben?“ — „Nein, wir wollen eine verkaufen.“ Die Kinder sind gut, ja vornehm gekleidet; zu welchem Zweck könnten sie Medaillen verkaufen wollen? Wohl!



Fig. 28. Die Kirche Santa Felicitas in Buenos Ayres.

zum Besten der Kirche. So wenigstens dachte ich mir; oder sollte es sich etwa um ein kleinliches Privatinteresse handeln? Wir lenkten jetzt unsere Schritte von der Hauptstraße ab und gelangten in eine Quinta. Was wird es denn hier zu sehen geben? Die Kirche Santa Felicitas (Fig. 28).

III. Buenos Ayres.

In der That, nahebei erhebt sich eine prächtige, noch ganz neue Kirche in modernem Stile. Der schöne, umgitterte Vorplatz und die herrliche Fassade, aus deren Mittelnische das Bild des göttlichen Herzens mild herniederblickt, verrathen, daß bei dem Bau derselben nichts gespart worden ist.

„Aber eine so prachtvolle Kirche auf Privateigenthum? Wie erklärt sich dies?“

„Das hat allerdings seine eigene Bewandtniß“, versetzte mir P. Rector.

„Das Nähere sollen Sie sogleich erfahren.“

Unterdessen hatte sich unser Begleiter entfernt, um den Schlüssel der Kirche zu holen.

„Da haben Sie einen echten spanischen Cavalier,“ bemerkte mir P. Rector, „katholisch bis ins Mark hinein. Haben Sie nicht beobachtet, daß ihm ein Arm fehlt?“

„Gewiß habe ich das.“

„Nun, sehen Sie, dieser Arm wurde ihm vor einigen Jahren abgenommen. Am Tage der Operation empfing der brave Mann die heiligen Sacramente. Dann schrieb er einen Brief, der an den Rector des Collegs gerichtet war. In demselben opferte er den kranken Arm mit freudiger Ergebung dem Höchsten auf und empfahl sich dem hl. Ignatius, durch dessen Fürbitte er das Opfer leichter zu bringen hoffte. Es war der letzte Brief, den er mit dem kranken Gliede schrieb, denn wenige Stunden später war derselbe vom Leibe getrennt. — Und nun noch etwas, fügte P. Rector bei. Das Fest der hl. Lucia dauert drei Tage. Die Kosten für den äußeren Aufwand werden durch drei Personen aufgebracht, welche je einen Tag übernehmen. Dieses Jahr hat eben unser waderer Cavalier aus seiner Kasse die Auslagen eines Tages zu bestreiten.“

Während wir sprachen, kam dieser mit dem Schlüssel zurück. Wir traten in die Kirche. Gleich am Eingang begegnen wir zwei Statuen in weißem Marmor: rechts steht in Lebensgröße die hohe, ehrfurchtgebietende Gestalt eines schon betagten Mannes, und ihm gegenüber zur Linken sitzt auf einem Stativ eine junge Dame mit wehmuthsvollem Gesichtsausdruck, welche mit der Linken die Hand eines sich an sie lehnenen Kindes hält, während ihre Rechte in mütterlicher Liebe auf dessen Haupte ruht.

Wir schritten voran. Welche Pracht! Welcher Aufwand!

Von dem kunstvoll eingelegten Fußboden bis hinauf zum letzten Sternlein, das die Gewölbedecke ziert, welcher Geschmack in der Anlage, welcher Fleiß in der Ausführung! Die getäfelten Wände, die polychromirten und reich vergoldeten Säulen, die wahrhaft luxuriösen Kronleuchter, die herrlichen Glasfenster, die Statuen der heiligen Apostel in der nächsten Umgebung des Altars und der Altar selbst machen Santa Felicitas (Fig. 29) zur reichsten Kirche von Buenos Ayres.

Und nun die Geschichte der Kirche.

Santa Felicitas wurde im Jahre 1874 erbaut. Veranlassung zum Bau war ein tragischer Vorfall.

Don Carlos Guerrero, ein reicher Cavalier aus Buenos Ayres, hatte eine einzige Tochter, Felicitas. Diese war verheiratet mit einem jungen Herrn Azaga, dem Abkömmling oder nahen Verwandten jenes ritterlichen



Fig. 29. Innere Ansicht der Kirche Santa Felicitas.

Alkalben Azaga, der im Jahre 1807, als beim Anrücken des General Whitelocke alles in Buenos Ayres den Kopf verloren hatte, allein die nothwendige Geistesgegenwart behielt und durch seine kühne Entschlossenheit die Stadt vor den englischen Waffen rettete.

Gott hatte dem jungen Paar ein Knäblein geschenkt, da starb der Vater. Bald stellten sich zwei Brautbewerber ein. Jeder der beiden ge-

III. Buenos Ayres.

daßte die junge Wittwe als seine Braut heimzuführen; keiner wollte verzichten. Eines Abends saß Felicitas in der Veranda der nahe bei der Kirche gelegenen Quinta. Drinnen im Zimmer befanden sich die beiden Bewerber. „Willst du nun verzichten?“ wandte sich der eine an seinen Rivalen. „Ich frage dich zum letztenmal.“ Ein „Nein“ war die Antwort. Im selben Augenblick zog der erste den Revolver hervor; ein Schuß kracht, das Fenster zersplittert und draußen in der Veranda lag Felicitas — eine Leiche.

Der Mörder stürzte hinaus, der Nebenbuhler ihm nach. Ein zweiter Schuß kracht, und nicht weit von dem Orte seiner verruchten That bricht der Mörder selbst in seinem Blut zusammen.

Der unglückliche Vater, der mit dem Tod seiner Tochter all sein Liebstes auf Erden verloren hatte, suchte seinen Trost in der Religion, die in solchen Fällen allein ihn geben kann. Zur Sühnung des Verbrechens aber ließ er die Kirche bauen, welche von einem deutschen Meister aufgeführt wurde und über eine Million Franken kostete.

Die Statue, welche wir beim Eintritt in die Kirche zur Rechten erblickten, ist die des Vaters, die andere zur Linken die seiner unglücklichen Tochter.

Einigemal im Jahre wird die Kirche dem Publikum geöffnet, und dann ist es eine Pracht, wenn von den reichen Candelabern herab unzählige Lichter glänzen, und der Altar, dessen Nischen kunstvolle Glasgemälde umrahmen, im Schimmer der dahinter brennenden Lampen sich verkärt.

Auf dem Rückweg kamen wir an dem Landhaus vorbei. Noch sieht man im Fenster die Oeffnung, welche die Kugel gemacht, und davor zeigt man in der Veranda den Ort, wo Felicitas als Opfer der Eifersucht gefallen, und nahebei den andern, wo den Mörder der Tod ereilt.

Noch immer zog der Menschenstrom in doppelter Richtung an uns vorüber; die einen gingen, die anderen kamen.

Die glänzendste Entfaltung der Festfeier sollte am Abend kommen; da schimmern die Straßen in reichster Beleuchtung, da tönt die Musik, da knattern die Raketen, da wogt das Volk in friedlichen Reihen die Straßen auf und nieder und bringt der hl. Lucia seine Begeisterung und seine Vivas dar.

Da wir nun bereits zwei Kirchen gesehen und für heute noch einige Zeit zur Verfügung haben, so wollen wir gleich auch der Kathedrale (Fig. 30) einen Besuch abstatten. Wir begeben uns also nach der Plaza Victoria.

Wer an die europäischen Kirchenbaustile gewöhnt ist, möchte vielleicht die Kathedrale nicht sogleich als kirchliches Gebäude erkennen. Durch eine von zwölf korinthischen Säulen getragene Vorhalle gelangt man ins Innere. Das Basrelief im Giebelfeld stellt den ägyptischen Joseph dar, wie er seine Brüder umarmt, eine Erinnerung an die Vereinigung der Provinz



Fig. 50. Kaiserstraße von Buenos Aires.

Buenos Ayres mit den übrigen argentinischen Provinzen im Jahre 1861. Die ganze Länge der Kathedrale beträgt gegen 90 m. Das Innere derselben imponirt, ohne zur Andacht zu stimmen. Ein Kranz von zwölf Seitenkapellen ist in den Nebenschiffen vertheilt, während über dem Hochaltar der 40 m hohe Domthurm seine Kuppel wölbt. Wenn es wahr ist, was man behauptet, daß die Kathedrale von Buenos Ayres 18 000 Menschen faßt, so ist sie nur ein wenig kleiner als „Notre Dame“ in Paris, welche Raum für 21 000 hat, wird aber von der Peterskirche in Rom, welche 54 000 Personen faßt, um das Dreifache übertroffen.

Die Kathedrale ist erbaut genau auf dem Platz, den der zweite Gründer von Buenos Ayres, Juan Garay, im Jahre 1580 für die „Iglesia Matriz“ bezeichnet hatte. Die ersten Ziegelsteine, welche in der argentinischen Republik gebrannt wurden, fanden bei ihrem Baue Verwendung. Noch im selben Jahrhundert wurde sie vollendet. Im Jahre 1622 zur bischöflichen Kathedrale erhoben, erhielt sie durch Dr. Frei de Carranza, den ersten Bischof von La Plata, eine reiche Ausstattung an Bildern und sonstigem Schmuck, Paramenten und heiligen Gefäßen. 60 Jahre später aber befand sie sich bereits in einem kläglichen Zustand, und 1752 mußte ein Theil derselben niedergelegt werden. Darauf schritt man zum Neubau. 40 Jahre dauerte die Arbeit. Im Jahre 1822 wurde die Fassade, welche 1752 stehen geblieben war, niedergerissen und durch eine andere ersetzt, welche mit dem Neubau harmonirte.

Im ganzen scheint man es sehr gemüthlich mit dem Bau getrieben zu haben, denn es bedurfte eines Rosas dazu, um denselben endlich zur Vollendung zu führen. Am 12. Mai 1835 erließ dieser folgendes Decret: „Seitdem die nationale Sache der Föderation, obgleich von allen Elementen entblößt, an denen ihre Feinde Ueberfluß hatten, gesiegt . . . ist es nothwendig, anzuerkennen, daß die Vorsehung der Sache der Gerechtigkeit und der Vernunft ihr Siegel aufgedrückt hat.

„Wir schulden nun einen Tribut der Dankbarkeit dem Allmächtigen, der uns seine Wohlthaten in so reichem Maße ertheilt hat, und die Regierung glaubt, diese Schuld theilweise dadurch abzutragen, daß sie die Vollendung der Arbeiten an der Kathedrale verfügt.“

Rosas verstand es, zu heucheln. Jedoch nun ging die Arbeit voran. Im Jahre 1836 war die Kathedrale endlich vollendet, und es fand deren feierliche Wiedereröffnung statt. Diese wurde mit dem größten staatlichen Pomp begangen, an welchem sowohl alle kirchlichen wie Staats-Würdenträger Antheil nahmen.

Ich besuchte die Kathedrale in Begleitung des P. Brugier. Als wir eintraten, waren die Messen vorüber. Jedoch fanden wir noch eine Anzahl von Andächtigen, welche vereinzelt umherknieten und ihre Privatandachten verrichteten.

III. Buenos Ayres.

In einer Seitenabtheilung bemerkte ich ein stattliches Monument, das meine besondere Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war, wie die Widmung auf der Rückseite besagt, das Denkmal, welches das argentinische Volk dem Andenken seines großen Feldherrn San Martin auf Betreiben des Präsidenden Avellaneda (1877—1880) errichtet hat.

Verschiedene Inschriften heben die Verdienste des von dem Volke als Helden verehrten Generals hervor. Auf der Vorderseite liest man die Worte: „Er triumphirte in San Lorenzo 1813, befestigte die Unabhängigkeit Argentiniens 1816, überschritt die Andes 1817, trug das Banner der Freiheit nach Chile, Peru und Ecuador 1817—1822.“ Auf der linken Seite: „Sieger in Chacabuco und Maipú, proclamirte er die Unabhängigkeit Chile's 1817—1820.“ Auf der rechten Seite: „Er erlöste Peru und gründete dessen Unabhängigkeit 1820—1822.“

Aus der Kathedrale gelangt man in den Kapitelsaal, in welchem das aus neun Canonikern bestehende erzbischöfliche Domkapitel seine Versammlungen zu halten pflegt. Dasselbe ist geschmückt mit den Bildnissen aller Bischöfe von Buenos Ayres, angefangen von Dr. Frei Carranza, dem ersten. Bekanntlich wurde Buenos Ayres 1866 zum Erzbisthum erhoben. Nach der Constitution muß der jedesmalige Erzbischof ein geborener Argentinier sein. Vier Suffragane unterstehen ihm: die Bischöfe von Cordoba, Cuyo, Salta und Paraná. Der erste Erzbischof von Buenos Ayres, Dr. Escalada, bekleidete seine Würde nur kurze Zeit. Er starb 1869 auf dem vaticanischen Concil.

Rechts vom Eingang der Kathedrale erhebt sich der erzbischöfliche Palast. Der Name Palast ist freilich etwas zu volltönend; denn das Gebäude ist im Grunde recht bescheidener Natur.

21. Religiöses Leben, Kirchenbesuch und Sacramentenempfang.

Wie steht es mit dem religiösen Leben in der argentinischen Hauptstadt? Diese Frage hatte selbstverständlich ein besonderes Interesse für mich.

Die Wahrheit zu gestehen, war ich keineswegs mit einer sehr vortheilhaften Vorstellung in dieser Hinsicht nach Buenos Ayres gekommen. Was hätte ich auch in einem Lande, in dem eine Revolution der andern gefolgt war, viel von dem religiösen Leben erwarten können? Ueberdies war die Strömung, in der sich das Regierungssystem der Republik sozusagen von Anfang an bewegt hatte, eine dem positiven Christenthum wenig günstige gewesen. Bernardino Rivadavia, von 1825—1827 Präsident der Republik, war ein Aufgeklärter vom reinsten Wasser, der mit Humboldt, Abbé Gregoire, Lafayette und anderen Koryphäen glaubensfeindlicher Richtung in Briefwechsel und inniger Freundschaftsbeziehung stand. Er hob eine Reihe von Klöstern auf, „reformirte“ die Schule und zog eine Menge europäischer

Gelehrten nach Argentinien, welche in aufklärerischem Sinne thätig waren. Seine Nachfolger arbeiteten in seinem Geiste weiter, und gegenwärtig ist in der Republik ein gesetzlicher Boden geschaffen, auf dem jede religiöse Meinung und Vereinigung, Glaube und Unglaube wachsen und wuchern können, mit der einzigen Beschränkung, daß die materiellen Interessen des Staates nicht in Frage kommen.

Gleichwohl muß man gestehen, daß in Buenos Ayres noch viel, sehr viel Glauben und katholisches Leben herrscht.

Die Messen sind auch an Werktagen gut besucht. Gleich in der Frühe des Morgens, wenn der Küster eben die Kirchenthüre öffnete, sah ich täglich eine Anzahl von Andächtigen, Männer und Frauen, in unsere Kirche hereinstürmen. Es waren schlichte Arbeitsleute. Gewöhnlich hatten dieselben schon eine Zeitlang draußen, auf der Kirchentreppe sitzend, auf den Moment gewartet, da geöffnet wurde. Die guten Leuten wollten ihr Tagewerk nicht beginnen, ohne es durch Anhörung der heiligen Messe geheiligt zu haben. Etwas später kamen dann Andächtige aus den besseren und besten Ständen, und ihre Zahl vermehrte sich, je länger sich die Zeit hinauszog, so daß alle Messen bis zur letzten stets wohlbesucht waren.

An hohen Festtagen aber findet man die Kirche gedrängt voll, solange eine Messe gelesen wird. Ich erinnere mich, daß ich an einem solchen Tage wiederholt in kurzen Zwischenräumen vom Chöre aus die Kirche überschaute und dieselbe bis gegen Mittag mit Andächtigen gefüllt fand.

Wie tiefgläubig die Gesinnung dieser Kirchenbesucher ist, davon wurde mir ein Beispiel mitgetheilt. Ein reicher Mann, ein Millionär, kam jeden Morgen mit seiner Gemahlin zur Kirche. Da wurde die Frau krank, empfing die heiligen Sacramente und starb. Am Morgen ihres Todes kam der betreffende Herr in die Sacristei, meldete den Tod seiner Frau und wohnte dann, als ob nichts geschehen sei, mit heroischer Ruhe sämmtlichen Messen bei, die an diesem Tage in der Kirche gelesen wurden.

Man sagte mir, daß überhaupt gerade in den vornehmen Ständen tiefe Religiosität und praktische Uebung der Christenpflichten noch am meisten zu finden sei, und als Beleg hierfür führte man mir verschiedene Beispiele an. Interessant waren mir die Mittheilungen, welche man mir in dieser Beziehung über einen gewissen Herrn Hector S. Soto machte. Derselbe ist ein wahrhaftes Finanzgenie und dabei ein ganz ausgezeichnete Katholik. Kurz nacheinander gründete derselbe eine ganze Reihe von Banken: Banco Previsora, Credito Real, La Nacional, Banco de Reaseguros und verschiedene andere. Dieselben sind alle in den Händen von guten Katholiken. Bei ihrer Gründung verfuhr Hector S. Soto so, daß er, sobald eine der Banken auf sicheren Füßen stand, sich von derselben zurückzog, um eine neue ins Leben zu rufen. Und thatsächlich erfreuen sich alle einer wohl-

III. Buenos Ayres.

gesicherten Existenz. Nicht manchen dürfte es geben, der Hector S. Soto es nachthut und, während er auf der einen Seite ganz in die Combinationen und Berechnungen seiner weitgehenden Finanzoperationen gleichsam vergraben ist, doch auf der andern noch Zeit und Lust genug findet, um die Pflichten eines eifrigen Katholiken aufs vollkommenste zu erfüllen.

Ofters bin ich durch die Straßen von Buenos Ayres gegangen, und wenn ich dann vor einem mächtigen, palastartigen Gebäude stehen blieb und es mit Bewunderung betrachtete, wurde mir bedeutet, daß es die Wohnung einer der besten katholischen Familien sei.

Was aber den Sacramentenempfang angeht, so sah ich öfters in San Salvador die Beichtstühle gleichsam belagert, und manches Mal, wenn ich morgens frühe vom Altare in die Sacristei zurückkehrte, gewahrte ich zahlreiche Männer und Jünglinge, welche sich zur Beicht drängten und trotz der großen Zahl der beichthörenden Patres oft lange warten mußten, bis die Reihe an sie kam.

An einzelnen Tagen des Monats ist der Zudrang zur Communionbank wahrhaft großartig. Einmal sah ich in unserer Kirche gegen 500 Frauen und Jungfrauen in beständigem Strom zum heiligen Tische hin und wieder zurück gehen. Es war der dritte Freitag im Monat.

Als ich hierüber meine Bewunderung aussprach, wurde mir erwidert, daß es die Mitglieder der Bruderschaft vom guten Tode seien, welche regelmäßig allmonatlich an diesem Tage Generalcommunion haben. „Uebrigens“, fügte man bei, „haben Sie nicht alle gesehen. Viele Herrschaften befinden sich gegenwärtig auf dem Lande, sonst würden es gegen 1000 Communicanten gewesen sein.“

„Immerhin eine schöne Zahl,“ entgegnete ich, „aber nur Frauen.“

„Die Männer“, erhielt ich zur Antwort, „gehen an einem andern Tage, am ersten Sonntag des Monats.“

„Und wie viele werden es sein?“

„Es sind ihrer gegen 600. Dazu kommen aber noch die Knaben und Jünglinge, welche der Pater Anselmo bringt.“

Wer der Pater Anselmo sei, hatte mir P. Brugier unterwegs bereits mitgetheilt. Es ist ein Pater, der eigentlich kein Pater, sondern nur ein italienischer Laie und Brillenverkäufer ist, der aber durch seine Wirksamkeit unter der jungen Welt von Buenos Ayres sich den Namen eines Apostels verdient. Weil ihn nun aber einmal die Jugend P. Anselmo zu nennen pflegt, wollen auch wir ihm diesen Namen lassen.

P. Anselmo also ist Brillenverkäufer und durchzieht als solcher mit seinem Brillenkasten die Straßen von Buenos Ayres. Während er aber von Haus zu Haus seine Brillen feil bietet, hat er zugleich etwas Höheres im Auge, und das ist die Rettung der Jugend. Wo er einen verwahrlosten

Knaben trifft, welcher von Gott und Himmel nichts weiß, den holt er herbei, bringt ihn in den Unterricht und sorgt dafür, daß er die Kirche besucht und die heiligen Sacramente empfängt, und wo er einen andern die Sacramente empfangen sieht, den sucht er zu bestimmen, daß er es regelmäßig thue.

So hat er eine Anzahl von Knaben und Jünglingen um sich geschaart, welche mit treuer Liebe an P. Anselm hängen. Um zu seinem Ziele zu gelangen, bedient er sich aller Mittel, welche die Liebe ihm eingibt. Kleine Geschenke, Andachtsgegenstände, Bücher und selbst Kleider vertheilt er unter seine Schützlinge, um sie an sich zu fesseln. Hat er einen neuen Recruten für seine Schaar geworben, so notirt er sich den Namen sowie die Wohnung desselben und läßt ihn von da an nicht wieder aus dem Auge. Jeden ersten Sonntag im Monat aber erscheint er mit seinen Pfleglingen in der Kirche, 500—600 an der Zahl, und dann gehen sie zur Beicht und empfangen die heilige Communion.

Dies sind jedenfalls erfreuliche Erscheinungen, und wenn man auch annehmen darf, daß nicht in allen Kirchen von Buenos Ayres dieselbe Frequenz der Sacramente wie in jener des Collegs Del Salvador herrscht, so geht doch daraus hervor, daß die argentinische Hauptstadt noch reich, ja sehr reich an guten, christlichen Elementen ist.

Daß übrigens auch viel zur Hebung des religiösen Lebens geschieht, läßt sich nicht läugnen. Glücklicherweise gibt es in Buenos Ayres einen vortrefflichen Weltpriesterstand, welcher durch die Gebete und Arbeiten der Ordensleute aufs nachdrücklichste unterstützt wird.

Die Orden sind in Buenos Ayres gut vertreten; wenn ich nicht irre, sind alle, die nicht der Krankenpflege obliegen, mit der Erziehung der Jugend beschäftigt. Die Klosterschulen aber erfreuen sich ohne Ausnahme einer sehr starken Frequenz: ein Beweis, daß die Bevölkerung Vertrauen in dieselben setzt.

Ich war veranlaßt, mehrere derselben zu besuchen.

So kam ich zu den Englischen Fräulein, welche eine doppelte Niederlassung in Buenos Ayres haben; die eine ist in der Nähe des Collegs Del Salvador, die andere außerhalb der Stadt. In der letztern hatte ich einen Brief abzugeben, und so fuhr ich in Begleitung des P. Brugier hin. Eigenthümliche Zufälle wollten es, daß wir einen Theil unseres Weges zu Fuß machen und uns dabei auf die Anweisungen verlassen mußten, die uns bezüglich der zu nehmenden Richtung von den Vorübergehenden gegeben wurden. So gelangten wir an eine, ich möchte sagen, fürstliche Quinta. Beim Eintritt in dieselbe empfingen uns sofort die herrlichsten Garten- und Parkanlagen, in denen es schien, als werde jedem Grasshälmchen eine besondere Pflege zu theil. Wir kamen zur Klosterschüre, zogen die Klingel und wurden eingelassen. Im Sprechzimmer sagte mir P. Brugier: „Aber das sind die Englischen Fräulein nicht; die machen keinen solchen Aufwand.“

III. Buenos Ayres.

Die Oberin — es war eine feine Engländerin — erschien, um uns nach unserem Begehren zu fragen. Wir überreichten ihr unsern Brief. Sie las die Adresse. „Der Brief“ — bemerkte sie dann — „ist an die Oberin der Englischen Fräulein gerichtet.“

„Allerdings, und da sind wir ja an der rechten Stelle.“

„Doch nicht; wir gehören der Genossenschaft von der Union des Sacrés Coeurs an. Wir haben unser Mutterhaus in Douai und diese Quinta haben wir erst vor kurzem von einer argentinischen Familie gekauft, welche sie uns, wie Sie sehen, in sehr gutem Zustande übergeben hat. Wir unterhalten hier ein Mädcheninstitut, und dieses ist wohl besucht. Die Dames du Sacré Coeur aber wohnen etwas von hier entfernt auf der andern Seite des Weges; Sie werden auf der Rückkehr daran vorbeikommen.“

Wir mußten nun genug und verabschiedeten uns. Später erfuhr ich noch, daß gerade die vornehmsten Familien von Buenos Ayres den Damen von der Union ihre Kinder anvertrauen. Auch versicherte man mir, daß bei denselben trotz des äußern Glanzes die größte Einfachheit und Anspruchslosigkeit zu Hause sei.

Wir waren nicht weit gegangen, da erblickten wir zu unserer Rechten ein neues ansehnliches Gebäude. Die Statue des heiligen Herzens über der Pforte ließ uns nicht zweifeln, daß es das Institut der Englischen Fräulein sei.

Die Pförtnerin, eine noch junge deutsche Schwester, hatte eine Himmelsfreude, die sie in der naivsten Weise zu erkennen gab, als sie die beiden Patres deutsch sprechen hörte. Auch dieses Institut hat eine sehr beträchtliche Schülerzahl.

Ein großes Colleg mit etwa 300—400 Zöglingen haben die Bajonnesen, eine neue Congregation, deren Namen ich in Buenos Ayres zum erstenmal hörte. Die sehr ausgedehnte Anstalt hat eine nette Kirche und einen sehr geräumigen Saal, welcher für die feierlichen Gelegenheiten bestimmt ist und wohl gegen 60 m lang sein mag. Das reich ausgestattete physikalische Cabinet sowie das ihm entsprechende chemische Laboratorium und sonstige Einrichtungen zur Unterstützung des Unterrichts lassen schließen, daß man im Interesse der Wissenschaft keine Kosten gescheut hat. Die Redemptoristen, welche in Buenos Ayres sich niedergelassen, sind Deutsche. Ich besuchte dieselben in Begleitung des P. Brugier und ward mit deutscher Herzlichkeit aufgenommen. Es sind zehn Patres, Westfalen und Rheinländer. Das Klosterchen, das sie bewohnen, bildet ein Rechteck, in dessen Mitte von der Straße her die kleine Kirche hereinragt. Vor wenigen Jahren dienten die Gebäulichkeiten als französisches Hospital, das von den Vincentinerinnen besorgt ward. Kaum war aber in Frankreich der Sturm gegen die Klöster losgebrochen, als die erleuchteten Herren Franzosen in Buenos Ayres es für ihre Pflicht hielten, nicht hinter ihren Landsleuten an der Seine zurückzubleiben. Man fing

also damit an, das Kreuz von der Kirche herunterzuwerfen; dann wurden die Barmherzigen Schwestern auf die Straße gesetzt und das Gotteshaus in einen Tanzsaal umgewandelt. So fanden es die Redemptoristen vor und kauften es. Jetzt ist hier der Sammelpunkt der katholischen Deutschen, deren Zahl man auf etwa 2000 angibt. Leider scheinen dieselben wenig zusammenzuhalten, da nur 16 deutsche Kinder die Schule der Redemptoristen besuchen, während die anderen in protestantischen Schulen zerstreut sind.

Ich traf die Patres nicht gerade in rosigter Stimmung; sie klagten über spärlichen Kirchenbesuch und Sacramentenempfang auch unter den Argentiniern. Doch konnte ich mir diese Klage einigermaßen erklären. Der Superior war früher in Quito, dann in Santiago in Chile gewesen; dort hatte er das religiöse Leben in höchster Blüte gefunden. Darauf war er auf kurze Zeit nach Europa zurückgekehrt. Als ihm dort gesagt wurde, daß er wieder nach Südamerika gehen solle, freute er sich, in dem Glauben, denselben Eifer zu finden, wie früher in Chile und Ecuador, und da hatte er allerdings seine Erwartungen bei weitem zu hoch gestellt. Auf mich, der ich aus Brasilien kam, machten die religiösen Zustände in Buenos Ayres den entgegengesetzten Eindruck. Ich war Zeuge der Gleichgiltigkeit und Kälte gewesen, welche in Hinsicht auf Kirchenbesuch und Sacramentenempfang im Norden herrscht, und fühlte mich ordentlich gehoben durch die warmen Aeußerungen der Frömmigkeit, wie ich sie in der argentinischen Hauptstadt antraf.

Außer den erwähnten Ordensgenossenschaften gibt es in Buenos Ayres noch eine Reihe anderer: Franziskaner, Dominikaner; dann: Vincentinerinnen, Schwestern von der Heimsuchung, Hermanas del Huerto, Dominikanerinnen, Hermanas de la buena Enseñanza etc.

Wenn irgendwo, so ist es in Buenos Ayres, wo sich ein solches Sammelsurium der verschiedensten Nationalitäten und Gesellschaftsklassen zusammengewürfelt findet, für den Priester nothwendig, allen alles zu werden, wenn er Erhebliches leisten will. Und in dieser Hinsicht habe ich P. A. bewundert, welcher, mit stets wachem Auge für die geistigen Bedürfnisse der Bevölkerung, jede Gelegenheit benutzt und keine Mühe scheut, sich überall nützlich zu machen. So hat derselbe gegen 550—600 Indier, Juden und Mohammedaner getauft, gegen 250 Anglikaner, Russen und Protestanten mit der Kirche ausgesöhnt, in allen Militärkasernen Missionen gegeben, in einigen mehrmals. Die wilden Ehen, die derselbe geordnet, zählen nach Hunderten. Die Lazarethe der Pockenkranken und Aussätzigen sind seine Lieblingsstationen. Eines Tages traf ich ihn mit einem fremden Herrn zusammen im Saale sitzen, wie er sich abmühte, einen sehr schwer auszusprechenden Rehlaut nachzuahmen, den ihm der andere vormachte. Es wollte ihm nur schwer gelingen; doch ließ er deshalb nicht ab. „Nun, was

III. Buenos Ayres.

sollen denn diese eigenthümlichen Stimmübungen?" fragte ich ihn. — „Ich lerne Syrisch," war die Antwort; „hier ist mein Lehrer."

„Und wozu denn Syrisch?" fragte ich weiter. — „Weil es hier eine große Anzahl von Maroniten gibt, die sich noch nicht lange niedergelassen haben und jedes geistlichen Trostes entbehren. Ich muß es so weit bringen, daß ich sie Beicht hören und sie auch unterrichten kann."

Auch einen „Verein zur Verbreitung guter Bücher" hat der immer eifrige Vater ins Leben gerufen. Derselbe wird von Laien geleitet und hat bisher einen so erfreulichen Fortgang genommen, daß er bereits zwölf Zweigvereine zählt, durch welche gegen 110 000 Bücher in Umlauf gesetzt wurden. Kein Wunder, wenn dieser Verein alsbald die Aufmerksamkeit der Bischöfe auf sich zog, welche nicht zögerten, ihn unter ihren wohlwollenden Schutz zu nehmen.

Ein ausgedehntes und recht erfreuliches Apostolat wird in Buenos Ayres durch Laien ausgeübt und dies insbesondere mit Beziehung auf die religiöse Unterweisung der Kinder. Da kein Priester in die Schulen kommt, so bleibt der ganze Religionsunterricht der Familie oder dem frommen Eifer von Privatpersonen überlassen. Und da ist es tröstlich, zu sehen, wieviel gerade von letzterer Seite geschieht.

Eines Tages kam ich an einer Kirche vorbei, als eine große Anzahl von Mädchen im Alter von zwölf und mehr Jahren aus derselben herauskam. Ich ging vorüber, ohne gerade etwas Auffallendes darin zu finden.

Am folgenden Tag besuchte ich selbst die nämliche Kirche. Da fand ich dieselbe mit Menschen gefüllt, und viele Mädchen — es waren ihrer 59 an der Zahl — nahen sich in größter Andacht der ersten heiligen Communion. „Das sind die Kinder," bemerkte mir ein Vater, welcher mich tags zuvor begleitet hatte, „die wir gestern aus der Kirche haben kommen sehen. Fromme Damen aus den besten Ständen haben sie vorbereitet."

Wie diese Vorbereitung geschieht, sah ich bei einer andern Gelegenheit. Es war Sonntag nachmittag, und ich trat in eine Kirche. Die Bänke waren von Kindern besetzt, auf der Evangelienseite die Knaben, auf der Epistelseite die Mädchen. Es mochten wohl gegen 400 sein. Was mir auffiel, war ein eigenthümliches Geseum und Gemurmel, das durch die ganze Kirche ging. Gleichzeitig sah ich eine Anzahl von Damen auf der Seite der Mädchen zwischen den Bänken einhergehen, sich bald bei diesem, bald bei jenem Kinde aufhalten und irgend etwas mit demselben verhandeln. Ich erkundigte mich, was dies zu bedeuten habe, und hörte, daß jene Kinder sich freiwillig zum Religionsunterricht gestellt hätten, und daß die Damen, welche unter ihnen einhergingen, sie ihre Lektion abhörten. Das Gemurmel aber kam daher, daß die Kinder, jedes für sich, auch in der Kirche noch ihre Gedächtnißübung fortsetzten. Die Damen waren zum Theil aus den

22. Ein Blick in die Schule.

vornehmen Ständen. Die Knaben wurden von Männern abgehört. Ist es traurig, daß in einem katholischen Staat ein solches Auskunftsmittel nöthig ist, so wirkt dagegen das Beispiel dieser eifrigen Laien ein schönes Licht auf den gläubigen Geist der Bevölkerung.

22. Ein Blick in die Schule.

Es ist eine Thatfache, die auch von den Feinden der Gesellschaft Jesu nicht in Abrede gestellt wird, daß die ersten Schulen und Collegien in den jetzt zur Argentinischen Republik gehörigen Gebieten von den Jesuiten angelegt wurden.

Das erste Colleg bestand in Cordoba.

Im Jahre 1611 wurde dasselbe zum Collegium maximum erhoben. Jedoch sahen sich die Patres alsbald durch die Mißgunst der Vornehmen veranlaßt, dasselbe wieder aufzugeben. Ihr freies und energisches Eintreten für die Interessen der unterdrückten Indianer hatte ihnen den Haß der Einflußreichen zugezogen, und um den Nörgeleien von seiten derselben aus dem Weg zu gehen, waren sie zusammen mit ihren Schülern nach Santiago in Chile übergesiedelt.

Doch dauerte diese freiwillige Verbannung nicht lange. Bald trat ein Umschlag der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Jesuiten ein, und diese kehrten wieder zurück. Unter dem Namen des hl. Franz Xaver wurde das Colleg von neuem eröffnet. Dies war im Jahre 1613.

Wenige Jahre später (1622) wurde in Cordoba¹ neben dem Franz-Xaver-Collegium auch noch eine Universität errichtet, welche gleichfalls unter der Leitung der Patres aus der Gesellschaft Jesu stand. Es war die zweite in Südamerika, da in Lima eine andere schon früher bestanden hatte. Außerdem wurde noch ein zweites Colleg unter dem Titel „Monserrat“ in Cordoba gegründet, während das Franziskaner-Colleg in ein bischöfliches Seminar verwandelt wurde.

Diese Anstalten dauerten und blühten fort bis zur Vertreibung der Jesuiten (1767); dann fielen sie in fremde Hände. Die Schicksale und Wandlungen, welche sie von da ab durchgemacht, ist hier nicht der Platz zu erzählen. Thatfache ist, daß, seit man den alten festen Boden aufgegeben und jenen der Aufklärung betreten hatte, das Schulwesen zu kränkeln anfang und bald ganz in Verfall gerieth. Es war von nun an nur noch ein

¹ Wie mir erzählt wurde, stammt aus Cordoba das Kirchengedicht zum heiligen Ignatius: Deus qui ad majorem . . . Als es sich nämlich bei Gelegenheit der Canonisation des Heiligen darum handelte, eine entsprechende Oration für Officium und Messe zu verfassen, und die verschiedenen Collegien der Gesellschaft ihre Vorschläge machten, erhielt die der Studenten von Cordoba den Vorzug.

III. Buenos Ayres.

Experimentiren ins Blaue ohne Norm und System — ein Tappen im Dunkeln —, worüber der kranke Schulorganismus seiner Auflösung entgegen ging. Es war, um es kurz zu sagen, dieselbe Misere, welche in ganz Südamerika seit der Vertreibung der Orden sich auf dem Gebiete des Unterrichts geltend gemacht hat, und die auch jetzt noch in bedauerlicher Weise zu Tage tritt. Man braucht nur die Gesetze zu lesen, welche das Unterrichtswesen regeln sollen, und die Programme, durch welche die Leistungen der Studenten bei den Staatsprüfungen bestimmt werden, und man wird den Kopf schütteln und fragen: Wo ist da das Verständniß vom Schulfach?

Im Jahre 1821 wurde die Universität von Buenos Ayres gegründet. Auch diese machte die mannigfaltigsten Schicksale durch. Rivadavia, der damalige Minister, berief, um ihr Ansehen zu verschaffen, verschiedene europäische Gelehrte von Namen an dieselbe. Doch diese hielten nicht aus und lehrten nach Jahresfrist Buenos Ayres den Rücken. Dann kam die sturm- und drangvolle Zeit des Dictators Rosas, in welcher das Schulwesen erst recht daniederlag. Im Jahre 1885 zählte die Universität 48 Professoren und 720 Studenten. Gegenwärtig existirt in Buenos Ayres neben der Universität ein sogen. Nationalcollegium, welches als Norm für die Gymnasialstudien gilt. Alljährlich stellen sich die Schüler der zahlreichen Privatcollegien der Stadt in der Universität, um dort vor einer eigens dazu berufenen Commission ihre Prüfungen abzulegen. Die Fächer sind so auf 6 Jahre vertheilt, daß in jedem Jahre eine bestimmte Anzahl absolvirt und Examen darin gemacht werden muß. Um durchzufallen, genügt es, daß einer in einem Fache ungenügend befunden wird, und er ist alsdann genöthigt, sich im folgenden Jahr noch einmal in allen Materien des betreffenden Jahres prüfen zu lassen. Durch diese Einrichtung sind die Privatcollegien gezwungen, genau denselben Unterricht wie das Nationalcolleg einzuhalten. Als ich mich in Buenos Ayres befand, waren gerade die Examina im Gange. „Wie geht es?“ fragte ich einen der Professoren, der mit seinen Schülern vom Examen zurückkehrte. — „Die ganze Zeit,“ versetzte er, „ist es gut, ja sehr gut gegangen: die Zöglinge unseres Collegs hatten prächtige Resultate erzielt. Allein heute hat man uns einen bösen Streich gespielt.“ — „Wie so?“ — „Man hat elf Examinanden auf einmal durchfallen lassen.“ — „Und wie ist das gekommen?“ — „Die Kinder wußten ihre Sache vortrefflich; allein im Zeichnen konnten sie einige theoretische Fragen nicht beantworten. Wohl gemerkt, einige theoretische Fragen; denn praktisch zu zeichnen verstanden sie, da ihr Lehrer, der zugleich ein geschickter Maler ist, es am Unterricht nicht hatte fehlen lassen.“ — „Und nun müssen sie das ganze Examen noch einmal machen?“ — „Ohne Zweifel, es sei denn, daß man unsere Einsprache gelten läßt, und wir haben Grund, Einsprache zu erheben. Unter den Examinatoren war nämlich einer, welcher uns feind

ist, weil wir zwei seiner Brüder, die unsere Schüler waren, aus dem Colleg gewiesen haben; es ist anzunehmen, daß hier ein Act kleinlicher Rache vorliegt.“

Wirklich erlaubte der Unterrichtsminister, daß sowohl diese als mehrere andere, welche durch eine von dem Examinator absichtlich gewählte gehässige Prüfungsmethode zum Falle gekommen waren, ihr Examen noch einmal machen durften.

Eine sehr gute und gerechte Bestimmung ist es, daß die Professoren der betreffenden Schüler dem Examen beiwohnen und unter Umständen auch Einsprache gegen etwaige Ungesetzlichkeiten erheben dürfen. Es ist dies ein großer Vorzug gegenüber den desfallsigen Bestimmungen des brasilianischen Gesetzes, welche den Professor grundsätzlich von der Prüfung ausschließen und den Examinanden, wenn auch nicht in der Theorie, so doch in der Praxis, der vollendeten Willkür seiner Examinatoren anheimgeben.

Was die Elementarschulen angeht, so gibt es deren in der Stadt Buenos Ayres über 300, wovon freilich mehr als ein Drittel Privatschulen sind. Auf 1000 Einwohner rechnet man ca. 140 Schulkinder. Außerhalb der Stadt und besonders in den anderen Provinzen ist das Verhältniß allerdings ein anderes; so kommen z. B. in Cordoba bloß 25, in Tucuman 38, in Corrientes 29, in Santa Fé 35 Schulkinder auf 1000 Einwohner.

Der Kostenaufwand, welchen Buenos Ayres im Interesse seiner Schulen macht, ist großartig. Man nimmt an, daß ein einziger Schüler die Stadt auf 22½ Pesos, also etwa 90 Mark, zu stehen kommt. Australien ausgenommen, das es mit 26½ Pesos pro Kopf noch Argentinien zuborthut, belaufen sich in keinem Lande der Welt, selbst in England und den Vereinigten Staaten nicht — in jenem rechnet man 9, in diesem 8½ Pesos auf das Schulkind —, die Auslagen für Schulzwecke so hoch.

Ich muß hier den Leser noch einmal an unsern Spaziergang durch die Straßen von Buenos Ayres erinnern. Wir waren damals wiederholt einer Art von neuen, palastartigen Häusern begegnet, deren Bestimmung wir nicht zu errathen vermochten. Ich habe unterdessen in Erfahrung gebracht, daß es nur einfache Elementarschulen sind. Die Nationalregierung hatte deren bis zum Jahre 1885 40 erbauen lassen — jetzt mögen es wohl noch einige mehr sein —, und Präsident Roca hat 14 derselben in eigener Person inaugurirt: ein Umstand, der allerdings beweist, wie hoch die Regierung den Unterricht und die geistige Entwicklung ihrer Unterthanen anschlägt.

Ob aber in Errichtung derartiger Schulpaläste nicht vielmehr die nationale Eitelkeit als eine wahre und verständnißvolle Berücksichtigung der pädagogischen Interessen zum Ausdruck kommt, das ist eine große Frage. Thatsache ist, daß die Bestrebung, das Schulwesen äußerlich mit einem so luxuriösen Glanz zu umgeben, besonders für die weibliche Jugend seine bedauerlichen Folgen hat und haben muß.

III. Buenos Ayres.

Vor nicht langer Zeit lief ein Vorfall, den ich erzählen will, durch alle Zeitungen von Buenos Ayres. Ein Mädchen aus armer Familie, aber schön gepuht, wie alle Kinder, welche die Schulpaläste besuchen, befand sich gerade mit anderen Kindern in einem der Gänge des Schulgebäudes, als seine Mutter eintrat. Diese war arm und dürftig gekleidet, wie es ihrem Stande entsprach. Man machte das Mädchen aufmerksam, daß seine Mutter es rufe. Dieses sah die arme Frau, welche sich nahte, drehte sich um und sagte: „Das ist meine Mutter nicht.“ Als nun aber das Mütterchen, welches nothwendig mit ihrem Kinde zu sprechen hatte, selbst bis zu diesem herankam, erklärte das entartete Kind im Beisein der anderen, es kenne sie nicht, sie möge nur wieder ihre Wege gehen. Und die Mutter mußte gehen.

Mit Recht rief dieser Vorfall in der gesammten Bevölkerung eine allgemeine Entrüstung wach. Jedoch deutet derselbe nur eine der Schwächen an, die in dem System liegen. Die Kinder, welche so von frühester Jugend auf sich an einen Aufwand gewöhnt haben, der weit über ihren Stand hinausgeht, werden dadurch naturgemäß auch den Arbeiten ihres Standes entfremdet werden. Eine Dienstleistung z. B. als Magd wird ihnen natürlich nicht zusagen; auch werden sie kein Geschick dazu haben. Sie werden also des ehrlichen Verdienstes entbehren und sich, um leben zu können, dem Vaster in die Arme werfen. Einsichtsvolle Männer haben längst auf diese Folgen aufmerksam gemacht; allein was kümmert das die Herren, welchen die Entchristlichung der Schule mehr als alles andere am Herzen liegt?

Wie schon bemerkt, ist in Buenos Ayres der Religionsunterricht aus der Schule ausgeschlossen. Die Lehrer werden angestellt ohne Rücksicht auf ihr religiöses Bekenntniß. Man läßt sie zum Theil aus dem Auslande kommen.

Auf das Lehrerseminar, hier Normalischeule genannt, hat meines Wissens die geistliche Behörde keinerlei Einfluß.

Gerade diese Einrichtung führte im Jahre 1884 zu einem bedauerlichen Zwist, welcher den Geist der argentinischen Regierung charakterisirt.

In Cordoba hatten einige Lehrerinnen und an deren Spitze die Directorin der Normalischeule sich an den päpstlichen Delegaten Msgr. Luis Martera gewandt. Sie wünschten Verhaltensmaßregeln für ihre Stellung, welche ihnen Veranlassung zu Gewissensbedenken geworden war.

Msgr. Martera eröffnete denselben, daß er die Einrichtung, wie sie an den Schulen Argentiniens bestände und durch welche der katholische Religionsunterricht ausgeschlossen, dagegen dem Irr- und Unglauben die Thüre geöffnet sei, nicht billigen könne, und rieth ihnen, ihre Gewissensbedenken der Regierung selbst vorzulegen. Diese möge dann erklären, daß es ihr nicht darum zu thun sei, Proselyten für den Protestantismus zu machen; sie möge überdies gestatten, daß den Zöglingen der Katechismus und die biblische Geschichte gelehrt werde, und daß der Bischof sich von Zeit zu

22. Ein Besuch bei Dr. Burmeister.

Zeit durch eine Visite überzeuge, ob die katholischen Schüler auch wirklich in ihrer Religion unterrichtet würden. Die Regierung betrachtete diesen Rath als eine Einmischung in die inneren Staatsangelegenheiten und forderte Msgr. Martera zu einer Erklärung auf.

Dieser erhob dagegen Beschwerde wegen eines kirchenfeindlichen Artikels, der in einem officiellen Blatt unter den Augen der Regierung und mit deren stillschweigender Gutheißung war veröffentlicht worden.

Die Spannung verschärfte sich, und zuletzt kam es zum vollständigen Bruch. Die Regierung schickte dem päpstlichen Delegaten seine Pässe mit der Weisung, binnen 24 Stunden das Land zu verlassen. Dieser ging nach Montevideo, wo er von der gesammten Bevölkerung mit Demonstrationen der Liebe und Anhänglichkeit im Hafen empfangen wurde.

23. Ein Besuch bei Dr. Burmeister.

Das Museum. — Die Bibliothek. — Dr. Burmeister. — Innere Einrichtung des Museums. — Bestimmung der Schmetterlinge. — Der Kopf des Megatheriums. — Industrieritter.

Wie schon gesagt, war einer der Hauptzwecke meiner Reise die Anknüpfung von Beziehungen, welche für die Einrichtung und Ordnung unseres Museums von Nutzen sein konnten. Vor allem war es mir darum zu thun, Dr. Burmeister kennen zu lernen, welcher Director des Museums von Buenos Ayres ist, und welcher als der beste Kenner der brasilianischen Fauna die zuverlässigsten und weitesten Aufklärungen geben konnte.

So nahm ich also Kasten und Kästchen mit Schmetterlingen, Käfern u. zusammen, bat P. Brugier, mich zu begleiten, und bestieg mit ihm eine Kutsche, die uns nach dem Museum brachte.

Dieses ist nur ein Theil des großen Collegiums, welches ehemals die Patres der Gesellschaft Jesu in Buenos Ayres besaßen, und bildete ein Ganzes mit dem jetzigen National-Collegium, der Universität und der Ignatiuskirche. Jetzt sind alle diese Gebäude in den Händen des Staates.

Von besonderem Interesse wäre es mir gewesen, etwas Näheres über die Geschichte und speciell über die Säkularisation derselben zu erfahren; doch waren meine Nachforschungen in dieser Hinsicht vergeblich. Selbst das Archiv der argentinischen Mission konnte mir keinen Aufschluß geben, da dieses bei der vandalischen Zerstörung des Salvadorcollegs zu Grunde gegangen ist. Das einzige, was ich in Erfahrung bringen konnte, war, daß im Jahre 1726 der englische Arzt Dr. Falkner liebevolle Aufnahme und Pflege dort fand, was Veranlassung zu seiner Bekehrung ward. Später trat derselbe in die Gesellschaft Jesu ein und wirkte dann in den weiteren 40 Jahren seines Lebens als eifriger Missionär unter den Indianern.

III. Buenos Ayres.

Wir kamen zum Museum. Ein freier Platz trennt dasselbe von dem „Mercado Viejo“¹, welcher, wie schon bemerkt, ehemals der einzige Markt von Buenos Ayres war. Die Thüre des Museums ist verschlossen. Wir klopfen. Der Diener erscheint.

„Ist Herr Director Dr. Burmeister zu sprechen?“

„Noch nicht; allein er muß gleich kommen. Er wohnt außerhalb der Stadt und kommt täglich um diese Stunde. Treten Sie ein.“

Tiefe Stille herrschte im Innern, und man hätte denken können, man trete in ein Kloster, hätten nicht gleich am Eingang die kolossalen Knochen eines Finnfisches (Balaenoptera) an etwas anderes erinnert.

Der Pförtner führte uns in das Zimmer zur Linken, in welchem sich die Bibliothek des Museums befindet. Eine Reihe ausserlesener Werke fand ich hier beisammen, und ich glaube nicht, daß irgend eine Arbeit, welche zur Bestimmung der argentinischen und vielleicht auch der brasilianischen Fauna oder Flora behilflich sein könnte, hier fehlt. Das ist eben der Vortheil der staatlichen Institute, daß sie über ganz andere Mittel als der Privatmann verfügen. Wie viele Zeit und Mühe ist doch einem Gelehrten erspart, der an einer solchen Quelle sitzt!

Ich hatte um Erlaubniß gebeten, einiges nachzuschlagen. Gleich im ersten Werke, das ich öffnete, fand ich die treuen, prächtig colorirten Abbildungen mehrerer Schmetterlinge, bezüglich deren ich Dr. Burmeisters Buch und Atlas über die Lepidopteren der argentinischen Republik umsonst zu Rathe gezogen hatte.

Indessen hatte ich meine Nachforschungen kaum begonnen, als die Hausthüre sich öffnete und Dr. Burmeister eintrat. Im nächsten Augenblick mußte er in der Bibliothek erscheinen.

Dr. Burmeister ist im Jahre 1807 geboren, also ein Herr von über 80 Jahren. Im Jahre 1848 hatte derselbe bereits im Parlament zu Frankfurt gesessen und danach neben den beständigen geistigen Arbeiten auch noch strapaziöse Reisen unternommen. Sonach hatte ich erwartet, einen, wenn auch gesehten, so doch körperlich gebrochenen Greis in ihm zu erblicken.

Wie war ich enttäuscht, als er eintrat! Eine hohe, schlanke Figur mit scharf geschnittenen Zügen, lebendigem Auge, etwas hinkend, aber dabei äußerst lebhaft in seinen Bewegungen, in denen sich Bestimmtheit, Kraft, Energie und Selbstbewußtsein zu erkennen gab.

Nach der ersten Begrüßung lud er uns ein, ihm zu folgen.

Wir stiegen eine breite, hölzerne Treppe hinauf, welche in einen großen, die ganze Länge des Gebäudes einnehmenden Saal führt. Hier sind die Sehenswürdigkeiten des Museums aufgestellt.

¹ D. i. alter Markt.

Ich bewunderte den alten Herrn, als ich ihn mit der Leichtigkeit eines Jünglings die Treppe hinaufmarschiren sah.

„Bedecken Sie sich, meine Herren!“ rief er uns zu. „Sie haben es nöthiger als ich; denn sehen Sie, ich habe noch alle meine Haare.“ Und damit lüftete er lachend den Hut, so daß der ganze, volle, nur durch das Alter gebleichte Haarmuchß sichtbar wurde.

Wir befanden uns nun im Saale des Museums. Man würde sich irren, wenn man sich denselben ähnlich den Räumen unserer großen europäischen Museen vorstellen wollte. Er trägt ganz den Charakter der klösterlichen Einfachheit. Die Wände entlang sind Glaschränke mit ausgestopften Säugethieren und Vögeln aufgestellt, während große Glaskasten mit den fossilen Funden des Pampasgebietes in Zwischenräumen die Mitte einnehmen.

Dr. Burmeister führte uns zuerst in sein Studirzimmer. Es ist ein kleines, eben mit den nöthigsten Möbeln versehenes Gemach. Einige Bilder hängen an der Wand, und darunter ein Don Quixote, der mit verzweifelterm Ernst seine Ritterromane liest. Es ist ein Lieblingsstück Dr. Burmeisters.

Nachdem er sich in einen bequemern Anzug geworfen, führte er uns in ein enges Cabinet am Ende des Saales, in welchem sich die Utensilien für Präparirung der Insekten: Spannbretter, Kästchen zc., sowie die Schlüssel zu den Schränken aufbewahrt fanden. Hier begann er alsbald eine Geschäftigkeit zu entwickeln, welche mir den ganzen Mann charakterisirte.

Zuerst wurden aus einer verschlossenen Wandnische die Schlüssel zu den Insektenschränken hervorgeholt; dann wurden die Kästchen geöffnet, in denen ich die Schmetterlinge zc. mitgebracht hatte. Mit dem geübten Blick des Kenners entdeckte Dr. Burmeister sofort, daß sich unter vielem Altbekannten auch eine ganze Reihe neuer Arten befand.

„Nehmen wir“, bemerkte er, „zuerst die Papilioniden heraus. Hier unter meinem Tisch steht ein leeres Kästchen, da stecken wir sie hinein.“

Ich schaute nach unten. Da standen allerdings mehrere Kästchen. Jenes, welches er bezeichnete, war das unterste von allen. Ich schickte mich an, es hervorzuziehen.

„Nein, nein,“ versetzte er rasch, „das muß ich selbst thun. So bin ich es gewohnt, alles selbst zu thun. Schauen Sie sich hier um, das ist alles meine Arbeit. Man hat mir angeboten, ein neues, größeres Museum zu bauen; doch ich will nichts davon wissen. Man müßte sonst alles auseinandernehmen und ich hätte die ganze Arbeit zum zweitenmal.“

Dr. Burmeister hatte angefangen, die Kästchen eines nach dem andern herabzunehmen, wobei ich ihm, soweit er es zuließ, behilflich war. Als wir zu dem bezeichneten kamen, fanden wir es mit anderen Gegenständen gefüllt. Also zum Rückzug! Dieser wurde ganz in derselben Ordnung bewerkstelligt, wie der Vormarsch. Ein Kästchen nach dem andern mußte

wieder an seinen Platz, und keines, das der Länge nach gestanden, durfte der Breite nach gesetzt werden.

Sobald übrigens die erste Schwierigkeit überwunden war, begann die Bestimmung. Bemerken muß ich, daß ich eine große Anzahl von Schmetterlingen, die ich früher selbst schon bestimmt, zu Hause gelassen hatte. Die, welche ich mitgebracht, waren alle der Reihe nach numerirt. Die betreffenden Nummern hatte ich in mein Notizbuch eingetragen. Dr. Burmeister öffnete nun einen Schrank und zog einen der schubladenähnlich eingesetzten Schmetterlingskästen hervor. Es enthielt derselbe eine Anzahl Papilioniden. Die von mir mitgebrachten Exemplare wurden mit denen des Kastens verglichen, Dr. Burmeister las den Namen und ich trug ihn zu der entsprechenden Nummer in mein Notizbuch ein. Nachdem der erste Kasten examinirt war, wurde der zweite herbeigeht, und so ging es weiter.

Die Geschäftigkeit, die der hochbetagte Herr dabei entwickelte, setzte mich in Erstaunen. Jedes Anerbieten einer Hilfeleistung wurde abgewiesen; das höchste, was Dr. Burmeister erlaubte, war, daß man beim Vergleichen eine Seite des Kastens unterstützte, während er selbst die andere hielt. Von Müdigkeit, von Ausruhen wollte er nichts hören. Uebrigens war das nicht ein bloßes trodenes Vergleichen. Jetzt eine interessante Bemerkung, jetzt ein drolliger Zug, jetzt ein Genieblitz oder markiger Kraftausdruck, von urwüchsigem Lachen begleitet, bildeten die Würze der an und für sich monotonen Arbeit.

Als wir bei den Nymphaliden und unter diesen bei der Unterfamilie der Morphiden angelangt waren, brachte Dr. Burmeister die betreffenden Kästen. „Da sehen Sie einmal ein prächtiges Paar von *Dynastor Napoleon*“, rief er aus. „Die kommen von meinem Sohne aus Rio de Janeiro. Vor längerer Zeit ersuchte mich ein Engländer, ihm ein Paar dieses Schmetterlings zu verschaffen. Ich kannte einen Herrn in der Stadt, der ein solches besaß, und theilte ihm das Anliegen des Engländers mit. „Wenn er 10 Pfund Sterling bezahlt,“ war die Antwort, „kann er sie haben; mich selbst haben sie 6 Pfund gekostet.““

Eine für mich interessante Frage war es, was Dr. Burmeister zur Conservirung seiner Insectensammlungen anwende; eine Frage, die wegen der größeren Zahl der Schmetterlingsfeinde in Brasilien noch weit wichtiger als in Europa ist. Dr. Burmeister antwortete mir: „Ich wende nichts an; allein ich Sorge, daß meine Kästen gut schließen“, und damit öffnete er den, welchen er gerade vor sich hatte. Der Verschuß war auf folgende Weise hergestellt: Ueber die Mitte der Oberseite der vier Wände des Kastens zog sich eine Feder¹, die genau in die mit ihr correspondirende Nuth des Deckels

¹ Ich gebrauche dies Wort, weil es die Schreiner gebrauchen, obwohl ich es in diesem Sinne im Wörterbuch nicht finde.

paßte. Auf diese Weise war der etwa eindringende Feind gezwungen, viermal seinen Weg zu unterbrechen, bevor er in das Innere des Kastens gelangen konnte; das war allerdings eine sehr praktische Einrichtung.

Ueber unseren Arbeiten waren circa 2 Stunden hingegangen, und ich hielt es für angemessen, einstweilen abzubrechen.

Bevor wir weggingen, holte uns Dr. Burmeister beiseite. „Jetzt muß ich Ihnen noch etwas zeigen.“

In einem besonderen Raume des Museums stand auf einem Gestell der Kopf eines Megatheriums. „Den betrachten Sie sich, meine Herren!“ rief er uns zu. „Welch prächtiges Exemplar! Sehen Sie, den habe ich in diesen Zustand versetzt. Sagen Sie mir, welche Seite Natur und welche Kunst daran ist. Der Kopf wurde mir in Stücken gebracht. Die rechte Seite war wohl erhalten, die linke war zertrümmert; ich habe sie nach dem Modell der rechten mit Gyps wieder hergestellt. Und jetzt kommen Sie hierher und betrachten Sie ihn von dieser Seite. Na, was sagen Sie dazu? Dieser Knochen, welcher den Vorsprung der Nase bildet, fehlte bei den früher entdeckten Exemplaren, und man meinte allgemein, daß er überhaupt nicht vorhanden sei. Dies Exemplar beweist das Gegentheil. Für 10 000 Pfund Sterling gebe ich den Kopf nicht her.“

„Und wie lange“, fragte ich, „haben Sie gebraucht, denselben in diesen Zustand zu bringen?“ — „Vier Monate.“

Nebenan lagen die Knochen eines ganzen Skelettes in buntem Durcheinander auf dem Boden ausgestreckt. „Sehen Sie,“ bemerkte Dr. Burmeister, „so hat man mir alles gebracht, was Sie jetzt hier geordnet sehen. Und das habe ich alles allein herrichten müssen. Und ich will auch keinen andern haben, der mir hilft; nur dieser junge Mann“ — es war die einzige Seele, die sich außer Dr. Burmeister und uns im Museum befand — „leistete mir seine Dienste. Wie oft habe ich gesagt, man möge, wenn man einen Fund thut, alles an Ort und Stelle lassen und mich rufen, ich würde dann selbst den Transport in guter Ordnung besorgen; allein jedesmal wirft man erst alles durcheinander und dann bringt man mir's.“

In der ganzen ungeheuren Ebene zwischen den Cordilleren und dem Atlantischen Ocean liegt aller Vermuthung nach noch ein unerschöpflicher Schatz von ungehobenen Fossilien. Die meisten derselben gehören jener Ordnung der Säugethiere an, welche Cuvier unter dem Namen der Edentata zusammenfaßte, und welche die drei Familien der Ameisenbären¹, Gürtelthiere und Faulthiere in sich begreift. Die Funde, welche bis jetzt gemacht wurden, sind höchst zahlreich, und zwar ist der größte Theil derselben nach Buenos Ayres gewandert. Es sind dies: das Megatherium und

¹ Ameisenbären sind übrigens bis jetzt fossil nicht gefunden worden.

Myllodon aus der Familie der Megatheriden, gigantische, mit dem brasilianischen Faultier (*Bradypus tridactylus Cuv.*) verwandte, jetzt ausgestorbene Thierarten, sowie Glyptodon Ow. und Chlamydophorus Harl., riesige Vertreter der Gürtelthiere, und verschiedene andere paläontologische Merkwürdigkeiten. Alle diese fossilen Vertreter längst ausgestorbener Thiergenerationen liegen in den Thon der Pampasebenen eingebettet und gehören somit der sogen. Pampasformation an, welche von den Geologen als ein Glied des Diluviums angesehen und als gleichbedeutend mit dem europäischen und amerikanischen Diluvium betrachtet wird.

Dr. Burmeister war stolz auf seine paläontologische Sammlung. „Weber in London noch in Paris“, sagte er, „finden Sie diese Objecte so vollendet wie hier.“

Beim Weggehen aus dem Museum sahen wir im Treppengehäuse zu unserer Ueberraschung vor uns das freilich stark verblasste Bild eines Heiligen. Es machte einen traurigen Eindruck. Seine ursprüngliche Bestimmung, die Vorübergehenden zu erbauen und zu guten Gedanken anzuregen, hat es verloren, und wie ein Gefangener schaut es mittheilerregend in seine seltsame Umgebung hinein.

Wenige Tage später machten wir unsern zweiten Besuch. Dr. Burmeister hatte seine Leute (Pfortner und Bibliothekar) instruiert, und sie empfingen uns aufs freundlichste. Er hatte sogar die delicate Aufmerksamkeit, uns durch den Bibliothekar ein Buch präsentiren zu lassen, welches über die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten handelte.

Er selbst war sehr gut ausgeräumt und schlug sofort einen gemüthlichen Ton an. Bald waren wir wieder am Classificiren. Diesmal hatte Dr. Burmeister vorgearbeitet. Ich fand die Schmetterlinge in meinem Kästchen bereits geordnet, und mit dem Bestimmen ging es rasch voran. Während der Arbeit wurde er abgerufen. „Wissen Sie auch, wer mich hat rufen lassen?“ fragte er, als er zurückkam. „Das war ein Bettler. Wenn Sie wüßten, wie viele dieser Leute vorsprechen!“ — „Es hat also auch seine Dornen,“ bemerkte ich, „ein berühmter Mann zu sein.“ — „Allerdings. Da kam kürzlich ein Individuum, das mich um ein Almosen ansprach. Ich gab ihm 5 Pesos (etwa 20 Mark). Der Bursche ging. Nach einiger Zeit kam er wieder und klagte mir seine äußerste Noth; er sei krank und wisse nicht, was machen. Ich sorge dafür, daß er ins Hospital kommt. Einige Wochen vergehen, da stellt er sich wieder. ‚Sind Sie gesund?‘ — ‚Ja, aber . . .‘ — ‚Nun, was denn aber . . .?‘ ‚Ich habe keinen Real, um weiterzukommen.‘ Was thue ich? Ich gebe ihm weitere 8 Pesos, und das Individuum drückt sich. Kaum ist er fort, da wird mir eine Spitalrechnung präsentirt, und ich muß nun noch 80 Pesos für den Burschen bezahlen.“ Wir sind noch am Sprechen, als sich wieder ein Fremder vorstellt. Dieser bringt eine Empfehlung von seinem

Vater und bietet sich an, Vögel für das Museum zu schießen. Dr. Burmeister bemerkt ihm, daß er im Augenblick absolut keinen Vogelschieser nöthig habe, und der junge Mensch zieht wieder von dannen. „Sonderbare Empfehlung!“ warf Dr. Burmeister hin, als er weg war, „ich kenne den Vater so wenig als den Sohn.“

Wir waren mit der Bestimmung zu den Hesperiden gekommen. Dr. Burmeister meinte unter den „Dickköpfen“ lauter Bekannte wiederzusehen; allein bei der Vergleichung stellte sich heraus, daß im Grunde nur sehr wenige von den Arten, die ich mitgebracht hatte, sich in seiner Sammlung fanden. Auch zwei Castnien aus São Leopoldo waren ihm fremd. Desgleichen ergab sich unter den Sphingen eine oder die andere Art als neu, obgleich Dr. Burmeister gerade diese Schmetterlingsfamilie mit Rücksicht auf Brasilien eingehender als vielleicht irgend ein anderer studirt hat. Daß manches von dem, was ich mitgebracht, in Buenos Ayres zurückblieb, brauche ich nicht erst zu sagen.

Bevor wir uns verabschiedeten, theilte uns Dr. Burmeister mit, daß er seinen Sohn mit Gefolge nach dem Süden geschickt, um denselben in zoologischer Hinsicht zu erforschen, und daß er selbst demnächst eine Reise nach São Paulo zu ähnlichem Zwecke zu machen gedenke. Mit 82 Jahren eine solche Reise! Wahrlich, es gehört viel Muth dazu. Dr. Burmeister selbst empfand, daß dieselbe ihre bedenkliche Seite habe, und sieht sich deshalb vorerst nach einem zuverlässigen Begleiter um.

Eine andere Mittheilung, die er uns machte, ist mehr komischer Natur. Mehrere Herren von Buenos Ayres hatten eine Wette gemacht. Es handelte sich um das Alter eines Ochsen, von dem die einen behaupteten, er habe mehr, die anderen, er habe weniger als 5 Jahre. „Und sehen Sie, meine Herren,“ bemerkte Dr. Burmeister, „da bin ich nun eingeladen, zu entscheiden.“

Wer Dr. Burmeister kennen gelernt hat, verläßt ihn mit der Ueberzeugung, daß er es mit einem durch und durch geraden und offenen Charakter zu thun hatte. Rund heraus in seinen Aeußerungen, kann er mitunter sogar etwas herb werden; allein eben so gemüthlich ist er, wenn man sich mit ihm versteht.

Die Wissenschaft geht ihm über alles. Charlatanerie auf diesem Gebiete findet an ihm einen entschiedenen Feind, und Tendenzforschung ist ihm fremd. Eine Thatsache im Interesse einer vorgefaßten Idee zu modelln und auf gewaltsame Weise zurechtzustutzen, wie es die Evolutionisten thun, dazu ist Dr. Burmeister nicht fähig.

24. Palermo. — Der zoologische Garten.

Wer die vornehme Welt von Buenos Ayres kennen lernen will, der muß an einem Sonn- oder Feiertag Nachmittag oder auch an einem schönen Sommerabend nach Palermo gehen. Dann wird er aus Hunderten und Hunderten von eleganten Karossen feine Herren und schmude Damen aussteigen sehen, welche sich im Schatten der Palmen ergehen, während gleichzeitig Tramway und Eisenbahn ihr zahlreiches Contingent von fein geschniiegelten Spaziergängern zur Stelle bringen.

Aber was ist denn Palermo, daß es eine solche Anziehungskraft übt?

Es ist der Park von Buenos Ayres, auf welchen die Stadt außerordentliche Summen verwendet, um ihn zu einem so beliebten Erholungsort zu machen, wie er es ist.

Mir war es nicht darum zu thun, den Puz und Glanz der Elite von Buenos Ayres zu bewundern; auch nicht darum, den Duft argentinischer Riechfläschchen zu athmen; ich verlangte nur, die Thiere ein wenig zu studiren, welche dort in Gewahrsam gehalten werden. Denn Palermo ist zugleich eine Art zoologischer Garten, in welchem die Hauptvertreter der argentinischen Fauna zu sehen sind.

Aus diesem Grunde wählte ich denn auch keinen Sonn- oder Feiertag, sondern einen schlichten Werktag zu meinem Besuche.

Morgens 7 $\frac{1}{2}$ Uhr ging es zum Tramway; P. Brugier und ein anderer der Vortlichkeit kundiger Vater begleiteten mich, ersterer mit etwas Widerstreben, denn er hatte für die „Bestien“ wenig übrig.

Raum hatten wir die Stadt hinter uns, als wir in Zwischenräumen verschiedenen, bald mehr bald weniger schönen Quintas begegneten.

Mir fällt immer wieder der schreiende Gegensatz auf, welcher sich zwischen dem üppigen Wachsthum dieser Wohnstätten des Luxus und den daneben liegenden, sich selbst überlassenen Grundstücken geltend macht: hier alles öde und wüßt und dort alles grünend, blühend und strotzend von Leben. Wie rathlos ist doch hier die gute Mutter Natur, wenn ihre Schwester, die Kunst, ihr nicht liebend unter die Arme greift!

Nachdem wir etwa eine Stunde gefahren waren, hielten wir an einem breiten, rechts und links von Bäumen besäumten Weg, welcher rechtwinklig von unserer Straße abbog.

Dies ist der Weg zum Park, welchen wir in einiger Entfernung vor uns liegen sehen. Wir stiegen aus.

Auf dem Wege fand ich einige zur Gattung *Limax* gehörige Schnecken, welche mir unbekannte Formen repräsentirten. Ich säumte nicht, dieselben aufzulesen und in ein Papier einzuschlagen, um sie daheim einer genauern Prüfung zu unterziehen.

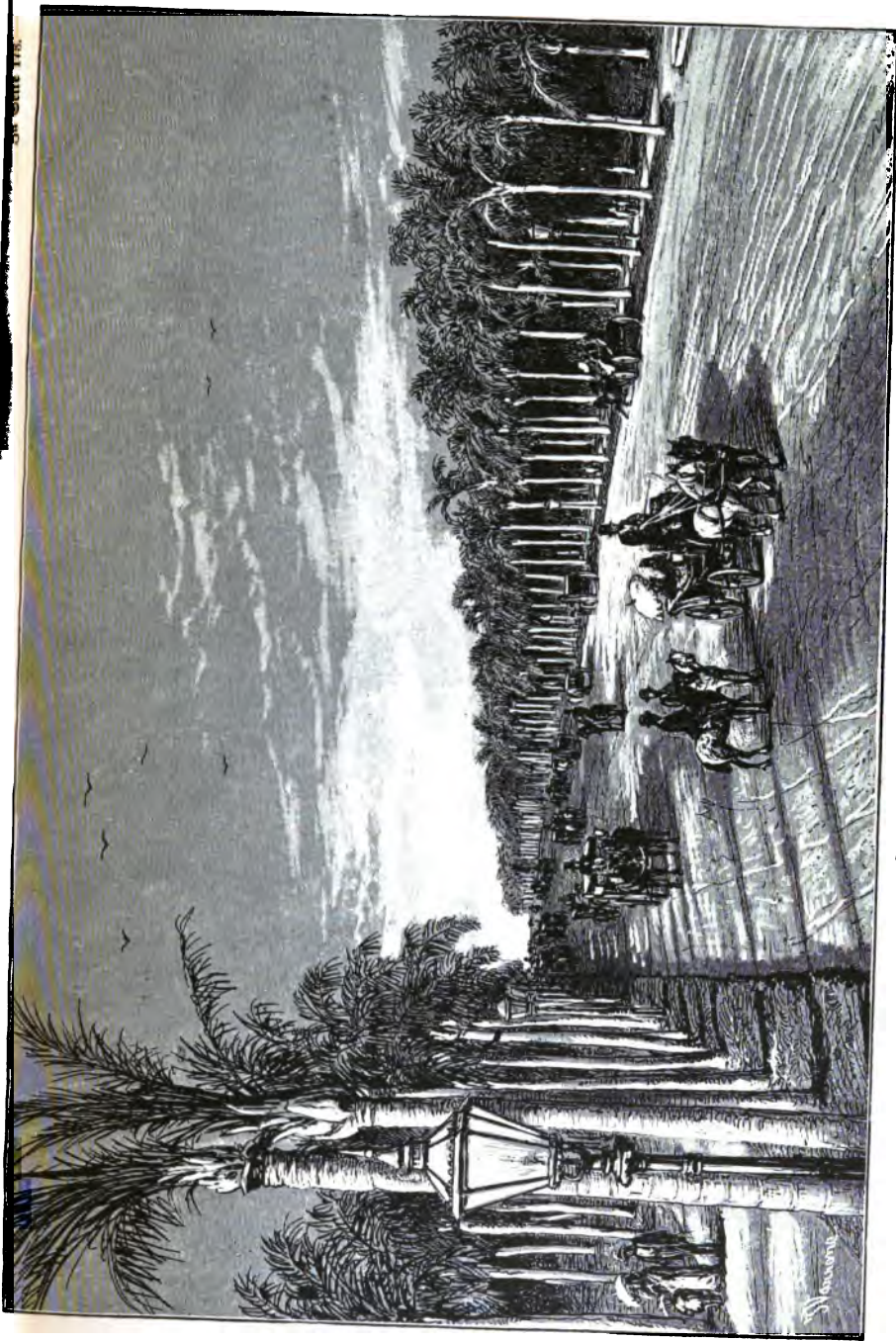


Fig. 81. Promenade in Buenos Ayres.

Gleich darauf huschte ein äußerst niedliches Schlingelchen über den Pfad, das ich gleichfalls gerne und zwar am liebsten lebendig mit nach Hause genommen hätte. Allein das Thierchen vertheidigte sich wüthend und biß, was es beißen konnte, nach allen Seiten um sich. Da bei allem, was Schlange heißt, Vorsicht am Plage ist, so suchte ich mich erst von der Gefährlichkeit des kleinen Geschöpfes zu überzeugen. Die Sache war rasch entschieden: Augenlider und zwei kurze Fußstummeln zu beiden Seiten der Schwanzwurzel ließen mir keinen Zweifel, daß ich es mit einer den Blindschleichen verwandten Thiergattung (*Ophiodes*) zu thun hatte, die übrigens von der mir aus der Provinz Rio Grande do Sul bekannten *Ophiodes striatus Wagl.* verschieden war. Damit hatte denn auch der Widerstand des Thierchens seine Bedeutung verloren, und lebendig und unverletzt, wie es war, mußte es in eine Papierumhüllung wandern, aus der es nur wieder herauskam, um das naturhistorische Cabinet des Collegs von Buenos Ayres zu schmücken.

Unterdessen waren wir an einem großen Gitterthor angekommen, welches die Mitte des Weges einnahm, während zwei kleinere zur Rechten und Linken desselben zwischen starken Pfeilern angebracht sind.

Die Thore waren offen und wir traten ein.

Gleich links, etwas abseits vom Weg, zieht sich ein großes Gebäude hin. Embleme über dem Eingang und die nächste Umgebung zeigen an, daß es einen militärischen Charakter hat. Ehemals war dasselbe die Residenz Rosas'; nach dessen Sturz wurde es in eine Kriegsschule umgewandelt. Vor uns aber öffnet sich die wahrhaft stolze Palmenallee, in deren Schatten am Sonntag zu Hunderten die glänzenden Gespanne der Parkbesucher aufgestellt sind (Fig. 31).

Eine Palmenallee!

Welcher eigenthümliche Zauber liegt doch in dem Anblick der Palme, wenn sie ihre edlen Formen auf den milden Hintergrund des südlichen Himmels malt! Ein unbekanntes Etwas, mit dem wir unwillkürlich sympathisiren müssen, liegt in dieser Erscheinung, und es ist mir, als ob ich ihr zurufen müßte:

Eble Palme! Zarte Palme!
Schlank und schwank gleich einem Balme,
Steigst du, himmelwärts dich hebend,
Immer sehnend, immer strebend,
In des Himmels milde Pracht.

Seh' ich dich, entblößt von Zweigen,
Steigen so und immer steigen,
Fühl' ich Aug' und Herz nach oben
Sanft mit dir emporgehoben
Durch geheimnißvolle Macht.

III. Buenos Ayres.

Ja, du ringst; doch, ach, vergebens.
Sieh, inmitten deines Strebens
Stehst du, schön zwar stets und edel,
Aufgelöst in schwanke Webel,
Wie in süßem Wehmuthsschmerz.

Und ein Geist mit edlem Ringen
Scheint in dir emporzudringen,
Sich mit dir im Licht zu wiegen
Und mit dir zu unterliegen,
Und in Wehmuth klagt mein Herz.

Im übrigen löst sich das Partgebiet in eine Menge einzelner Gruppen von Wäldchen, Zeichen, Thiergehegen u. auf, welche durch reizend verschlungene Wege voneinander getrennt sind. Für die Musik, welche Stimmung in das Publikum bringen muß, ist eine erhöhte Bühne errichtet. Brillante Lampen verriethen uns durch ihre Einrichtung, daß auch für elektrische Beleuchtung gesorgt ist, während zahlreiche Brunnen dem Durst und Bänke der Ermüdung der Spaziergänger Rechnung tragen. Doch voran.

Da es noch früh am Tage ist, so ist es natürlich, daß wir den Park sehr einsam finden. Raum daß einige Officiere, wahrscheinlich Angestellte der benachbarten Kriegsschule, auf den Bänken umher sitzen oder ausgestreckt daliegen und mit verschlafenen Augen die neuesten Nachrichten aus der noch halbfeuchten Morgennummer irgend einer argentinischen Zeitung herauslesen. Mit einem aufmerksamen Knig erwidern sie unsern Gruß.

Wir kommen nun zu einem Thierbehälter; er ist theilweise verdeckt. Was ist darin? Affen. Gehen wir weiter. Dort ist ein großes, kreisförmig eingezäuntes Gehege, in welchem mehrere Schafe und Lamas gemüthlich nebeneinander spazieren. Das Lama (*Auchenia Lama Lin.*) hat die Größe eines Hirsches, gehört zu den Wiederkäuern und zunächst zu den Kameelen, hat jedoch keine Höcker. Seit den Tagen, da ich als Kind die Leiden und Schicksale Robinsons las, habe ich demselben noch immer eine gewisse Sympathie bewahrt. Obgleich die hohen Andesketten, an denen es sich in ganzen Heerden bis zur Schneegrenze herumtreibt, die eigentliche Heimat des Lama sind, so findet es sich doch vortrefflich auch in der Ebene zurecht. Wie bekannt, war dasselbe vor Zeiten das einzige Lastthier in Peru und Chile und spielte als solches bei der Eroberung des erstern eine bedeutende Rolle. Aber auch jetzt noch ist es in Gebirgsgegenden zur Beförderung von Lasten, besonders von Erzen, unentbehrlich.

In einem andern Gehege traf ich mehrere Guanacos (*Auchenia Huanaco H. Sw.*), lebendige, dem Lama ähnliche Thiere. Auch sie sind Kinder der Berge, theilen aber hier mit dem Strauß, dem geborenen Sohn der Steppen, friedlich dasselbe Gehege.

Bemerkt muß hier werden, daß das Lama oder Schaffameel neben dem Hirsch die einzige Thiergattung ist, welche die Familie der Wiederkäuer in Südamerika vertritt. Schaf, Ziege und Rind sind eingeführt. Von den beiden genannten Gattungen aber kommt Brasilien nur jene der Hirsche zu, während das Lama, das einzige Hausthier, Ländern gehört, die sich in den Besitz der Cordilleren theilen.

Man hat diesem Umstand die Thatsache zugeschrieben, daß die Urvölkerstämme Brasiliens bei weitem nicht die Culturhöhe erreichten, welche bekanntermaßen die Indianerstämme von Peru und Chile besaßen, und vielleicht mit Recht. Denn wenn man berücksichtigt, welch ungeheuren Einfluß z. B. das einzige Kenthier auf Lebensweise und Sitten der europäischen Nordländer ausübt, so darf man mit Grund annehmen, daß das Lama einen ähnlichen durchgreifenden Einfluß auf die Sitten und Lebensweise und culturhistorische Entwicklung jener Völkerstämme geübt habe. Die Thiere dieser Gehege waren recht zutraulich und kamen, wohl in der Absicht, einen ledern Bissen von uns zu erhalten, bis dicht an den Zaun. Zwar ist es den Fremden verboten, den Thieren des Parkes irgendwelche Nahrung zu bieten; allein sowohl der sehnüchtlig forschende Blick, mit dem sie sich der Umzäunung nahen, wie auch die niedergetretenen Stellen, welche vom Wege zu dieser hinführen, beweisen, daß das Verbot wenig beobachtet wird.

Wir kamen zu den Raubthieren. Diese fanden wir in drei Familien vertreten: Katzen, Hunde und Bären.

Zuerst trafen wir in einem Käfig den amerikanischen Löwen (*Leo concolor Lin.*), auch Silberlöwe, oder mit inländischen Namen bald Gugar, bald Puma genannt. Bekanntlich unterscheidet sich dieser in mehrfacher Beziehung von dem afrikanischen Löwen, besonders aber dadurch, daß ihm Mähne und Schwanzquaste fehlen. Argentinien ist keineswegs seine einzige Heimat. Er wird in ganz Amerika, von Canada bis hinab zum Feuerland getroffen. Feige, wie er ist, fürchtet er den Menschen, und auch größere Thiere wagt er nicht anzugreifen. Dagegen richtet er in Schafheerden große Verheerungen an. Der Beute reißt er sofort den Hals auf und leckt, ehe er zu fressen beginnt, gierig das Blut. Dann erst verzehrt er kleinere Thiere; von größeren bedeckt er den Rest mit Stroh oder Sand und kehrt, wenn er keine frische Beute erhascht, in der nächsten Nacht zu ihm zurück, wo es dann nicht schwer ist, ihn zu erlegen. Der Käfig beherbergt mehrere Individuen, die aber, wahrscheinlich weil ihnen der regnerische Himmel nicht zusagt, apathisch sich dem Schlaf überlassen.

In einem andern Zwinger befanden sich fünf Exemplare des Jaguar (*Felis onca Lin.*) oder des gepantherten amerikanischen Tigers, der in Brasilien allgemein mit dem Namen Onça bezeichnet wird. Das Thier ist durch Schrift und Bild genugsam auch in Deutschland bekannt und bedarf keiner Beschreibung. Die Gruppe aber, die wir hier vor uns haben, hat

III. Buenos Ayres.

ihren eigenen Reiz. Im Hintergrund liegen die alten Raketen, vorn tummeln sich die Jungen herum. Der alte Tiger ist ein Prachtexemplar. Mit vorgestreckten Taten liegt er da und schaut ziellos ins Weite. Nichts regt sich an ihm, als höchstens in ruhigen Linien der gewaltige Kopf. Sein Blick hat nichts Blutgieriges, aber etwas fürchterlich Unerforschdenes, ich möchte sagen, Selbstbewußtes an sich. Mit kaltblütiger Gleichgültigkeit schaut er über das Treiben der jungen Rangen hinaus, die sich zu seinen Füßen rollen, und auch das Erscheinen der fremden Gäste vor seinem Gitter ficht ihn nicht an. In Brasilien unterscheidet man mehrere Varietäten der Onça, auch eine schwarze. Die fünf Individuen von Palermo gehören jedoch alle nur einer und zwar der gewöhnlichen Varietät an.

Die Vertreter der Hundefamilie machten sich schon von ferne durch ihren nicht gerade angenehmen Geruch bemerklich. Sie waren von kleiner Figur und schienen noch zu schlafen; denn kaum ein oder das andere Individuum kam zum Vorschein. Wir fanden sie in einem umgitterten Fuchsbau beisammen. Welcher Species dieselben angehören, konnte ich mit Sicherheit nicht ermitteln. Etiketten sind nämlich an den einzelnen Behältern nicht angebracht, woraus ich schließe, daß die ganze Sammlung überhaupt mehr einen recreativen als wissenschaftlichen Zweck hat.

Die beiden plumpen Bären hier sollen uns nicht lange aufhalten. Wahrscheinlich sind es keine Argentinier; sie haben auch sonst nichts Auffälliges an oder um sich, als höchstens die doppelten Eisenbarren am Gitter. Allem Anschein nach hat Freund Pex sich irgend eine Unart zu schulden kommen lassen, daß man ihm seine Haft so verschärft hat.

Ein allerliebstes Thierchen ist der Nasen- oder Schweifbär (*Nasua*), von den Brasilianern *Guati* genannt. Man unterscheidet zwei Arten, die gesellige und die ungesellige (*Nasua socialis* und *Nasua solitaria* Prinz Wied). Die Individuen, welche hier gehegt werden, gehören der ersten Art an. Das *Guati* hat eine Körperlänge von ungefähr $\frac{1}{2}$ m; der buschige, schwarz und weiß geringelte Schwanz ist beinahe ebenso lang. Der spitz zulaufende Kopf endigt in eine bewegliche Schnauze, welche dem Rüssel unserer Borstenthiere sehr ähnlich sieht. Mich interessirt der kleine Rüsselbär, seitdem ich Gelegenheit hatte, selbst eines dieser Thiere über ein Jahr lang mit allen seinen Eigenthümlichkeiten in nächster Nähe zu beobachten.

Das *Guati* ist ein gutgeartetes Thierchen, das etwas von einem muthwilligen Schelm in sich hat. Es läßt gern mit sich scherzen und geht dann selbst auf den Scherz ein, indem es seine drolligen Streiche macht. Wie ein junges spielendes Hündchen legt es sich auf den Rücken, rafft sich dann plötzlich auf, läuft einige Schritte weit weg, kehrt wieder zurück, schnappt, als ob es beißen wolle, nach der Hand dessen, der mit ihm spielt, geht jetzt gleichgültig seine Wege und macht dann plötzlich wieder seine Capriolen.

Hält man vor ihm etwas in die Höhe, das seinem Appetit zusagt, so sitzt es einem mit einem Sprunge an der Seite, klettert wohl bis zur Schulter hinauf und ruht nicht, bis es den ersehnten Gegenstand erhascht hat. Würmer sind seine Lieblingspeise; es wühlt sie aus der Erde heraus, indem es die obere Schichte abschürft, ohne größere Vertiefungen zu machen. Stellt man ihm aber ein Gefäß mit ausgegrabenen Würmern hin und macht ihm so die Arbeit leicht, so geräth es fast außer sich vor Freude. Mit einer Hast und Geschäftigkeit, die ergötzlich ist, macht es sich über dieselben her und verzehrt sie mit gierigem Behagen. Will man ihm dann das Gefäß wegnehmen, so klammert es, schnell wie der Blitz, sich daran fest und läßt sich eher mit demselben in die Luft heben, als daß es losließe. Sieht es sich aber trotzdem von seiner Beute getrennt, so ist ihm keine Mühe zu viel: es rennt, springt, läuft, klettert und bietet alles auf, dieselbe wieder zu erlangen. Das Klettern ist seine Freude; es faßt den Baum und arbeitet sich ruckweise hinauf, wie ein Eichhörnchen. Ist es aber einmal droben, dann spaziert es gemüthlich auf den Nestern umher und kümmert sich um keinen Menschen mehr. Trauben, Beeren, Nüsse, auch Vogeleier, alles, was es da oben Ekbares findet, ist ihm willkommen.

Die Stimme des Cuati ist ein heller, pfeifender Ton, den man eher einem Vogel als diesem Thiere zuschreiben möchte. Gezähmt liebt es die Gesellschaft des Menschen. Sieht es dann jemand auch nur in der Ferne vorübergehen, so läßt es sofort seine Signalpfeife ertönen und ist nicht zufrieden, bis man ihm seine Aufmerksamkeit schenkt.

Doch lassen wir jetzt das Cuati, bei dem wir uns lange genug aufgehalten. Drüben ist der Rüssig des Wassertschweins (*Hydrochoerus capibara* Lin.), von den Brasilianern Capivara genannt, welches einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit verdient. Es ist ein großes, plumpes Thier, mit unverhältnißmäßig großem Kopf und stumpfer Schnauze, das größte aller noch lebenden Nagethiere. Von dem Namen Wassertschwein ist mir eigentlich nur die erste Hälfte recht erklärlich; denn es lebt an und in den Flüssen, in denen es seine zumeist aus Wasserpflanzen bestehende Nahrung sucht; vom Schwein aber hat es sehr wenig an sich, da weder die Füße, noch der Kopf, noch der Rumpf eine Aehnlichkeit mit demselben aufweisen. Das einzige, was es allenfalls mit seinem Namensvetter in Beziehung bringen könnte, ist der gewölbte Rücken und die steifborstigen, dünngefäzten Haare, zwischen denen hindurch man die Körperhaut sehen kann.

Der indische Name Capivara ist nach Martius abgeleitet von Caapi und uara, was so viel als Herr des Grases heißt. Den Kolonisten richtet das Capivara oft großen Schaden in den Plantagen an; es wird deshalb eifrig von denselben verfolgt. Wenn aber Leunis in seiner Synopsis sagt: „Das Flußschwein gehört wie der Biber zu den Fastenspeisen; besonders

III. Buenos Ayres.

sind dessen Schinken beliebt“, so gilt das von der Provinz Rio Grande do Sul sicher nicht, da selbst die Armen es verschmähen ¹.

Wir kommen nun zu einem Dickhäuter, dem einzigen Amerika's, welcher zugleich das größte Säugethier des amerikanischen Continents repräsentirt. Es ist die Anta oder der Tapir (*Tapirus americanus* Lin.), ein guter, gemüthlicher Bursche, so ungefähr von der Größe eines Esels. Auch er hält sich, wie das Capivara, gern an Flußufern und Sümpfen auf und versteht es vortrefflich, zu schwimmen. In den bewohnten Theilen der Provinz Rio Grande ist der Tapir selten; denn da er einerseits ein vortreffliches Fleisch hat und auf der andern Seite den Pflanzungen, besonders dem Zuckerrohr oft übel zusetzt, so verfolgt man ihn, wo er sich sehen läßt. Jedoch wird er wohl auch gezähmt und ist dann ein friedlicher Gast auf dem Hofe. Grünes Laub und Früchte sind seine Nahrung. Eben erhebt sich unser Tapir, der bis dahin träge dagelegen, verlängert und verkürzt schnüffeln seinen Rüssel und steigt langsam in das Wasserbecken seines Behälters, um sein Morgenbad zu nehmen; denn auf diese Kühlung verzichtet er nicht, und wenn ihm hierzu das reine Wasser abgeht, so wälzt er sich, gleich den ihm verwandten Paarzechern unserer Heimat, in der ersten besten Pfütze.

Der letzte Vierfüßler, den wir besuchen, ist der große Ameisenbär (*Myrmecophaga jubata* Lin.) oder Tamandua bandeira, wie die Brasilianer ihn nennen. Allein der Herr ist heut übler Laune und will nicht aus seiner Wohnung heraus. Zusammengeklumpt liegt er darin; kaum daß durch die Oeffnung ein Stück seines zottigen Rückens und des mächtigen Schweifes sichtbar ist. Obwohl das Thier in mancher Beziehung merkwürdig ist, wollen wir uns doch nicht länger bei ihm aufhalten. Bemerken will ich nur, daß dasselbe auch in der Provinz Rio Grande do Sul, jedoch mehr nach dem Innern vorkommt. Man behauptet von ihm, daß es, angegriffen, sich an die Brust seines Angreifers werfe und denselben, wäre es auch ein Jaguar, zwischen seinen Armen erwürge. Wer das glauben will, mag es thun.

Wir müssen auch den Vögeln noch einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit schenken. Schon die ganze Zeit läßt einer der geflügelten Parkbewohner seinen rauhen, durchdringenden Schrei ertönen. Es ist der Tachä (*Palamedoa Chavaria* Lin.), eine hohe stattliche Hühnerstelze von der Größe eines starken Truthahns, mit zwei kräftigen Hornstächeln am Flügelbug und

¹ Vor nicht langer Zeit hatte ich zwei Capivaras durch einen hiesigen Fischer für unser Colleg schießen lassen. Der Mann brachte die ganzen Thiere; wir brauchten bloß das Fell. „Wollen Sie das Fleisch nicht benutzen?“ fragte ich. — „O, für Gunde“, meinte der Mann, „ist das Fleisch recht gut.“

25. Das Colleg del Salvador.

nachdem Ring um den Hals. Der Vogel läßt sich zähmen, wie er auch hier gezähmt umhergeht. Auf dem Hühnerhof ist er ein treuer Gefährte des kleineren Geflügels, das er gegen die Angriffe der Raubvögel schützt.

Rings auf den geschmackvoll über die Landschaft vertheilten Seen und Teichen rudern und plätschern Wasservögel verschiedener Art: zierliche buntschedige Enten, weiße und schwarze Schwäne zc., während andere langweilig am Ufer sitzen und mißstimmt in das Wasser schauen, gleich als hätte der regnerische Tag auch ihnen sein düsteres Aussehen mitgetheilt.

Das letzte, was wir sehen, sind einige Condore, welche vereinzelt in großen Käfigen untergebracht sind. Da haben wir es mit dem König der Büste zu thun, aber mit einem andern, als jenem, von welchem Schiller singt:

Wie im Reich der Büste
König ist der Weis.

Im blauschwarzen, mit weißem Halsstragen gezierten Federmantel sitzt er da, die nahezu 4 m spannenden Flügel eng an den Leib geschlossen und mit seinen mächtigen Krallen fest das Sprieholz umfassend. Behaglich fühlt sich der königliche Gefangene in seinem engen, niedern Gefängniß offenbar nicht, er, der mit dem Vicuña an der Schneegrenze seine Wohnung hat, dessen Reich der unbegrenzte Aether ist, und der, wenn er auf dem Gipfelpunkte seines Fluges angekommen ist, ein Gebiet von der Größe der Schweiz überblickt. Armer König! Solange du frei warst, da wähltest du dir deine Speise nach deinem Geschmack: Schafe, Rinder und Lamas; und kaum hatte dein weithinspähernder Blick sie erschaut, da fuhrst du mit Bliges-schnelligkeit auf deine Beute hernieder, alle Lustregionen von der feinsten bis zur dichtesten mit ungeminderten Kräften durcheilend. Jetzt gibt man dir täglich deine kleine Ration, und niemand fragt dich zuerst, ob sie dir zusagt.

Nun haben wir, glaube ich, alles gesehen.

Die Wahrheit zu gestehen, es war weniger, als ich zu treffen gehofft; doch die Parkanlage ist noch neu; am guten Willen fehlt es sicher nicht.

So traten wir also den Rückweg an. Der Tramway kam wie gerufen und nahm uns mit. Unterwegs durchmusterte ich die Papierhüllen, um nach meinen Gefangenen zu schauen. Der schnelle Ophiodes war noch da, die langsamen Schnecken waren entwischt.

25. Das Colleg del Salvador.

Bis jetzt wurde das Colleg del Salvador (Fig. 32), in welchem ich wohne, nur im Vorbeigehen erwähnt. Es verdient dasselbe jedoch, daß wir ihm einmal auch etwas mehr Aufmerksamkeit schenken; denn obwohl dasselbe erst wenige Jahre besteht, so entbehrt doch seine Geschichte nicht der

III. Buenos Ayres.

Katastrophen, welche sogar für die Geschichte der Stadt Buenos Ayres von Bedeutung sind, indem sie Triebfedern und Abgründe aufdecken, die fürs Gewöhnliche sich dem Auge entziehen.

Das „Colegio del Salvador“ wurde im Jahre 1868 und zwar auf Drängen hervorragender Familien der Stadt gegründet. Es liegt mit der Frontseite nach der Calle Callao und wird auf jeder übrigen Seite von einer andern Straße begrenzt.

Gleich nach seiner Gründung strömten ihm zahlreiche Schüler zu, und da die Eltern der Zöglinge ihr Vertrauen in die Anstalt gerechtfertigt fanden, wuchs die Zahl derselben von Jahr zu Jahr. Man konnte also das Colleg mit einer Blüte vergleichen, die sich von Tag zu Tag schöner entfaltete.

Alein gerade dies rief den Neid und Ingrimm der Uebelgesinnten wach, welcher nicht zur Ruhe kam, bis das Colleg in Flammen aufging.

Es war im Jahre 1875. Die Anstalt hatte damals fünf Flügel, vier davon waren dreistödig, und eine herrliche, noch im Bau begriffene Kirche. Da traten zwei Umstände ein, welche die Wuth der erregbaren Masse in die höchste Gährung versetzten: der eine war, daß der Erzbischof von Buenos Ayres ein Mandat für den Nationalcongreß angenommen hatte; der andere, daß derselbe den Patres der Gesellschaft Jesu die Pfarrei San Ignacio, welche sie ehemals besaßen hatte, wieder übertragen wollte. In letzter Hinsicht hatte sich der Erzbischof mit der Nationalregierung ins Vernehmen gesetzt, und diese hatte der Provinzialregierung die nöthige Weisung zugehen lassen.

Alein sowohl der Präsident der Provinz als dessen Cultusminister, beide Männer der Loge, traten dem Plane feindlich gegenüber und brachten die Sache in die Oeffentlichkeit.

Sofort begannen die freimaurerischen Blätter ins Signalhorn zu stoßen. Die Revista Masonica schlug Alarm. „Aufgepaßt vor den Jesuiten, welche mit unsern Familien in Beziehung treten; aufgepaßt auf die Schulen, welche von den Jesuiten geleitet werden; aufgepaßt auf den Beichtstuhl . . .!“ Und sofort hallte der Lärmruf auf der ganzen Linie der liberalen Preßorgane nach. Das Feuer fing. Die Bevölkerung gerieth in Aufregung. Die Parochianen von S. Ignacio reichten einen Protest gegen die Uebertragung ihrer Pfarrei an die Jesuiten ein, und der Erzbischof antwortete darauf mit einem Hirtenbrief, in dem er die Gründe der Protestirenden widerlegte und dieselben zum Gehorsam gegen Staat und Kirche aufforderte.

Das war Del ins Feuer. Alles wurde, wie immer, den Jesuiten in die Schuße geschoben.

Einige mißrathene Studenten des Club „Universitario“ beriefen ein Meeting und luden alle Logen, Clubs u. zu zahlreicher Betheiligung ein.

25. Das Colleg del Salvador.

Die Versammlung sollte am 21. Februar stattfinden, konnte es aber nicht, weil seit 1874 der Belagerungszustand über die Stadt erklärt war. Dieser ging am 24. Februar zu Ende, und so wurde Sonntag der 28. Februar zum Meeting bestimmt.

Schon einige Tage vorher erhielt P. Rector Mittheilungen, daß ein Italiener in der Pfarrei Santa Fé, Storci mit Namen, täglich einen Haufen Menschen in seinem Hause versammle, welche, wie man sagte, auch Italiener waren. Gegen zwei Stunden blieben sie jedesmal beisammen, deliberirten und declamirten, und kämen dann Fahnen schwenkend und schreiend: „Tod den Jesuiten!“ wieder ans Tageslicht.

Auch war ruchbar geworden, daß einige Studenten sich eidlich verpflichtet hätten, das Colleg der Patres in Brand zu stecken.



Fig. 32. Das Colleg del Salvador in Buenos Ayres.

Daß die Oberen auf solche Nachrichten hin unruhig wurden, läßt sich denken. Auf der andern Seite fehlte es auch nicht an Beruhigungsgründen.

Täglich kamen neue Anmeldungen von Zöglingen; hervorragende Personen versicherten den Patres, daß nichts zu fürchten sei, und der Minister selbst sprach sich im gleichen Sinne aus.

So kam der 28. Februar, und mit ihm trafen erschreckende Nachrichten ein. Man meldete, daß eine Reihe von aufrührerischen Bänden durch die Straßen zöge, und die drohenden Devisen auf ihren Fahnen: „Tod den Jesuiten! Nieder mit den Jesuiten!“ zeigten, daß sie zum Aeußersten bereit seien.

P. Rector schrieb an den Präsidenten der Republik und bat um Schutz. Der Präsident legte den Brief auf die Seite; keine Antwort erfolgte. Was kommen würde, wußte man nicht, und sah mit Bangen jedem nächsten Augenblicke entgegen.

Indessen war in der Stadt die Bewegung zum vollen Ausbruch gekommen. „Nach dem erzbischöflichen Palaß!“ erscholl der Ruf.

Vor dem Palaß treffen die lärmenden Schaaren den Polizeichef, der mit seinen Commissaren und einem Bataillon Vigilantes ihnen zuvorgekommen ist. Der wüthende Haufen rückt vor. Der Polizeichef richtet an sie das Wort und ermahnt sie zur Ruhe. Die Sturmbögel werden scheu und weichen zurück; aber sofort kehren sie um; sie merken, sie haben es mit einem Strohhalm zu thun.

Durch Fenster und Thüren geht es hinein in den Palaß, und die Zerstörung beginnt. Noch sind sie daran, da heißt es: „Nach San Ignacio!“ Und die Masse wälzt sich der alten Jesuitenkirche zu, wo von neuem das Zerstörungswerk fortgesetzt wird.

Jedoch hat auch hier die Bewegung ihr rechtes Ziel noch nicht gefunden. „Zum Colleg del Salvador! Auf zu den Jesuiten! Nieder mit den Jesuiten!“ scholl das Commando, und hinaus ging's vor die Stadt zum Colleg.

Da sind sie nun bereits angelangt und stehen vor dem Thore. Eine fürchterlich peinliche Situation! Drinnen die Patres und Brüder, draußen der wüthende Haufen. Polizei oder bewaffnete Macht war nicht zu sehen.

Wenn sie einbrechen, wer hält sie zurück? Und sie brechen ein.

Schon hat ein Subject, die Fahne in der Hand, mit der Dreistigkeit eines Sansculotten die Mauer erklettert, blickt umher und thut den Sprung in das Innere. Ihm folgt die Masse.

Jetzt bricht es auf allen Enden los. Mit Beilen werden die Thüren gesprengt und herein strömt in alle Gänge der wüthende Pöbel.

Die Verwüstung, die jetzt folgt, ist unbeschreiblich. Fenster, Bänke, Bilder, Tische, Stühle, Schränke, Betten, alles wird zerschlagen und zertrümmert. In den Zimmern, in den Gängen, im Speisesaal, in den Schulen, in den Schlafsälen, kurz, wohin man kommt, da geht alles in Stücke und Scherben.

Am rasendsten aber zeigt sich die Zerstörungswuth in der Kapelle. Gleich als wäre der Teufel in diese Scheusale gefahren, fallen sie über alles her, was es hier Ehrwürdiges gibt. Die Bilder werden herabgerissen, einzelne mit Dolchstichen durchbohrt. Bänke und Stühle und alles, was beweglich ist, wird hinaus auf die Straße geschleppt. Die Altäre werden geplündert und zertrümmert, die Sacristei ausgeraubt, der Tabernakel erbrochen. Kelche, Ciborien, Monstranz, Messbücher, alles wandert auf die Straße. Eine höllische Verwirrung herrscht in allen Räumen des Hauses. Und die Patres und Brüder? Gott allein kann es wissen, was sie in dieser Umgebung gelitten. Gegen diesen zuckt man den Dolch, jenen schlägt man zu Boden, mehrere schon hochbetagte Männer tragen klaffende Wunden am

Kopf. Jeder sucht sich zu retten, wie er kann, einige durch die Thüren, andere über die Mauer, andere werden unter Todesandrohung von den Ungeheuern durch die Straßen der Stadt geführt.

Als P. Rector das Haus verließ, sah er zu seiner Rechten einen gewaltigen Scheiterhaufen in Flammen; es waren die Utensilien der Kapelle, die man hier aufgethürmt und in Brand gesteckt hatte.

Während so die einen ihren satanischen Haß gegen die Patres ausließen, fehlte es nicht an anderen, welche ihnen eine heroische Theilnahme bewiesen. Nicht weit von dem Colleg wohnte ein protestantischer Engländer. An seinem Hause eilte ein Pater mit fünf Brüdern flüchtig vorüber und suchte ein Obdach. „Kommen Sie herein, kommen Sie, Patres, ich vertheidige Sie!“ rief ihnen der Engländer zu, und wenige Augenblicke darauf schloß sich die Thüre hinter ihrem Rücken.

Der Engländer führte sie ins Schlafzimmer, öffnete die Thüre zum Keller und wies sie hinunter. In der Aufregung, in der sie waren, zögerten sie, in den dunklen Raum hinabzusteigen, und baten, oben bleiben zu dürfen. „Gut, wie Sie wollen.“ Der brave Mann eilt weg und trifft Vorkehrungen zur Vertheidigung.

Da stürzen die Kinder des Hauses weinend und schluchzend ins Zimmer mit dem Schrei: „Sie schlagen die Thüre ein!“

Nun galt es kein Besinnen. Im Nu waren alle im Keller. Gleich darauf hören sie Lärm über sich. Fußtritte werden laut, und sie bereiten sich auf den Tod vor.

Bange Augenblicke gehen vorüber, da öffnet man die Thüre des Kellers und meldet ihnen, daß sie außer Gefahr seien.

Wie war das gekommen?

Die Banditen hatten in der That versucht, die Thüre zu erbrechen. Unser Engländer hatte von der Höhe seines Hauses ihre Bewegungen beobachtet. Als er sah, daß es ernst ward, hatte er mit einem Sprunge seine Waffen ergriffen und stand hinter der Hausthür. Seine Frau, seine Kinder flehen und bitten, daß er sich keiner Gefahr aussetze; allein der edle Mann steht fest auf seinem Posten, entschlossen, mit seinem Blut seine Gäste zu vertheidigen. An seiner eisernen Energie prallte die feige Wuth der Verfolger ab.

Auch P. Rector hatte sich durch Zufall in das Haus eines Protestanten gerettet; er wollte es wieder verlassen, um die Eigenthümer keiner Gefahr auszusetzen; allein weder der Mann noch die Frau gaben es zu.

Einen wahrhaft heroischen Muth bewiesen auch mehrere Damen, welche sich mitten in die Horden hineinwagten, um die von denselben gefangen geführten Patres gegen die Insulte und Mißhandlungen ihrer Verfolger zu schützen, und welche nicht ruhten, bis sie die Bedrängten in sicheren Häusern untergebracht wußten.

Vor allem aber verdient eine brave Italienerin erwähnt zu werden. Diese hatte sich dem Scheiterhaufen genähert, der vor dem Colleg aufloberte, und bemerkte, wie die ruchlosen Haufen mit sacrilegischer Hand die Partikeln des Ciboriums über den Boden und in die Flammen austreuten und mit Füßen traten. In heiligem Liebesseifer hatte sie, unbekümmert um die wüsten Gefellen, sich dem Scheiterhaufen genahet und eine der Hostien gerettet, die sie ins Kloster der Barmherzigen Schwestern brachte. Darauf war sie zurückgekehrt, ihr heroisches Werk fortzusetzen. Und in der That, wieder las sie eine Anzahl der entweihten Hostien auf, die sie gleichfalls zum Kloster brachte. Wohl suchte man sie abzuhalten, wohl drohte man ihr, sie selbst ins Feuer zu werfen: die edle Frau ließ sich nicht einschüchtern, sie setzte ruhig ihr Werk fort. Da sie erschien zum drittenmal, und unbekümmert um ihr Leben, las sie die letzten Partikeln auf, die sie noch fand.

Unterdessen hatte der Präsident der Republik, Abellaneda, den Brief des P. Rector, in welchem derselbe um Hilfe bat, doch endlich geöffnet; da er aber dafür hielt, daß die Sache eine Provinzialangelegenheit sei, schickte er denselben an den Präsidenten der Provinz; dieser aber war nicht daheim und seine Minister desgleichen nicht, und so blieb die erwartete Hilfe aus.

Die Kannibalen setzten also ruhig ihr Werk fort. Kaum aber hatten sie bemerkt, daß zur Zerstörung im Innern nichts mehr übrig war, da gossen sie Petroleum aus und zündeten das Haus an, das nun auch, die neue Kirche ausgenommen, ein Raub der Flammen ward.

Der 28. Februar war vorübergegangen. Dem rasenden Taumel folgte die Ernüchterung. Die Stadt erschrak vor sich selbst, und wie man vorher von allen Seiten gehezt hatte, so folgten jetzt von allen Seiten die Verdammungsurtheile dessen, was geschehen.

Der Club „Universitario“, welcher zu der Manifestation eingeladen hatte, die Tribuna, deren Redacteur sich am wüthendsten geberdet hatte, die Nacion, die Libertad, der Correo Español und eine Reihe anderer gottloser Tagesblätter, ja sogar die Logen von Buenos Ayres und vor allem der Supremo Cons. der argentinischen Freimaurerei gaben ihre Proteste ab und verdammten die That.

Dasselbe that die Kammer der Abgeordneten und der Senat der Provinz. Von den Patres, welche von verschiedenen Familien großmüthig waren aufgenommen und wie Kinder des Hauses behandelt worden, verließen einige schon in der nächsten Zeit die Stadt, und es erhob sich die Frage, ob es nicht besser sei, den Gedanken an eine neue Niederlassung daselbst überhaupt aufzugeben. Dem widersetzten sich aber die vornehmsten Familien von Buenos Ayres. Sie wollten um jeden Preis das Colleg aufrecht erhalten wissen und hatten so viele Gründe hierfür, daß sie schließlich durchdrangen. Auf ihre eigenen Kosten erklärten sie sich bereit, dasselbe wieder herzustellen,

und eröffneten alsbald eine Subscription, welche die glänzendsten Resultate erzielte. Auch die Regierung trug ihr Scherflein bei, und es konnte zum Wiederaufbau geschritten werden. Nach einiger Zeit waren die Räumlichkeiten für ein kleines Halbpensionat vorhanden und die Schulen begannen.

Seitdem hat das Colleg den schönsten Fortgang genommen. Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl der Schüler, und gegenwärtig erfreut es sich, was Umfang, innere Ausstattung und Zahl der Zöglinge betrifft, einer Blüte wie nie zuvor. Ehemals sozusagen außerhalb der Stadt gelegen, liegt es jetzt, nachdem diese sich in den letzten Jahren ins Ungeheure erweitert hat, im Centrum derselben und bildet, von vier Straßen eingeschlossen, ein großes regelmäßiges Viereck, dessen Boden allein auf mehr als 2 Millionen Pesos (8 Millionen Mark) veranschlagt ist. Die ersten Familien der Stadt vertrauen ihm ihre Kinder an, und die Resultate, die es sowohl in sittlicher wie wissenschaftlicher Hinsicht erzielt, würden ihm gewiß eine glückliche Zukunft sichern, wenn nicht gerade sie es wären, welche den Neid und Haß der Gegner herausfordern. — Die Patres halten sich keineswegs für sicher.

Im Jahre 1885 wurde ein neues Attentat auf das Colleg versucht.

Zum Schutze der Patres erschienen damals 50 vornehme Herren der Stadt, lauter wackere Cavaliere, bereit, mit den Waffen in der Hand jeden Angriff zurückzuschlagen. „Patres!“ sagten sie, „wir sterben für Sie, wenn es nöthig ist.“

Im October des verflossenen Jahres aber hatten die Italiener eine neue Demonstration beabsichtigt. Ein viermaliger Rundgang um das Colleg war von ihnen in Aussicht gestellt, und wozu es dabei gekommen wäre, weiß Gott. Glücklicherweise hatte die Regierung diesmal Soldaten geschickt, welche sich im Innern des Hauses postirten und den Umzug nicht zur Ausführung kommen ließen.

Doch lassen wir diese düsteren Bilder, welche uns so sehr an die Nachtseite des menschlichen Gemüthes erinnern, und wenden wir uns einer andern Scene von friedlicherem Charakter zu.

Am 17. December (1889) wohnte ich der Preisvertheilung bei. Jedermann weiß, ein wie mächtiges Mittel in dem Erziehungswesen eine derartige Festlichkeit ist. Da ich nie einer solchen beigewohnt hatte, benutzte ich die Gelegenheit und begab mich in das betreffende Lokal.

Dies ist ein herrlicher, geräumiger Saal mit hoher Galerie, welcher mit dem zur Linken anstoßenden Speisesaal der Kinder einen rechten Winkel bildet. Die Wand, welche die beiden Säle trennt, ist beweglich. Im Hintergrund des Saales befindet sich zum Zweck theatralischer und declamatorischer Vorstellungen eine Bühne, deren Tiefe der Breite der beweglichen Wand entspricht. Nimmt man letztere heraus, so hat man vom Speisesaal aus die Seitenansicht der Bühne.

Heute ist der Saal ganz mit Teppichen ausgelegt und reich geschmückt. Ein kolossaler Gasandelaber hängt in der Mitte und erhellt mit zahlreichen anderen Lichtern den weiten Raum bis in den letzten Winkel.

Sowohl der große Saal wie der Speisesaal sind ganz mit Stühlen besetzt, gewiß ein halbes Tausend in jedem.

Oben auf der Schmalseite der Galerie ist der Ort für das Orchester. Auf den Langseiten befinden sich die Plätze der Zöglinge.

Um 7 Uhr abends beginnt die Feier.

In dem Saale sind alle Stühle bis auf den letzten mit Damen besetzt, während die Herren jene des Speisesaales eingenommen haben.

Sowohl die Tracht der Gäste, wie auch die ca. 300 Carossen, welche vor dem Colleg die Straße entlang aufgestellt sind, lassen vermuthen, daß sich die Haute-Volée der Stadt hier beisammen findet.

Die Zöglinge und die Musikbande haben ihre Plätze auf der Galerie.

Links von der Bühne sitzt P. Rector auf einer kleinen Erhöhung; ihm zur Seite der Studienpräfect und der Secretär.

Vor ihm auf einem Tisch liegt ein kostbar gesticktes Kissen, welches ganz mit silbernen Medaillen verschiedener Größe überdeckt ist. Neben dem Kissen stehen vier silberne Teller und zur Seite des Tisches vier kleine, fein aufgeputzte Knaben als Tellerträger.

Der feierliche Act beginnt mit einem Musikstück, welches das Orchester mit großer Meisterschaft ausführt. Darauf werden die Namen der ersten Preisträger verlesen. Der Pater, welcher die Namen verliest, ist ein Vetter des Präsidenten der Republik; jedoch ist es nicht diese Verwandtschaftsbeziehung, um derentwillen man ihn für dieses Amt ausersehen, sondern seine kräftige Constitution und das weithin schallende Sprechorgan, das ihm zu Gebote steht.

Die betreffenden Knaben sind bereits abertirt und erscheinen auf der Bühne, von der sie, je vier, zum Tische des P. Rector hinabsteigen. Dieser legt die für die einzelnen bestimmten Medaillen je auf einen der silbernen Teller, und darauf begibt sich der Preisgekrönte von seinem Tellerträger begleitet zu jener unter den anwesenden Personen, welche er auszeichnen möchte, und läßt sich von ihr die Medaille an der Brust anheften. Meistens sind es die Eltern oder Verwandten, und es ist dann eine nicht minder süße Genugthuung für das elterliche Herz, dem Kinde die Medaille an die Brust zu heften, als für das Kind, dieselbe zu empfangen. Oft jedoch wenden sich die Ausgezeichneten auch an ihre Lehrer oder Vorgesetzten und lassen sich von diesen den Ehrendienst erweisen.

Bei der Preisvertheilung wurde die Ordnung eingehalten, daß zuerst die vier Divisionen, in welche sämtliche Zöglinge des Collegs eingetheilt sind, und darauf die einzelnen Klassen an die Reihe kamen.

26. Recoleta.

Die Zwischenzeiten wurden mit Musik, Gesang und Gedichten ausgefüllt, wodurch eine wohlthuende Abwechslung in die Feier gebracht ward.

Die Gedichte waren von den Zöglingen selbst verfaßt und hatten meist die Tugend, das Vaterland, die Liebe zu den Eltern u. zum Gegenstand. Gewiß eine Geist und Herz sehr veredelnde Übung; denn die edle Begeisterung, in welche sich das kindliche Herz hineinversetzen muß, wenn es den poetischen Flug wagt, und die entsprechenden Gefühle, welche der Vortrag in den Gemüthern der Mitschüler hervorruft, können nicht verfehlen, auch für die Zukunft noch ihre wohlthuenden Eindrücke zurückzulassen.

Unter den Gedichten war eines, welches einen ganz besonders lebhaften Beifall erzielte. Es war das eines Knaben, welcher erst kurz vorher seine Mutter verloren hatte und noch ganz unter dem Eindrucke dieses Ereignisses mit rührender Natürlichkeit seine Empfindungen zum Ausdruck brachte.

Ebenso zeichnete sich unter den Preisträgern ein Knabe aus, welcher mehrmals nacheinander gerufen wurde und unter immer lauterem Beifallsbezeugungen des Publikums seine Medaillen empfing. Als er endlich sich zum siebtenmal nahte und zu den zahlreichen Auszeichnungen, welche bereits seine Brust zierten, noch die letzte empfing, da wollte der Beifallsturm kein Ende nehmen.

Ähnliche Preisvertheilungen finden in allen Collegien von Buenos Ayres statt, welche von Ordensleuten geleitet werden. Sie sind gewiß der entsprechendste Abschluß des Schuljahres, eine glänzende Anerkennung des Fleißes und der Tugend für die Vergangenheit und ein edler Sporn für die Zukunft.

26. Recoleta.

Das Armenhaus. — Der Kirchhof. — Die Anlagen.

Kurz nach meiner Ankunft in Buenos Ayres führte mich einer unserer Patres nach Recoleta. Später besuchte ich denselben Ort noch einmal mit P. Brugier. Man begreift unter dem Namen Recoleta ein weites Gebiet, welches ehemals den Franziskanern gehörte und, wie man sich erzählt, im Jahre 1720 um den Preis eines neuen Anzuges erworben wurde. Etwa hundert Jahre später (1823) wurde das Kloster der Franziskaner durch Ribadavia aufgehoben und das Klostergut, welches jetzt gewiß einen Werth von Millionen repräsentirt, zu öffentlichen Zwecken bestimmt.

Recoleta umfaßt drei Bezirke: den Kirchhof, das Asilo de Mendigos und die Anlagen.

Die Anlagen der Recoleta sind reizend und erstrecken sich über ein ausgedehntes Terrain. Herrliche Blumenbeete, seltene Bäume, prächtige Blattpflanzen in geschmackvollen Gruppen, groteske Schluchten, Teiche und

Grotten aus lavaähnlichem Gestein, mit vielfach verschlungenen Wegen, rieselnde Wasserlein, welche über künstliche Felsen herunterplätschern, und tanzende Springbrunnen, — alles im Zustand frischer Natürlichkeit, das verleihet diesen Anlagen einen anmuthigen Zauber. Von einer Erhöhung herab hat man die Aussicht auf den riesigen Strom, welcher seine Wasser ruhig dahermälzt, und auf die mächtigen Schiffe, welche theils still drunten vor Anker liegen, theils in sehnendem Lauf aus der Ferne langsam herantreiben.

Als wir die Anlagen besuchten, befanden sich gerade auf jener Anhöhe einige unbeschäftigte Individuen, welche der arbeitenden Klasse anzugehören schienen. Hingestreckt auf die grünen Bänke, welche hier für die müden Spaziergänger angebracht sind, sahen sie uns mit einem Ausdruck von Spott und Ingrimm entgegen, welcher verrieth, daß wir ihnen keineswegs sympathisch waren. Gewiß hätten sie uns einige hundert Meilen weiter gewünscht; allein die Herren mußten sich gedulden. Wir wollten nun auch einmal in Gottes schöne, freie Natur hinausschauen und konnten ihnen die kleine Unbequemlichkeit nicht sparen; fiel es ja doch auch uns nicht ein, ihnen um ihrer wenig freundlichen Gesinnung willen gram zu sein.

Das Armenhaus (Asilo de Mendigos) ist ein sehr geräumiges Gebäude und beherbergt gegenwärtig 460 altersschwache oder sonst gebrechliche Männer und Frauen. Sein Zweck ist zunächst, die Armuth von der Straße zu verbannen. Vor Zeiten war es auch hier Sitte, daß die Bettler zu Pferd ihren Rundgang durch die Straßen machten (vgl. Fig. 19, S. 91); sie durften dies nur einmal in der Woche und zwar am Samstag thun, und trugen dann als Ausweis ihres Bettlerprivilegs eine Medaille, die ihnen die Polizei gab. Das hat nun aufgehört.

Das Asilo wird von den Schwestern des hl. Vincenz besorgt. Die Oberin, eine energische Dame, zeigte uns mit großer Bereitwilligkeit die verschiedenen Räumlichkeiten der Anstalt. Wir fanden dieselben alle in einem Zustande, welcher nur den wohlthuendsten Eindruck machte. Für Beschäftigung und Zerstreuung dieser alten und gebrechlichen Leuten ist trefflich gesorgt. Die, welche noch etwas arbeiten können, thun es. So sah ich z. B. in der Bäckerei vier dieser Spitalbrüder mit dem Backen von Bröddchen beschäftigt. Die Oberin zeigte uns einige Proben des eben aus dem Ofen gekommenen Gebäcks; es war vortrefflich.

Ueberhaupt ist der Tisch, welcher im Asilo geführt wird, ein verhältnißmäßig sehr guter. Die Schwestern thun eben alles, was in ihren Kräften steht, um ihren theuern Pflegebefohlenen ihr Loos so angenehm als möglich zu machen.

Für geistige Anregung ist auch gesorgt. Vom Asilo aus hat man eine prachtvolle Aussicht nach der einen Seite hin auf den Fluß, nach der andern auf die in frischem Grün prangenden Anlagen.

Die kleine Genossenschaft der das Asilo besorgenden Schwestern ist insofern ein schönes Bild von dem universellen Charakter der christlichen Charitas, als die einzelnen Mitglieder derselben verschiedenen Nationen der alten und der neuen Welt angehören.

Eine hohe Mauer trennt das Asilo von dem Kirchhof, dem ehemaligen Klostergarten der Franziskaner. Da keine Thüre die directe Verbindung zwischen beiden herstellt, so müssen wir auf einem Umweg zum Eingang des Kirchhofs zu gelangen suchen.

Wir kommen zu einer imposanten Halle, von mächtigen, cannelirten Säulen getragen. Links davon befanden sich die Räumlichkeiten für das Dienstpersonal und rechts ein großer Raum mit Altar, in welchem die Einsegnung der Leichen vorgenommen wird, ähnlich wie wir es in Montevideo getroffen. Oben im Architrav standen in mächtigen Lettern die Worte: „Requiescant in Pace“. Wir traten ein.

Links in der Halle sahen wir einige Herren, darunter, wenn ich nicht irre, auch Officiere, die sich in ruhigem Gespräch unterhielten. Sie erwiederten respectvoll unsern Gruß.

Sobald wir die Halle durchschritten, hatten wir den Gottesacker vor uns. Der Anblick war für mich eine angenehme Enttäuschung. Ich hatte geglaubt, auch hier wie in Montevideo vereinzelte Kreuze zwischen Monumenten, Gedächtnistafeln und Bildsäulen anzutreffen; allein ich fand fast nur größere oder kleinere, meist vollständig ausgerüstete Grabkapellen mit Altar, Leuchtern, Crucifix, Altartüchern — kurz allem, was nöthig gewesen, um die Messe darin zu lesen.

Einzelne dieser Kapellen waren aufs reichste ausgestattet; so das „Panteon de la Sociedad Española de Socorros mutuos“, welches neben dem reichsten architektonischen Schmuck die Statuen der Gottesmutter und des Engels, der durch Stern und Anker symbolisirten Hoffnung, trägt — alles aus weißem Marmor. Eine andere, welche die Aufschrift „Santiago Brondoña y Familia“ trägt, ist durch eine elegante Marmortreppe, drei Glashüren aus feinstem Spiegelglas und eine höchst reiche innere Ausstattung ausgezeichnet.

Andere Kapellen werden überdies noch durch kunstvoll ausgeführte Statuen, sei es der betreffenden Todten, sei es der trauernden Ueberlebenden, welche auf der Höhe derselben angebracht sind, die Aufmerksamkeit des Beschauers. Hier ist es die edle Justa Lima de Alucha, welche über dem Grabe ihres Gatten weint. Die Statue ist aus weißem Marmor gehauen, und der Künstler hat es verstanden, sogar den Schleier über dem Angesichte der Dame darzustellen, ohne dem wunderbaren Ausdruck, der in den edlen Zügen liegt, Eintrag zu thun: ein Problem, das auf dem Gebiete der Malerei wohl längst schon gelöst ist, das ich aber auf dem der Bildhauerkunst

III. Buenos Ayres.

zum erstenmal und zwar in so vollendeter Weise ausgeführt vor mir sah. Ich erkundigte mich später, wer diese Justa Vima de Atucha sei, und erfuhr, daß dieselbe eine ebenso fromme wie reiche Matrone der Stadt gewesen, und daß sie allein aus ihren Mitteln die Kirche der hl. Theresia gegründet habe.

Eine andere Statue, welche meine Bewunderung erregte, war die der Frau Quiroga's. Nicht bloß die größte Feinheit, selbst in den kleinsten Details der Gewandung, von den reichen Falten des Kleides bis zu den Spitzen der Hauptumhüllung, welche das Gesicht einrahmen, sondern vor allem der tiefe, erschütternde Schmerz, welcher in den feinen und edlen Zügen zum Ausdruck kommt, bannen den Blick des Beschauers fest, und wir bedauern nur eines, daß diese schöne Statue uns das Bild und die Geschichte einer so wenig erbaulichen Erscheinung, wie Quiroga es war, in Erinnerung bringt.

Nach allem, was ich von Quiroga gehört und gelesen, muß derselbe ein wahrer Tiger gewesen sein. Aufgewachsen unter Gauchos, führte er das Leben derselben. Schon als junger Mensch, als er noch die Tropas (große Viehherden) seines Vaters zu Markte brachte, zeichnete er sich durch seine wilde Leidenschaftlichkeit aus, und die bedeutenden Summen, welche durch den Verkauf der Herden in seine Gewalt kamen, verlor er mitunter, ehe er noch das elterliche Haus erreicht hatte, beim Spiel. In den Wirren der Bürgerkriege suchte er sein Glück mit dem Säbel in der Hand. Er ward Bandenführer und schwang sich im Dienste Rosas' von einer militärischen Rangstufe zur andern empor, bis er General ward.

Als solcher war er ganz das blinde Werkzeug des Dictators, und wehe den Feinden des Letztern, wenn sie in Quiroga's Hände fielen. Verschiedene Orte der Republik sind berüchtigt durch die Bluttthaten dieses Menschen, dem das Volk den Namen des „Tyranen von Rioja“ gab. Eben war er wieder unterwegs, neue Blutbefehle Rosas' auszuführen, als ihn selbst der Stahl des Mörders ereilte. Mehrere vermummte Gestalten überfielen den Wagen, in dem er fuhr, rissen ihn heraus und stachen ihn nieder. Zur Rache dafür ließ Rosas die Gubernatoren zweier Provinzen, Cordoba und Santa Fé, ohne Beweis ihrer Mitschuld erschießen. Doch das ändert an der Sache ebenso wenig, als der Schmerz seiner Gattin, welchem der Künstler in der todten Statue so lebendigen Ausdruck zu geben verstand.

Eine andere Statue, welche besonders ins Auge fällt, ist die eines Matrosen, der, mit dem einen Fuß auf dem Rand seines Rachens stehend, den Sprung an das Land versucht. In dem geisterhaften Ausdruck des Gesichtes concentrirt sich die ganze Energie eines Menschen, der dem Tod zu entinnen sucht. Der blendend weiße Marmor, aus welchem sowohl die Statue selbst als der Kiel des Rachens und die unter demselben hervorschlappenden Wogen gehauen sind, machen das herrliche Kunstwerk noch auf-

fälliger. Offenbar ist dasselbe nicht ganz neu, und es muß zwischen der Zeit, da es aufgestellt wurde, und dem Vorfall, an den es erinnert, schon eine ziemliche Zeit verfloßen sein; denn es kostete mich Mühe, etwas Genaueres über letzteren zu erfahren. Ich sah zunächst nur am Monument selbst den Namen Roberano, darüber das Monogramm Christi zwischen

Alpha und Omega $A \times \Omega$ und ein Kreuzchen auf dem Ueberdach, was

mich schließen ließ, daß entweder der Künstler oder die, welche es hatten errichten lassen, christlicher Gesinnung waren. Später erfuhr ich Folgendes: Bei einem Schiffbruch hatte ein waderer Matrose unter Hintansetzung seines eigenen Lebens die Rettung der Verunglückten versucht. Schon hatte er mehrere derselben in Sicherheit gebracht, und es galt nur noch, sich selbst zu retten. Alle seine Kraft zusammennehmend, that er den verzweifeltsten Sprung; allein schon ist er zu schwach; das Ufer, nach dem er springt, erreicht er nicht; er versinkt in den Wellen.

Historisch interessant sind die Grabdenkmäler der Präsidenten Rivadavia, Alcina und General Roca, sowie besonders das des General Brown, den man den „Nelson des La Plata“ genannt hat. Brown starb am 3. März 1857 im Alter von 80 Jahren, und zwar, wie auf dem Denkmal ausdrücklich hervorgehoben ist, eines christlichen Todes. Erbaulich ist es, auf der Inschrift unter anderem auch die Bitte der Wittve zu lesen, welche die Seele ihres Mannes dem Gebete der Besucher empfiehlt.

Zwischen den zahlreichen Grabkapellen und Denkmälern hindurch ziehen sich die geradlinigen, mit großem Fleiß besorgten Kieswege. Die Anlegung derselben ist sicher neuern Datums und hat wohl die Ummodelung und Versetzung manchen Denkmals veranlaßt. Gleichwohl werden noch andere Veränderungen nöthig sein, bis die allem Anschein nach geplante Symmetrie vollständig hergestellt sein wird.

Was mir im Gegensatz zu dem Kirchhof von Montevideo auffiel, war der so stark hervorgekehrte religiöse Charakter der meisten Grabdenkmäler¹. Wohl mochten auch auf dem einen oder andern die Insignien des Freimaurerthums eingegraben sein, aber diese waren selten. Nur ein Grab fand ich, welches in jeder Beziehung farblos war. Eine große Marmorplatte lag darüber, und darauf stand der nackte Name — eines Deutschen. Die schönen Monumente, welchen wir begegnet, sind wohl meistens, wenn nicht alle, von

¹ Etwas erklärt der Umstand, daß Recoleta viel älter als die beiden Kirchhöfe von Montevideo ist. Er wurde noch in der „guten alten Zeit“ angelegt, während der Cementerio Central von Montevideo aus dem Jahre 1830 stammt. Die alten Kirchhöfe der Hauptstadt Uruguay's existiren nicht mehr. Einer derselben lag da, wo jetzt das Theater Solís steht, und der Cementerio Central wird wohl auch bald verschwinden.

italienischen Meistern ausgeführt. Auch der dazu verwandte Marmor stammt vielfach aus Italien, von wo er als Ballast in großer Menge und billig herübergebracht wird. Seine Billigkeit öffnet ihm den Weg ins Land, das selbst reich an Marmorgruben ist.

Während wir zwischen den Monumenten einhergingen, kamen mehrere argentinische Damen, welche eine der Grabstätten besuchten. Sie waren schwarz gekleidet und standen, wie man ihnen ansah, noch ganz unter dem erschütternden Eindruck eines herben Schlages, der sie jüngst getroffen. Wie fleißig, wie würdevoll doch diese spanische Trauertracht ist! Besonders ist es der schwarze, auf dem Haupt geschürzte und bis auf die Füße niederfallende Schleier, welcher dem Erscheinen dieser Leidtragenden einen gewissen romantischen Anflug verleiht.

Als wir uns zum Kirchhof hinausbegaben, bemerkte ich oben an der dem Kirchhof zugewandten Seite der Säulenhalle in goldenen Lettern die Aufschrift: „Exspectamus Dominum“ (Wir harren auf den Herrn), ein Spruch, dessen sinnvolle Harmonie mit dem auf der Frontseite angebrachten „Requiescant in pace“ sofort jedem ins Auge fallen muß.

Ja, die Todten, die hier ihre Ruhestätte gefunden, *requiescant in pace*, und wir, die wir ins Leben zurückkehren, *exspectamus Dominum*.

„Kommen Sie,“ bemerkte P. Brugier, „und lassen Sie uns ein Vater-unser für die Abgestorbenen beten.“ Wir traten also in die Einfegnungskammer neben der Säulenhalle und beteten für die Todten, die wir im Leben nie gekannt, nie gesehen, die wir aber gleichwohl als unsere Brüder in Christo lieben und einstens im bessern Jenseits auch zu sehen hoffen.

Bis zum Jahre 1868 war Recoleta der einzige Kirchhof von Buenos Ayres. Als im Jahre 1871 eine furchtbare Seuche die Einwohner massenhaft hinraffte, wurde ein weiterer — der von Corrales — angelegt und auch im selben Jahre noch mit Gräbern gefüllt, worauf er mit 200 Tonnen ungelöschten Kalkes überdeckt und geschlossen ward.

Es war also nöthig, einen neuen Gottesacker einzurichten, und dazu wurde Chacrita, das ehemalige Landhaus unserer Patres, aussersehen.

27. Ein Ausflug aufs Land.

Plaza Sorea. — Ein Wasserbehälter. — Zusammenstoß. — Ein Stückchen Pampasland. — Bodencultur und Viehzucht. — Flores. — Ein Wollschuppen.

Während meines Aufenthaltes in Buenos Ayres machte ich zwei kleinere Ausflüge, den einen nach dem Landhaus des Collegs, den andern nach dem Stadtpark. Das Landhaus der Patres liegt ziemlich weit von der Stadt ab, und es ist nöthig, den Bahnzug zu benutzen, wenn man den Weg hin und zurück in einem Tage machen will.

Es ist 8 Uhr morgens. Da der Bahnhof am äußersten Ende der Stadt liegt und Gefahr ist, daß wir, zu Fuß gehend, den Zug verfehlen, so suchen wir einen Tramway zu erwischen, der uns hinbringt. Allein das hat seine liebe Schwierigkeit.

Wir hatten uns — unser drei — an einer Straßenecke aufgestellt und warteten den ersten Wagen ab. Dieser war besetzt, der zweite dergleichen, und es war vorauszu sehen, daß wir an dieser Stelle umsonst auf irgend einen nachfolgenden warten würden, der Platz für uns übrig hätte. So entschlossen wir uns, die Straße hinauf den herankommenden Wagen entgegenzugehen. Vergebene Mühe; die Wagen, denen wir begegnen, sind alle besetzt. Jetzt sind wir zur Plaza Lorea gekommen. Mir war es lieb, daß wir gerade auf diesen Platz geriethen. Durch zwei Dinge ist derselbe merkwürdig. Hier ist der mackere Niboro Lorea mit seiner Gattin gefallen, als beide die Stadt gegen Whitelock's Soldaten mit siedendem Wasser vertheidigten. Hier befindet sich auch das mächtige Wasserbeden, welches Buenos Ayres mit dem nöthigen Wasserbedarf versieht. Auf einem 30 m hohen Eisengerüst erhebt sich dasselbe über die höchsten Dächer der Stadt. Ein gewaltiges Pumpenwerk treibt das Wasser in einem eisernen Tubus hinauf, und durch sein Gewicht stürzt es in einem andern wieder herab, um sich seinen Weg nach den entferntesten Wohnungen zu suchen. Die Wasserwerke lieferten im Jahre 1883 Vorrath für 6600 Häuser, wobei auf den Kopf gegen 20 Liter täglich berechnet waren. Dies war verhältnißmäßig wenig, wenn man bedenkt, daß z. B. in Hamburg mehr als das doppelte, in London das sieben-, in Paris das acht-, in Marseille das zehn- und in Rom sogar mehr als das hundertfache auf einen Einwohner kommt. Seitdem sind jedoch bedeutend stärkere Pumpenwerke eingerichtet worden und ist die täglich beigesführte Wassermasse nunmehr eine bei weitem größere. Schon oft hatte ich den mächtigen Wasserkasten dort oben über die Dächer hinweg in der Ferne gesehen; jetzt hatte ich denselben vor mir. Fürwahr in dieser Höhe muß man eine schöne Aussicht haben, und die schmale Treppe, welche innerhalb des Gerüsts emporsteigt und bis zu der den Behälter umfassenden Altane führt, läßt schließen, daß es in der That die Absicht der Behörde war, dem Publikum hier zugleich einen herrlichen Fernblick zu eröffnen.

Doch wir haben keine Zeit, uns hier länger aufzuhalten.

Nach neuem Wandern und Suchen haben wir endlich einen Tramway gefunden, der noch gerade Platz genug für drei Mann hat.

Unsere Fahrt geht nicht ohne Hindernisse ab. Wagen vor uns, Wagen hinter uns, und an den Kreuzstraßen Wagen von rechts und links. In wenigen Minuten habe ich schon wieder 40 gezählt, die uns entgegenkommen. Jetzt treffen wir uns mit einem andern Wagen im selben Geleise. Glücklicherweise ist es nicht die Eisenbahn, auf welcher wir fahren, und die Kutscher

halten ihre Pferde eben noch rechtzeitig an. Aber was nun? Da stehen wir uns gegenüber, und keiner vermag dem andern auszuweichen und keiner will rückwärts. Nach einigen Auseinandersetzungen ist übrigens festgestellt, daß unser Wagenführer es war, der durch seine Ungeschicklichkeit den Zusammenstoß veranlaßt hat, indem er nicht rechtzeitig in ein anderes Geleise ablenkte. So sieht sich derselbe zur Retirade gezwungen. Diese läßt sich insofern leicht bewerkstelligen, als er nur die Pferde, die jetzt am vordern Ende des Wagens angeschirrt sind, an das hintere Ende zu spannen braucht und dann voran trabt. Bald hatten wir wieder ein freies Geleise erreicht; die Pferde werden umgespannt, und es geht wieder dem Ziele zu.

Am Bahnhof trafen wir mit verschiedenen Gruppen anderer Patres zusammen, welche uns auf anderen Wegen zugekommen waren.

Raum hatte sich unser Zug in Bewegung gesetzt, da haben wir eine weite, von keinem Berge begrenzte oder unterbrochene Ebene vor uns, ein kleines Stückchen jenes unabsehbaren Flachlandes, welches sich vom Rio Pilcomayo südwärts bis zum Rio Negro erstreckt und unter dem Namen der Pampas begriffen wird. Kein Strauch, kein Baum, nichts von Pflanzenwuchs begegnet hier, soweit menschliche Arbeit nicht nachgeholfen hat, dem Auge des Wanderers, nichts als nur Gras und immer Gras, von einigen Dolden und zahlreichen dickköpfigen Disteln untermengt. Einige Umbus (Cecropia) stehen zwar sporadisch in dem weiten Grasmeer umher; allein, wie es scheint, sind dieselben nicht spontan hier gewachsen, sondern durch irgend einen Zufall dahergeführt.

Diese weiten Ebenen sind das Gebiet, auf welchem der amerikanische Strauß mit Millionen von Weidevieh seine Heimat hat und der Gaucho, der berittene Rinderhirte (Fig. 33), der König ist.

Auch Menschen begegnet man hier selten, wenn nicht, wie dies eben jetzt der Fall ist, gerade einige dieser berittenen Söhne der Pampas ihre Heerden zur Stadt bringen, oder ein Transportzug mit seinem hohen zweirädrigen Wagen (Fig. 34) aus dem Innern der Pampas vorbeizieht.

Wir haben uns übrigens noch nicht sehr weit von der Stadt entfernt, da tauchen hier und da vereinzelte Inseln von bebautem Land aus der monotonen Grasfläche auf: weite Milhopfplantagen, Gemüsegelder, Blumen-gärten und Parke, in denen sich bisweilen anmuthige Villen verstecken. Ich war überrascht, als ich auf dieser so dünnen, fast öden Erde wie durch den Zauberschlag menschlicher Kunst eine so frische üppige Vegetation emportreiben sah. Diese bebauten Strecken erinnern mich daran, was eine Idee vermag.

Bis zum Jahre 1874 war man ziemlich allgemein der auch von Burmeister vertretenen Ansicht, daß Argentinien wesentlich ein für Viehzucht geschaffenes Land und für den Ackerbau wenig oder gar nicht geeignet sei.

Unter dem Druck dieser Ansicht konnte eine blühende Bodencultur nicht

27. Ein Ausflug aufs Land.

aufkommen. Da brach sich in jenem Jahre die entgegengesetzte Ansicht Bahn, und sofort nahm auch der Ackerbau einen überraschenden Aufschwung, und zum Glück für das Land; denn dies zeigten alsbald die schönen Ergebnisse, welche derselbe erzielte. Um nur ein Factum anzuführen, wurde vor dem



Fig. 33. Ein Gaucho mit seinem Pferd.

Jahr 1876 Getreide nur eingeführt, keines ausgeführt. Die Einfuhr im Jahre 1875 betrug 21 620 Tonnen, im folgenden Jahre jedoch war die Einfuhr Null, und die Ausfuhr belief sich bereits auf 4980 Tonnen. Von nun an stieg die letztere stetig:

III. Buenos Ayres.

im Jahre 1877	9 520 Tonnen.
" " 1878	22 690 "
" " 1879	71 020 "
" " 1882	108 560 "
" " 1883	120 000 "

Eine Ausnahme machen nur das Jahr 1880 und 1881. Im ersteren waren es die Heuschrecken, welche über das Land herfielen und die Hälfte der Ernte zerstörten.

Man vergleicht den Boden Argentiniens mit jenem des Mississippibeckens und Südrußlands, welches letztere als die Kornkammer Europa's betrachtet wird.

Uebrigens ist es nicht bloß das Getreide, dessen Cultur sich seit 1876 so bedeutend in Argentinien gehoben hat; auch andere Bodenerzeugnisse, wie besonders Kartoffeln, welche bis zu dem genannten Jahre nur Einfuhrartikel waren, werden seitdem auch aus dem Lande ausgeführt.

Daß ein solcher Aufschwung des Ackerbaues einen Rückschlag im entgegengesetzten Sinn auf die Viehzucht ausüben würde, ließ sich voraussehen. Und in der That läßt sich ein relativer Rückgang der letztern nicht verkennen.

Nichtsdestoweniger sind auch jetzt noch die Zahlen, welche den Viehreichthum Argentiniens und besonders der Provinz Buenos Ayres¹ beziffern, wahrhaft kolossal. So hatte letztere allein im Jahre 1884 beinahe 5 Millionen Stück Rindvieh, 2 406 000 Pferde und 57 846 000 Schafe. Was aber den Viehstand derselben Provinz im Jahre 1888 angeht, so finde ich eine officiële Notiz in der Neujahrsnummer der La Prensa mit folgenden Zahlen:

Rindvieh	9 365 056 Stück.
Schafe	57 613 077 "
Pferde	1 803 832 "
Schweine	164 751 "
Strauße	91 759 "

Vergleicht man diese Zahlen mit jenen von 1884, so ergibt sich zwar ein Zuwachs von Rindvieh, dagegen eine Abnahme der Schafe und Pferde. Es läßt sich leicht einsehen, daß bei einem so fabelhaften Reichthum des

¹ Der Gesamtreichthum der Argentinischen Republik an Schafen wird auf 70 453 000, der an Rindvieh auf 22 869 000 Stück angegeben. Da der Fleischverbrauch innerhalb des Landes mit diesen Zahlen nicht im Verhältniß steht, so wird jährlich ein großer Ueberschuß von Fleisch ins Ausland befördert. Bis in die letzte Zeit geschah dies in der Form von gesalzenem Dörrfleisch und frischem Fleisch in Eisverpackung. Gegenwärtig versucht man es mit der Ausfuhr von lebendigem Schlachtvieh, und die Regierung thut alles, um diese Art des Exports zu unterstützen. Die ersten Versuche haben befriedigende Resultate erzielt und so den Anstoß zur Concurrenz gegeben.

27. Ein Ausflug aufs Land.

Landes an Weidevieh auch die einzelnen Privateigentümer über ungeheure Heerden verfügen müssen, und in Wirklichkeit gibt es deren einzelne, welche

gewiß ihre 500 000

Schafe besitzen.

Während ich das schreibe, erinnere ich mich an die Reichtümer Jobs und an das stille Staunen, das mich als Knabe befiel, wenn ich in der biblischen Geschichte von den 500 Joch Ochsen und 7000 Schafen las, welche ihm eigen waren. Was wollen diese Zahlen noch bedeuten, wenn man sie mit den Reichtümern der argentinischen Großviehbesitzer vergleicht?

Der Zug führte uns an Flores vorbei, dem Außern nach zu schließen, ein nettes, wohlhabendes Städtchen, welches im verflossenen Jahre (1888) von der Provinz Buenos Ayres zugleich mit Belgrano an das Municip der Landeshauptstadt abgetreten wurde und jetzt zu den Vor-

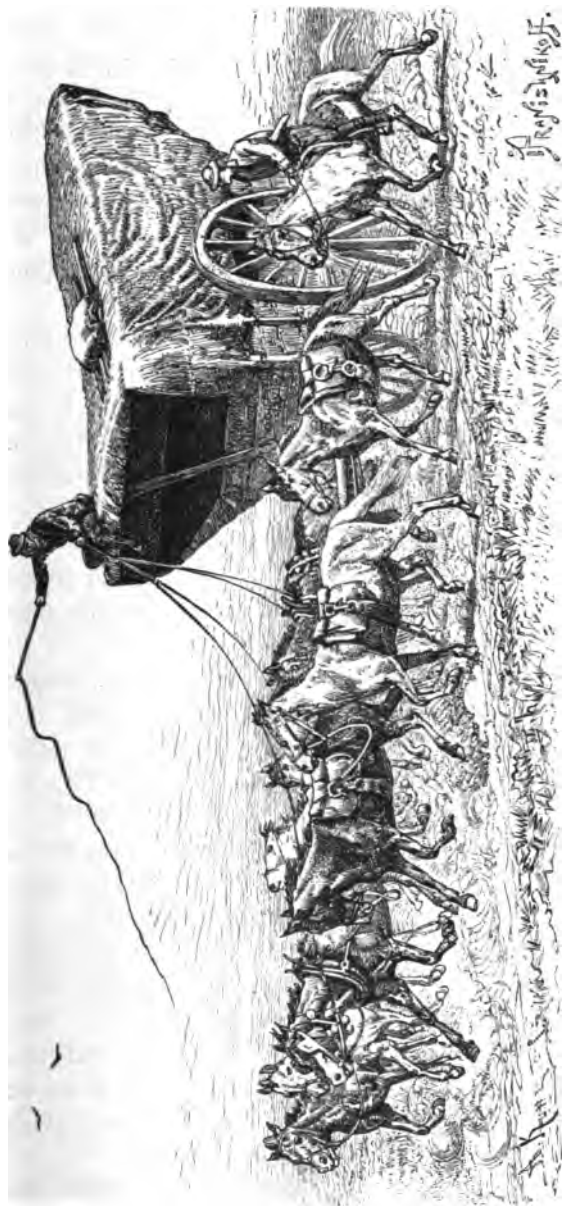


Fig. 34. Fuhrwerk der Pampas.

städten der letztern gehört. Durch diese Abtretung ist das Gebiet der Stadt Buenos Ayres um ein sehr bedeutendes erweitert worden und die Möglichkeit

III. Buenos Ayres.

einer ungehinderten räumlichen Entwicklung derselben gegeben, während gleichzeitig der Werth der annectirten Ländereien in enormem Grade gestiegen ist.

Je mehr man sich Flores nähert, desto zahlreicher werden die Gärten und Landhäuser, von denen einige wahrhaft luxuriös ausgestattet sind. Doch blieb uns wenig Zeit, die Herrlichkeiten näher zu betrachten; der Zug ging voran, und nach einer etwa dreiviertelstündigen Fahrt stiegen wir an einem kleinen, weniger vornehmen Orte aus. Von hier hatten wir noch einige hundert Schritte und wir befanden uns auf dem Landgut. Ein umfangreiches Grundstück, vorn das Haus; vor diesem ein netter, freundlicher Blumengarten und dahinter die Milchpflanzung und der Gemüsegarten mit Traubenspalieren und zahlreichen Birnbäumen, alles von einer hohen Hecke umsäumt und von fleißiger Hand besorgt. Das ist das Landgut.

Die Stunden, die wir hier zubrachten, gingen hin in fröhlicher Aufgeräumtheit; man scherzte, sang, spielte ein geselliges Spiel, verrichtete seine Gebete, nahm seine Mahlzeit ein und vergaß — was schließlich bei solchen Ausflügen die Hauptsache ist — für einen Tag die Sorgen und Arbeiten des Alltagslebens und kehrte dann, erfrischt an Leib und Seele, wieder zur Stadt zurück.

Auf dem Rückweg lud mich einer unserer Patres ein, mit ihm einen Absteher nach Flores zu machen. Nun, Flores, oder wie es mit seinem vollständigen Namen heißt, San José de Flores, ist ein in mehr als einer Hinsicht merkwürdiger Ort. Also nach Flores.

Die Stadt wurde 1804 von Don Ramon Flores gegründet, welcher den Boden umsonst dazu hergab. Gegenwärtig mag dieselbe wohl ihre 8000 Einwohner zählen; die meisten sind Italiener. Nach Angaben, welche ich vor mir habe, soll die Zahl der unehelichen Kinder in Flores 1% betragen¹, was, wenn man daraus einen Schluß auf die Moralität des Ortes ziehen darf, denselben unter allen Städten Südamerika's auszeichnen würde.

Die Kirche von Flores sieht man von ferne; sie wurde im Jahre 1831 gebaut und liegt an der Plaza. Sie ist geräumig und schön, und trotz ihrer kurzen Existenz insofern auch historisch bedeutsam, als hier 1859 der Vertrag unterzeichnet wurde, durch welchen Buenos Ayres wieder, wenn auch nur für kurze Zeit, in die Argentinische Conföderation eintrat. Nicht weit von der Kirche liegt das städtische Schulhaus, ein stolzes Gebäude. Da die Stadt gesund wie kaum eine andere der Provinz ist, so ist sie ein beliebter Aufenthaltsort für die reichen Familien von Buenos Ayres, welche hier ihre herrlichen Landhäuser haben.

Es war spät am Nachmittag, als wir wieder in Buenos Ayres anlangten. Wir waren so glücklich, einen Tramway zu erwischen, der uns

¹ In Buenos Ayres sind es 20%, in Mendoza 22%, in Corrientes 34%.

28. Zur Penitenciaría.

nach der Stadt brachte. Die, welche später kamen, sahen sich genöthigt, sich eine der Lohnkutschen zu mietzen, die in langen Reihen am Wege aufgestellt waren.

Im Vorbeifahren machte man mich auf einen ungeheuren Wollschuppen aufmerksam. Ballen auf Ballen lag darin die Wolle gethürmt, ein kleiner Bruchtheil von der enormen Wollproduction des Landes, die z. B. im Jahre 1883 allein 261 Millionen Pfund im Werthe von 31 Millionen Dollars betrug. Diese Summe würde noch um ein bedeutendes größer sein, stünde die argentinische Wolle nicht so niedrig im Preise. Sowohl die Qualität der Wolle selbst, als auch die Verschlechterung, welche sie durch die Versendung erleidet, machen, daß sie mit der Wolle anderer Länder, wie z. B. der vom Cap und der australischen, nicht concurriren kann.

28. Zur Penitenciaría.

„Nehmen Sie Ihren Mantel und Hut“, sagte mir eines Tages P. Fr., eine freundliche, liebevolle Erscheinung.

„Und was soll's?“

„Wir gehen ins Zuchthaus.“

„Und was gibt es für uns im Zuchthaus zu thun?“

„Genug. Ich werde predigen und Sie die Einrichtung desselben näher in Augenschein nehmen; vielleicht haben Sie nie etwas Aehnliches gesehen.“

„Gut.“

Ich nahm Mantel und Hut, und wir gingen.

Vor der Thüre stand die Kutsche bereit.

Unser Weg ging hinaus vor die Stadt. Die Häuser fingen an sich zu vereinzeln. Mehrere, deren Inhaber offenbar Italiener waren, trugen Schilde mit garibaldianisch angehauchten Inschriften.

Zuletzt gelangten wir an eine große und hohe Mauer, welche in Form eines Trapezes ein weites Terrain umschloß. Außen war dieselbe von hübschen Rasenanlagen eingefast, und aus dem Innern ragten verschiedene höhere Gebäude empor. An einem großen Thor hielten wir.

„Hier sind wir am Ziel“, bemerkte der Vater, und wir stiegen aus. Die Schildwache ließ uns ein.

Gleich hinter dem Thore lag die Wohnung des Gefängnißdirectors. Mehrere Posten hielten Wache.

Um es gleich hier zu sagen: die Penitenciaría von Buenos Ayres ist nach dem sogen. Auburn'schen System eingerichtet, das auf theilweiser Einzelhaft beruht. Aehnliche Gebäude, wie das, welches wir vor uns haben, existiren auch in Europa. Gleichwohl wird es manchen Leser interessieren, hier eine Beschreibung desselben zu finden.

III. Buenos Ayres.

Wir machten dem Director unsere Aufwartung, und er empfing uns freundlich. Er war ein Officier von mittlerem Alter, dessen Rang mir im Augenblick nicht mehr erinnerlich ist, ein gesetzter, ernster, aber doch leutseliger Herr. Wir mußten eine Zeitlang bei ihm verweilen, bis die Gefangenen zur Anhörung der Predigt versammelt waren.

Dies war nun geschehen, und wir begaben uns nach der Kapelle. Zunächst mußten wir zwischen den Wohnungen der übrigen Gefängnißbeamten hindurch. Jetzt theilt sich das Gebäude in zwei, eine gerade Linie bildende Flügel; es ist dies der Theil, welcher die noch in Untersuchungshaft befindlichen Individuen beherbergt.

Wir gehen noch eine Strecke weiter und gelangen zu einer halbkreisförmigen Erweiterung des Ganges. In der Mitte ist ein runder Glaspavillon. Dieser bildet das Centrum von fünf strahlenförmig hier zusammenlaufenden langen Flügeln. Jeder dieser Flügel wird der Länge nach durch einen breiten Gang in zwei Hälften getheilt. Der Gang selbst ist durch ein mächtiges eisernes Gitterthor gegen den oben erwähnten halbkreisförmigen Vorplatz abgeschlossen.

In dem Glaspavillon trafen wir den Gefängnißwächter, welcher von hier aus die Gänge der fünf Flügel überwacht, und jede Bewegung, die in denselben vorgeht, überblicken kann.

„Wollen Sie uns nicht den Herrn Kaplan des Gefängnisses rufen lassen?“ fragte P. Fr. denselben.

„Gewiß, mit Vergnügen.“

„Gut,“ versetzte P. Fr., „so gehen wir unterdessen zur Kapelle.“ Wir stiegen eine schmale Treppe hinan und kamen in einen Raum, der dem untern Halbkreis entsprach, nur daß er eben ein Stockwerk höher lag. Die Seite nach den fünf Gängen zu war offen und nur von einem Gitter umschlossen, so daß man von allen Seiten den Blick auf den Altar hatte, der in der Mitte stand.

Hier traf ich eine Anzahl von Sträflingen versammelt, welche der Predigt des Vaters anwohnen wollten; andere drängten sich noch immer hinzu.

Ich hatte nicht lange Zeit, mir die Kapelle anzuschauen, da mir bald mitgetheilt wurde, daß der Gefängnißkaplan auf mich warte. So stieg ich also wieder die Treppe hinab und überließ mich seiner Führung.

Der Kaplan war ein sehr freundlicher, leutseliger Mann, reich an Wissen und bescheiden in seinen Manieren; seiner Geburt nach ein Italiener, aber seinem Benehmen nach ein gemüthlicher Schwabe. Er sprach neben seiner Muttersprache noch deutsch, englisch, französisch und spanisch — und ich brauche nicht hinzuzufügen, daß keine dieser Sprachen für ihn in seiner Stellung überflüssig war, da sich unter den Sträflingen Individuen aus allen den entsprechenden Nationalitäten befinden.

Die fünf Flügel tragen jeder auf der Hinterwand, welche den Gang abschließt, eine große Nummer: der erste links Nr. 1, der nächste Nr. 2 und der letzte rechts Nr. 5.

Nr. 1 ist Correctionshaus, in Nr. 4 befinden sich jugendliche Sträflinge und verwahrloste Jungen verschiedenen Alters. Die anderen Flügel beherbergen jeder eine eigene Kategorie von Zuchthäuslern.

Um mir einen Begriff von der innern Einrichtung des „Carcel“ zu geben, führte mich der Kaplan in einen der fünf Flügel. Rechts und links von dem breiten Gang liegen die geräumigen Zellen, in welchen sich die Gefangenen in Einzelhaft befinden.

Wir traten in eine der Zellen. Es war die eines jungen Franzosen. Der Gefangene machte keinen üblen Eindruck, im Gegentheil: sein Gesichtsausdruck war ruhig und gewinnend und seine Manieren höflich. Nach allem Anschein hatte derselbe eine gute Bildung genossen, und der Kaplan erzählte mir, daß er ihm gute Dienste in seinem Verkehr mit den übrigen Gefangenen leiste. Fröhlich war er natürlich nicht, vielmehr lag etwas von schwermüthiger Zurückhaltung in seinem Wesen. Was kann es auch Traurigeres für einen an Geistesarbeit gewöhnten Menschen geben, als so von aller Welt abgeschlossen, zwischen vier Wänden sein Dasein zu verfehlen! Wie oft mochte der junge Mann den leichtfertigen Streich bereut haben, der ihn hierhergebracht!

Ich sah mir die Zelle an. Sie war hoch und geräumig. Nicht mancher Arme wohnt, die Freiheit abgerechnet, so gut. Zur Seite befand sich das gegen die Wand zurückschlagbare Bett und ein Stuhl. Neben der Thüre war in der Wand eine Vorrichtung, durch welche Speiseüeberreste, überflüssige Gegenstände u. nach dem Gang befördert werden konnten, ohne daß eine anderweitige Communication nach außen dadurch ermöglicht war. Ueberdies befand sich an der Außenwand der Zelle eine etwas mehr als handgroße Eisenplatte, welche sich in einem Scharniere bewegte. Der Regel nach ist dieselbe gegen die Wand angelehnt. Auf einen Druck von innen hin aber springt dieselbe auf und stellt sich rechtwinklig gegen die Wand, wodurch sie dem Gefängnißwächter in seiner Glaszelle sichtbar wird. Diese Vorrichtung dient als Telegraph und hat den Zweck, etwaige Bedürfnisse der Gefangenen dem Wächter zur Kenntniß zu bringen.

Wir verließen die Zelle und gingen nach der Küche. Eine Treppe führte hinab. Sie ist groß und geräumig. Ein zahlreiches Küchenpersonal läuft geschäftig umher.

Als wir eintraten, entblösten sich alle Köpfe wie auf Befehl. Ein gemüthlicher Irländer, eine hohe, starke Figur, welcher hier das Commando führt, näherte sich uns und gab uns die gewünschten Aufschlüsse.

Aber welche Hitze! Der Tag ist ohnehin schon so schwül, und nun noch dieses Feuer, auf welchem die Speisen für 650 Gefangene, und ich

weiß nicht, wie viele Beamten, Gefängnißdiener und Soldaten getödtet werden. Es war natürlich, daß wir unsern Besuch in der Küche kurz machten.

Auf dem Gang begegnen uns gegen 80 Jungen, größere und kleinere, in Reih und Glied. Die Predigt ist vorbei und sie gehen spielen.

„Aber sind denn das lauter Sträflinge?“ fragte ich den Kaplan.

„Nein; ein großer Theil derselben sind nur verwahrloste Buben. Die Eltern haben sich derselben entledigt, um der Sorge für sie überhoben zu sein, und sich selbst dem Laster ungestörter hingeben zu können.“

Und nun spielen diese 80 Jungen mitssammen und tauschen ihre Gedanken aus, und das Böse, das der eine nicht kennt, lernt er vom andern.

„Das ist allerdings ein Uebelstand; allein wie ihn beseitigen?“

„Gibt man ihnen Religionsunterricht?“

„Nicht bloß das, sondern auch in anderen Fächern werden sie unterrichtet. Ich habe täglich meine 4 $\frac{1}{2}$ Schulstunden zu geben. Und wie man den kleinen Burschen Gelegenheit gibt, etwas zu lernen, so ist sie den Erwachsenen geboten, sich etwas zu verdienen. Draußen, getrennt von den Gefängnißzellen, ist eine Reihe von Werkstätten für Schlosser, Schreiner, Schuhmacher und andere Handirungen, wo die Sträflinge, natürlich unter strenger militärischer Aufsicht, ihre Gewerbe betreiben können.“

— Heute sind diese Werkstätten geschlossen, da es Sonntag ist.

Wer die Einrichtungen dieses Gefängnisses etwas näher betrachtet, der kann nicht läugnen, daß das Gefängnißwesen im Laufe der Zeiten einen ganz ungeheuern Umschwung erfahren hat. Ehedem hatte die sühnende Seite der Gefängnißstrafe das Uebergewicht, und was die bessernde Wirkung angeht, so suchte man dieselbe hauptsächlich durch Abschreckung und Furcht zu erzielen. Der Kerker, wie wir ihn vor uns haben, ist in seiner ganzen Einrichtung auch auf innere Herzensbesserung berechnet. Dies ist der Grund, weshalb man die Gefängnisse hier „Penitenciarías“, d. h. Bußanstalt nennt. Durch die Entziehung der Freiheit, die er mißbraucht hat, sowie durch andere bittere Entbehrungen, wird dem Gefangenen die Erinnerung an sein Vergehen beständig wach gehalten und wird ihm zugleich die natürliche Reue leicht gemacht. Durch das Stillschweigen, das er beobachten muß, wird er vor dem verführerischen Einflusse seiner Mitgefangenen bewahrt, während die Arbeit verhindert, daß er sich der Trägheit und verderblichen Träumerei überläßt, und der Unterricht ihn veredelt und an seine Menschenwürde erinnert. Freilich, das alles ist nicht genügend, einen Menschen wahrhaft und gründlich zu bekehren. Dies kann nur die Religion, welche unter dem Beistand der göttlichen Gnade durch die Motive der Furcht und Liebe das Herz des Verbrechers zum Schmelzen bringt, um es dann in eine neue Form zu gießen. Die Predigt des göttlichen Wortes zeigt ihm die Größe seiner Schuld, erinnert ihn aber zugleich, daß er einen liebenden und barm-

herzigen Vater im Himmel hat. Hierdurch getröstet und ermutigt, macht er sich auf: in der heiligen Beicht fällt er seinem Vater zu Füßen und spricht sein „Pater peccavi“, und wenn er dann in der heiligen Communion das Versöhnungsmahl gefeiert und verkostet hat, wie süß Gott denen ist, die es redlich mit ihm meinen, dann ist mit Grund zu hoffen, daß er fortan aufrichtig dem Dienst der Sünde entsage, um ihn mit dem Leben eines gesitteten Christen zu vertauschen.

Tausende von Fällen haben bewiesen, daß da, wo alle Schreck- und Zwangsmittel sich als unzureichend erwiesen, einen Verbrecher zu bessern, das seeleneifrige Herz eines Priesters oder die liebende Aufmerksamkeit einer im Gefangenendienste thätigen Barmherzigen Schwester denselben vollkommen umgekehrt und aus einem Tiger in ein Lamm verwandelt hat.

Da ich hier von den Sträflingen von Buenos Ayres rede, ist es am Platz, auch einige statistische Notizen über die Verbrechen in der argentinischen Hauptstadt beizufügen¹.

Man zählte im verflossenen Jahre (1888) 38 Morde, darunter zwei Kindesmorde, 47 Mordversuche, 842 Verletzungen nebst einigen anderen Vergehen gegen Leib und Leben des Nächsten, im ganzen 955 Fälle von Verbrechen gegen die persönliche Sicherheit. Rechnet man die Zahl der Einwohner von Buenos Ayres auf 500 000, so kommen auf je 100 000 Einwohner 191 der genannten Verbrechen. Das ist eine hohe Zahl, wenn man sie mit dem Procentsatz anderer Länder vergleicht. In Frankreich rechnete man im Jahre 1883 auf 100 000 Einwohner rund 53, in Spanien 40, in Deutschland 122, in Italien 183 Fälle. Da die Bevölkerung von Buenos Ayres sich neben den Argentinern hauptsächlich aus den genannten Nationalitäten zusammensetzt und die Argentinier selbst im allgemeinen einen friedlichen Charakter haben, so ist klar, daß obige hohe Ziffern auf Kosten des heißblütigen italienischen Elementes kommen.

Bemerkt muß übrigens werden, daß im vorletzten Jahre (1887) von der gedachten Art Verbrechen nur 138 Fälle auf 100 000 Einwohner kamen, und somit ein Zuwachs von 53 Fällen zu verzeichnen ist, ein Unterschied, der auf einen Rückgang der öffentlichen Sicherheit schließen läßt.

Was die Vergehen am Eigenthum angeht, so finde ich folgende Angaben:

	1886	1887	1888
Fälle von Raub	580	336	337
„ „ Diebstahl	348	516	808,

was eine Abnahme der Raubanfälle, dagegen eine constante Zunahme der Diebstähle bedeutet.

¹ Ich entnehme dieselben aus der Neujahtsnummer 1889 der La Prensa.

III. Buenos Ayres.

Die öffentlichen Verbrechen gegen die Sittlichkeit beziffern sich im Jahre 1888 auf 33, was soviel heißen will als ca. 7 auf 100 000, während im Jahre 1887 nur $4\frac{1}{2}$ auf 100 000 berechnet wurden. Auch hier muß also ein Rückgang verzeichnet werden, der sich übrigens bei dem ungeheuren Mischmasch der Einwanderungselemente leicht begreifen läßt. Sind es doch — Ausnahmen abgerechnet — gewöhnlich nur die niederen Schichten der europäischen Bevölkerung, welche sich vom vaterländischen Boden loslösen, um in der Fremde ihr Glück zu versuchen. Uebrigens ist auch so Buenos Ayres immer noch eine sittliche Stadt, wenn man es z. B. mit Berlin und Paris vergleicht; denn, um nur von letzterem zu sprechen, so ist der Procentsatz der Verbrechen gegen die Sittlichkeit in Paris etwa dreimal so hoch, als in Buenos Ayres.

Erschrecklich hoch stellt sich die Zahl der jährlichen Selbstmorde. Im verfloffenen Jahre allein belief sich dieselbe in elf Monaten auf 102, darunter 90 Männer und 12 Frauen, — und doch war diese Zahl noch relativ gering, da sie im vorhergehenden Jahr gegen 160 betrug.

Die Statistiker zerbrechen sich den Kopf über den Grund der in unserer Zeit immer häufiger werdenden Selbstmorde. Buenos Ayres ist ein Beweis dafür, daß Nahrungsjorge nicht die Schuld daran trägt. Denn wem es darum zu thun ist, der kann hier sein Unterkommen finden und wäre es selbst in einem der vielen gutbesorgten Spitäler.

Der Grund liegt da, wo man ihn gewöhnlich nicht sucht: in der unbegrenzten Genußsucht auf der einen und der erschreckenden Gottvergessenheit unserer Zeit auf der andern Seite. Eine große Anzahl von Menschen rechnet nicht mehr mit dem Jenseits, sondern sucht ihr ganzes Glück auf diesem Planeten. Sie steuern nach einem Utopien, das nun einmal in dieser Welt nicht existirt, und scheitern mit ihren goldenen Träumen an den Klippen der Wirklichkeit. Und da ihnen das Brett des Glaubens und des Gottvertrauens fehlt, das allein sie über Wasser halten könnte, so gehen sie in der Verzweiflung unter.

Indessen war der Vater von der Predigt zurückgekehrt. Wir besuchten noch einige Räumlichkeiten der Anstalt, besonders auch die elegant hergerichteten Speisesäle der Gefängnißbeamten, und wandten dann unsere Schritte dem Thore zu.

Ich kann, ehe ich die Anstalt verlasse, einen Gedanken nicht unterdrücken. Es ist mir nicht möglich, zu glauben, daß alle die Bedauernswerthen, welche man hier eingeschlossen, niedere und gemeine Herzen sind; im Gegentheil möchte ich überzeugt sein, daß mancher Unglückliche sich unter ihnen befindet, welcher von der Natur mit guten, vielleicht mit vortrefflichen Gemüthsanlagen ausgestattet ist, und der unter anderen Umständen ein Muster von Bürger- und Christentugenden geworden wäre, der aber nur durch eine unglückliche Erziehung

29. Weihnachten.

oder durch die Verführung oder durch die Mißgunst anderer Umstände auf die Bahn des Lasters gerathen und so an diese Stelle gekommen ist. Und indem ich hierüber nachdachte, fiel mir schwer die ganze Verantwortlichkeit derer auf die Seele, welchen die göttliche Vorsehung die Erziehung der Jugend anvertraut hat.

29. Weihnachten.

Glockentöne. — Die Metten. — Besuch bei den Bayonnesen. — Die Katechismusprüfung. — Krippenpoesie.

Seit Jahren ist es nicht so heiß gewesen wie in diesem Sommer. Während des Tages kann man das Taschentuch in der Hand behalten, um sich den Schweiß abzutrocknen, und wenn der Abend kommt, sucht man ein kühles Plätzchen im Freien auf; denn in einem geschlossenen Raume ist es auch jetzt noch nicht behaglich.

Wir saßen zur gemeinsamen Erholung in einem der vier Hofräume, welche das Colleg mit seinen Gebäulichkeiten umschließt. Ueber uns leuchteten die Sterne, und um uns her grüntem und blühten in- und ausländische Ziergewächse, welche gerade diesen Hof in einen hübschen Blumengarten verwandeln. Schon war es gegen 9 Uhr am Abend. Da klang vom Thurme der Collegskirche die Glocke ernst und feierlich.

Was ist das? Man läutet das heilige Weihnachtsfest ein.

Welch herrliches, weihevolltes Geläute! Ein heiliger Schauer bebt durch das Gemüth, und eine süße Weihnachtsstimmung bemächtigt sich unvermerkt der Seele, welche sich wie mit einem Zauberschlag auf die Fluren von Bethlehem versetzt sieht und in Andacht des heiligen Geheimnisses gedenkt, das sich dort in der heiligen Nacht vollzog.

Heiligste Nacht, heiligste Nacht!

Finsterniß weicht, es strahlet hernieder,

Sieblich und friedlich, vom Himmel ein Licht.

Zum zweitenmal schlägt die Glocke an, und in majestätischen Schwingungen wogen ihre Klänge über die Stadt hin. Es ist, als stiegen Gottes Engel hernieder auf die Welt:

Engel erscheinen, verkünden den Frieden,

Frieden den Menschen, — wer freuet sich nicht?

Wieder vergeht eine Pause, und sie tönt zum drittenmal; ihr voller feierlicher Ton scheint zu sagen: Et Verbum caro factum est, und die Seele jubelt auf: Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus.

Nie habe ich während der 14 Jahre, die ich jetzt in Brasilien bin, einen so herrlichen Klang gehört, wie den Ton dieser Glocke. Lebhaft erinnert er mich an die Klänge, wie ich sie ehemals an den Ufern des Rheines zu hören gewohnt war, wenn abends den Strand entlang die herrlich voll-

III. Buenos Ayres.

tönenden Abeglocken den Winzer am Berge, den Wanderer im Thal, den Schiffer auf dem Strom und den Bürger unter seinem Dach zum Beten des Englischen Grußes einluden.

Um 4 Uhr morgens begannen die Metten. Die Kirche war zum Erdrücken mit Menschen gefüllt. Von der Orgelbühne singt der bezahlte Kirchenchor. Der Gesang war das, was mir am wenigsten an dem Feste gefiel. Die geschnörkeltesten Melodien und die an das Theater erinnernde Handhabung der Stimmen standen in einem verletzenden Contrast zu der einfachen Kindlichkeit der Weihnachtsfreude.

Ein kleines Krippchen war in einiger Entfernung vom Hochaltar angebracht. Zu diesem drängten sich nach der Messe die Andächtigen in Massen herbei. Mancher gute Italiener und manches italienische Mütterchen befand sich unter den frommen Verehrern des Jesuskinde, und vielleicht mochten sie sich mit einer Thräne im Auge des Weihnachtsfestes in ihrer Heimat erinnern.

Von den Metten an bis gegen Mittag wurde die Kirche nicht mehr leer. Nachmittags machten wir einen Besuch bei den sogen. Bayonnejer Patres. Den guten Patres hatte das Christkind ein großes Leid beschert. Einer derselben war wenige Tage vorher im Tramway gefahren und beim Aussteigen unter das Rad gekommen. Man hatte ihm das Bein amputiren müssen, und jetzt war er bereits eine Leiche.

Auf dem Wege kamen wir an einer Kirche vorbei. Wir wollten eintreten, fanden sie aber verschlossen. Nebenan war eine Anzahl von Damen versammelt, welche eine Verloofung, wenn ich nicht irre, zum Besten der Armen, veranstalteten. Sie luden uns ein, daran theilzunehmen, und bei der Gelegenheit bemerkte ich, mit welcher Zudringlichkeit die Señoras von Buenos Ayres für die Zwecke der Wohlthätigkeit zu werben verstehen.

In den Straßen war nichts Auffälliges zu erblicken, nur daß wir keinem der schweren Arbeitskarren, dafür aber einer um so größern Anzahl von Spaziergängern begegneten. Wir begaben uns nach dem Seminar.

Hier war Katechismus-Prüfung. Als wir in die Kirche kamen, sahen wir eine Anzahl von Kindern aus den niederen Ständen versammelt, welche hier, die Knaben von einem Pater, die Mädchen von einer Lehrerin, ihren Unterricht im Katechismus zu erhalten pflegen und heute Proben ihres Fortschrittes in demselben ablegen sollten.

Die Lehrerin war nicht da. An ihrer Stelle dirimirte eine der ausgezeichneteren Schülerinnen, welche auch sonst am Unterricht activen Antheil zu nehmen pflegt.

Vor dem Altar, durch die Communionbank von den Kindern getrennt, standen die Stühle der Prüfungscommission, und auf einem Tische befanden sich die Preise für diejenigen, welche sich auszeichnen würden: hübsch eingebundene Gebetbüchlein, Rosenkränze, schöne Bilder 2c.

Die zu prüfenden Kinder wurden der Reihe nach vorgerufen, traten an die Communionbank und beantworteten von da aus die Fragen, die ihnen gestellt wurden.

Je nach der Antwort und gewiß auch je nach den Fortschritten, die sie während des Jahres bekundet, fiel der Preis aus. Und da hätte man die schmunzelnden Gesichter der Prämiirten sehen sollen!

An der Seite der Communionbank lag auf einem Nebenalтарь ein allerliebstes Jesuskindlein in natürlicher Größe. Die Unterlage war ein Kästchen, das die Krippe darstellte. Im Innern der Krippe befand sich ein Uhrwerk. Der Obere des Seminars wollte den Kindern eine Ueberraschung bereiten und zog das Uhrwerk auf. Sofort begann dieses eine sehr fröhliche Weihnachtsmelodie zu spielen, während das Kindlein die Augen und die ausbreiteten Händlein abwechselnd sanft erhob und wieder senkte.

Es war eine fromme Spielerei, wahrscheinlich italienischen Ursprungs. Die Kinder thaten weit die Augen auf und lauschten voll Verwunderung den hellen, süßen Klängen.

Eine eigentliche Weihnachtskrippe bemerkte ich nicht in der Kirche. Ich war deshalb überrascht, als mich ein Vater beiseite rief und mir sagte: „Kommen Sie, das Krippchen zu sehen.“

„Aber wie? es ist ja kein Krippchen da.“

Wir kamen an eine Stelle, wo die Mauer der Kirche eine nischenförmige Oeffnung hatte. Als wir vor derselben standen, hatten wir allerdings ein Krippchen vor uns. Ein weiter Raum, der hinter der Nische lag, war ganz in eine hübsche Landschaft verwandelt: vorn die künstliche Krippenhöhle mit der heiligen Familie und um dieselbe herum grüne Fluren mit Wiesen und Aekern, Bächen, Seen und Mühlen, Fischern, die ihre Angel auswerfen, und selbst ein Schiffschen, das den Fluß herabkommt.

Die romanischen Völker pflegen ihre Krippchen mit der Liebe eines Kindes, und ihre reiche Phantasie hilft ihnen, dieselben in sinnig frommer Weise auszustatten.

Sie haben ihre Freude daran, sich das Christkind selbst, den Träger der Erlösung, im Bilde darzustellen. Wir Deutsche haben unsern Christbaum, den wir mit Früchten und Süßigkeiten behängen. Diese symbolisiren uns die Gnadensätze und geistigen Freuden, die uns das Christkind gebracht.

Diese frommen Gewohnheiten auf heidnische Gebräuche als ihren Ursprung zurückführen zu wollen, widerspricht der geschichtlichen Wahrheit. Nach Aussage des hl. Bonaventura sind die Krippchen durch den hl. Franziskus von Assisi in das christliche Volksleben eingeführt worden; wann aber der Christbaum seine Aufnahme in dasselbe gefunden, wer möchte das mit Gewißheit sagen? Auch dürfte es schwer durch den Volkscharakter allein zu erklären sein, weshalb gerade das Krippchen bei den romanischen und der

III. Buenos Ayres.

Christbaum bei den germanischen Völkern sich vorzugsweise eingebürgert hat. Beides muß wohl durch die zufälligen Umstände des Ursprungs seine Erklärung finden.

Vergessen habe ich zu sagen, daß in den Kirchen nach der heiligen Messe und auch am Schlusse der nachmittägigen Andacht eine äußerst anmuthige, das Jesuskind darstellende Figur an den Stufen des Altars von einem Priester den Gläubigen zum Kusse geboten wurde.

Als ich abends in die Erholung kam, hatten unsere Scholastiker ein Jesuskindlein zwischen Richtern und Blumen auf ein erhöhtes Lager gebettet. Vor diesem begannen sie nun ihrer Liebe und kindlichen Freude in Worten und fröhlichen Liedern Ausdruck zu geben. O wie verschieden ist doch die Freude reiner, unschuldiger Herzen von jener der Weltmenschen! Und insbesondere wieviel naive Kindlichkeit liegt in den frommen Herzensergießungen dieser Kinder des Südens! Zarte Innigkeit und glühende Hingabe, vermischt mit einer gewissen liebenswürdig trotzigen, fast möchte ich sagen, muthwilligen Weise, geben denselben einen Reiz urwüchsigter Natürllichkeit, den man nicht leicht in den Liedern der Nordländer wiederfinden wird.

Zufällig ist mir ein Büchlein¹ in die Hände gefallen, welches einige Proben spanischer Krippenpoesie enthält. Eine oder die andere möge hier in freier Uebersetzung eine Stelle finden. Es sind nicht etwa die Erzeugnisse eines und desselben Dichters; es sind sinnige Weisen, welche sich im Schätze der Volkspoesie zerstreut vorfinden, und die eine fleißige Hand liebend gesammelt hat.

Zum Jesuskind.

1.

O Kindlein, liebes Kindlein,
Erschließ dein Herze mir;
Da draußen ist es frostig,
Und warm ist's nur bei dir.

2.

O Kindlein, deine Wangen
Sind wie ein Rosenthal,
Durch das zwei Bächlein fließen
Von Thränen ohne Zahl;
Darinnen laß mich stillen
All meines Herzens Qual.

3.

Ich weiß nicht, ob's der Liebe Glut,
Weiß nicht, ob es mein Auge thut:
Je mehr ich blicke hin zu dir,
Je lieblicher erscheinst du mir.

¹ Der Titel des Büchleins ist: Florecitas á Jesús, Maria e José en el Portal de Belén. Montevideo 1887.

29. Weihnachten.

Geh hin und sag's der Mutter dein,
Daß sie dich schirm' und hüte fein:
Denn böse Menschen kenne ich,
Die legen gerne Hand an dich.

4.

Wer Schönheit sucht, der schaue
Dir in das Angeischt;
Es schau' in deine Augen,
Wer sucht des Himmels Licht.
Ach, Kindlein, liebes Kindlein,
All Himmelsfüchtigkeit,
Die ruht auf deinen Lippen
Und stülzt all Herzeleid.

5.

O Kindlein, tausend Herzen,
Ich gäh' sie gerne dir,
Wär's um ein einz'ges Lächeln,
Mit dem du zahltest mir.
Doch nein, ich darf nicht lügen,
Das einz'ge, das ich hab',
Du hast mich drum gebeten,
Und ich — ich schlag' dir's ab.

Das Jesuskind zu Maria.

1.

„O Mutter, mich schmerzt das Herze mein:
Was hab' ich wohl im Herzen?“ —
„Eine Dornenkrone, mein Kindelein,
Und ich — ein Schwert der Schmerzen.“

2.

Vom Himmelzelt in deinen Schoß,
Von deinem Schoß zum Stalle;
Ein Gang, der schwerste, bleibt mir bloß:
Der Gang zum Kreuzeswalle.

Die Mutter zum Kind.

1.

O schlaf, du meine Wonne,
O schlaf, mein Kindelein!
Du lächelst, ach, du träumest
Wohl von der Mutter dein.
Ja, von der Mutter fein,
Die maßellos gelieben,
Träumt süß mein Kindelein.
Gott sei gelobt!

III. Buenos Ayres.

2.

O Jesu mein, o Jesu mein,
Den ich am Herzen getragen,
Du meines Herzens Jesulein!
Was kann ich mehr dir sagen?

Zu Sanct Joseph.

1.

Sanct Joseph, eine Wiege
Mach für das Kindelein,
Ob auch die beste Wiege
Mariens Arme sei'n.

Und ist das Kind gekommen
Für alle Menschen schier,
So bitt' ich, überlasse
Es auch ein Weilchen mir.

Als Lehrling bei Sanct Joseph
Möcht' ich mein Brod ersteh'n;
Wer nach mir sucht, der gehe
In Josephs Werkstatt seh'n.

2.

Sanct Joseph, sei zufrieden,
Weiß nicht, was dir gebriecht,
Denn reicher als du hienieden
Ist Gott im Himmel nicht.

Das sind in der That allerliebste Florecitas (Blümlein), diese naiven, innigen Weisen; es sind Perlen und Edelsteine, mitunter wohl noch etwas ungeschliffen, wie sie in reinsten Natürlichkeit und Ungezwungenheit aus einem tieffrommen Herzen herausgefallen sind. Wohl möchte es bisweilen scheinen, als ob die dichtende Seele allzu vertraut mit den heiligen Personen verkehre; allein das muß man ihrer Liebe zu gute halten, die, geblendet und gleichsam außer sich gebracht durch den Glanz der ewigen Liebe, auf Augenblicke ganz ihrer selbst vergißt.

Das Lied, welches unsere Scholastiker sangen, war ein durchaus volkstümliches. Sie begleiteten es mit Castagnetten (Daumentklappern), Handtrommeln und anderen schnarrenden, klingenden und pfeifenden Instrumenten, und der Eifer und die Begeisterung, mit welcher sie dies thaten, ließ mich schließen, daß es ein in hohem Grade beliebtes Volkslied sein mußte. Besonders war es ein immer wiederkehrender Schlußvers, den sie mit dem ganzen Feuer der Südländer vortrugen.

IV.

La Plata.

30. Eine neue Stadt.

Gründung von La Plata. — Auf der Eisenbahn. — San Telmo. — An der Eisen-
gießerei. — Boca Riachuelo. — Quilmes. — Eine Muster-Viehzucht. — La Plata.
Beim Vigario. — Die Stadt. — Die Kathedrale. — Straßen und
öffentliche Plätze.

Städte, welche gleichsam über Nacht aus dem Erdboden herauswachsen, sind zwar im 19. Jahrhundert nichts Seltenes mehr. England und besonders Nordamerika sind reich an Beispielen von Niederlassungen, welche, auf unbewohntem Boden angelegt, in kurzer Zeit zu einer unverhältnismäßigen Ausdehnung und Einwohnerzahl gelangten.

Allein in Südamerika steht La Plata einzig da in seiner Art. Im Jahre 1880 hatte der Nationalcongreß, wie wir gehört, Buenos Ayres föderalisirt, indem er dasselbe zur Hauptstadt der gesammten Republik erhob. Die Provinz Buenos Ayres sollte dafür eine neue Hauptstadt erhalten.

Die Studien und Vorarbeiten waren im Jahre 1882 soweit gediehen, daß man zum Bau (Fig. 35) schreiten konnte. Am 19. November wurde feierlich der Grundstein gelegt. Noch am Tage vorher weideten, wie seit Jahrhunderten, auf der grasbedeckten Ebene Rinderherden. Aber schon hatten in der Nähe des alten, von den Spaniern gebrauchten Kriegshafens „Ensenada“ die Vermessungen der neuen großen Stadt mit ihren Straßen und Plätzen stattgefunden. Masten und Fahnenstangen, an denen am Tage der Grundsteinlegung lustig Wimpeln und Fähnchen mit den Nationalfarben flatterten, bezeichneten die künftigen Häuserreihen, Kirchen, Paläste, Brücken, Monumente, die seither wie durch Zauber aus dem Boden des alten Weidgrundes gewachsen sind (Fig. 36). In den ersten zwei Jahren bis 1884 wurde der Bau noch ziemlich lässig betrieben; dann aber folgte eine Periode der rührigsten Arbeit, und gegenwärtig steht La Plata da, eine große nagelneue Stadt mit stolzen Palästen, herrlichen Straßen, prächtigen Plätzen und mehr als 50000 Einwohnern. „Sie müssen sich La Plata anschauen“, hatte man mir ver-

IV. La Plata.

schiedenemal gesagt, und offen gestanden, ich selbst hatte ein Interesse daran, die Wunderstadt zu sehen.

P. Brugier mußte, daß einer der Patres des Seminars mit dem Pfarrer von La Plata persönlich befreundet sei, und hatte die Aufmerksamkeit, mir denselben als Begleiter zu werben. Dieser Umstand kam mir ausgezeichnet zu statten.

Der Stephanstag ist in Argentinien kein Feiertag; diesen benutzte ich zu meiner Reise.

Morgens um 7¹/₂ Uhr befand ich mich mit meinem Begleiter am Bahnhof. Großartig wie die europäischen ist derselbe nicht. Am Vorplatz stand eine große Menge von Wagen, und am Schalter drängte sich die Masse der Menschen, welche Billete lösten.

Um 8¹/₄ Uhr ging der Zug ab. Wir fuhren in der Richtung nach Südosten. Zur Linken hatten wir den Fluß, zur Rechten die Stadt. Der Fluß ist hier sehr seicht, so daß die Beförderung der zur Ein- oder Ausladung bestimmten Gegenstände nicht durch Boote geschehen kann, sondern nur durch Wagen, welche weit in den Fluß hineinfahren. An der Douane vorbei ging es über eine Brücke. Zu unserer Rechten schaut friedlich vom Strande hernieder auf den Hafen die Kirche San Telmo. Man sieht ihr an, daß sie nicht in den letzten Jahrzehnten gebaut worden ist; sie ist ein ehrwürdiger Ueberrest aus der alten spanischen Zeit. Meines Wissens wurde sie von den Jesuitenpatres angelegt. Vielleicht ist es nicht überflüssig, zu bemerken, daß San Telmo (= Sant Elmo) identisch mit dem hl. Erasmus, einem der 14 Nothhelfer, ist. In anderen Ländern wird derselbe als Schutzpatron gegen Viehkrankheiten und Seuchen angerufen. Die Spanier verehren ihn als den besondern Patron der Schiffer, und wohl aus diesem Grunde wurde seine Kirche an jener Stelle erbaut, von wo aus sie den weiten Hafen beherrscht. Auch wird der Vesper nach dem Gesagten errathen, weshalb das Volk gewisse elektrische Erscheinungen auf den Spitzen der Masten, Kirchtürme u. mit dem Namen des Sanct Elms-Feuers bezeichnet.

Wir gelangten zur Station „General Brown“. Gegenüber dem kleinen Stationshof, vor welchem sich eine Menge von Leuten aus den unteren Bevölkerungsschichten herumtrieb, steht eine Eisengießerei. An den mit Eisenstäben vergitterten Fensteröffnungen erschienen verschiedene italienische Arbeiter, grinsten uns an und erhoben die geballte Faust gegen uns. Da es auf eine Entfernung von ca. 10—15 m geschah und überdies die Mauer zwischen uns war, hatte die Sache nichts Gefährliches.

Bald darauf erreichten wir Barracas, eine italienische Niederlassung am Riachuelo. Der Riachuelo ist ein kleines Flüsschen.

An seinem Ufer befanden sich ehemals große Schlächtereien. Da sowohl das Blut wie auch die unbrauchbaren Abfälle dem Flüsschen überlassen

wurden, so erschien dasselbe oft roth gefärbt und verpestete mit seinen Ausdünstungen die Gegend. Die in Barracas ansässigen italienischen Familien wohnen zumeist in niederen Bretterhäusern, zwischen denen wir jetzt lange Zeit hinfuhren, während zu unserer Linken dicht wie die Bäume eines Waldes zahllose Masten über die Dächer emporragten. Wir befinden uns nämlich ganz nahe der „Boca“ (del Riachuelo) oder dem neuen Hafen, in welchem Schiffe aller Nationen vor Anker liegen.

Barracas verdient seinen Namen; denn wie schon gesagt, sind hier nichts als Holzbaracken zu sehen. Die Sonne brannte mit der ganzen Glut ihrer Strahlen in dieses ausgedörrte Brennmaterial und ich fragte mich unwillkürlich, was würde geschehen, wenn ein unglücklicher Funke über Nacht hier niederfallen und zünden würde?

Raum hatten wir Barracas mit seinen langweiligen Gassen hinter uns, da begann alsbald das Einerlei des Campes: Camp und nichts wie Camp und darauf hauptsächlich zwei Pflanzen: große dickköpfige Disteln und eine der Gamille ähnliche Syngenesie.

Die Disteln können nicht bloß als Futter, sondern auch als Brennmaterial verwendet werden.

Nach und nach näherten wir uns Quilmes, der ersten Station zwischen Buenos Ayres und La Plata. Die Gegend war mehr bebaut, und verschiedene Landhäuser wurden sichtbar.

Darauf folgte wieder offener Camp, und wir gelangten zu der Besitzung Pereyra, einem weiten, umfriedigten Gebiet, das, wie man mir sagt, fünf Meilen im Umfang hat. Rübe grasten umher, und Strauße, welche in kleinen Truppen zwischen denselben einhergingen, schauten neugierig zu uns herüber.

Streckenweise sah ich goldgelbes Gras, dann wieder die schon erwähnten Disteln mit lilafarbenen Köpfen, von Camillen untermischt. Weiter landeinwärts gewahrte ich ein großes Gehöfte und hie und da eine kleinere oder größere Waldinsel. Doch die Bäume, welche sie bildeten, waren, wie ich mich an anderen Stellen überzeugte, keine Argentinier, sondern aus Australien eingewanderte Eucalyptus.

Das ganze Gebiet hat von der Eisenbahn aus betrachtet nichts Besonderes an sich; allein mancher Fürst dürfte stolz sein, wenn er es sein Eigenthum nennen könnte.

Don Leonardo Pereyra hat hier seine Muster-Viehzucht, welche nicht bloß in Argentinien, sondern weit über die Grenzen des Landes hinaus berühmt ist. 4—5 Millionen Mark soll derselbe seit 1863 auf die Rassenverbesserung verwendet haben, und wie ich aus gut unterrichteter Quelle erfahre, besitzt er gegenwärtig beiläufig 50000 Stück Rinder, von denen keines unter 100 Pesos abgelassen wird. Danach würde allein der Viehbestand ohne den Boden ein Vermögen von 5 Millionen Pesos (gegen 20 Millionen

30. Eine neue Stadt.

Markt) repräsentiren. Uebrigens behauptet man, daß die durch künstliche Pflege erzielte hohe Rassenvollkommenheit der Thiere nicht von Bestand sei,

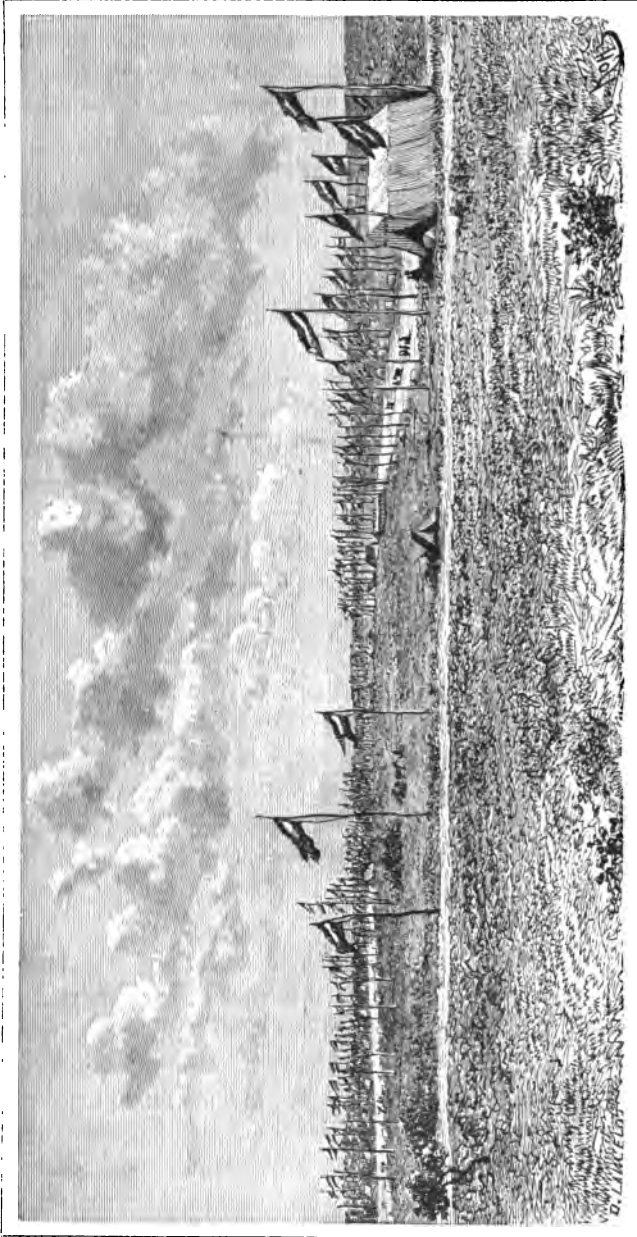


Fig. 36. Grundsteinlegung der Stadt Sa Plata.

und daß dieselben, sobald ihnen eine minder sorgfältige Behandlung zu theil wird, rasch wieder entarten.

IV. La Plata.

Leonardo Pereyra ist ein überzeugungsstreuer Katholik.

Gegen 10 Uhr langten wir in La Plata an. Der erste Eindruck ist großartig. Gleich der Bahnhof ist ein imposantes Gebäude, und die breiten, sauberen, von stattlichen Häuserreihen eingefassten Straßen, durch welche jetzt unser Weg geht, helfen nur, den Eindruck der Großartigkeit frisch zu erhalten.

Um die Wohnung des Padre Vigario zu finden, bedurfte es keines langen Nachfragens und keiner langen Erklärung; sie befand sich nur einige hundert Schritte vom Bahnhof entfernt.

Wir kamen zu einem schmutzen, in reinem gotischen Stile erbauten Kirchlein. Für eine eifrige, 1000—2000 Seelen zählende Pfarrgemeinde wäre daselbe groß genug gewesen.

Neben der Kirche liegt das Pfarrhaus, in welchem der Pfarrer mit seinen zwei Kaplänen wohnt.

Einer der Kapläne empfing uns; etwas später kam der Pfarrer, der bei unserer Ankunft abwesend gewesen war.

Herr Celestin Pera ist eine sehr sympathische Erscheinung. Erst 30 Jahre alt, hoch gewachsen, ohne gerade schlank zu sein, leutselig, gewandt in seinen Manieren, geistreich in seinen Unterhaltungen, gewinnt er rasch die Herzen derer, die mit ihm verkehren. Als er hörte, ich wünschte La Plata zu sehen, traf er alsbald Vorkehrungen, meinem Wunsche so allseitig als möglich entgegenzukommen. Kurze Zeit verging, da stand ein Wagen vor der Thüre bereit, in welchen wir einstiegen.

Der Kutscher durfte sich tummeln, denn wir hatten einen weiten Weg vor und durften wenig Zeit über denselben verlieren.

Rasch ging es an der Börse, der National- und der Hypothekenbank (Fig. 37) vorbei: drei stolze Gebäude, welche auf einen regen Betrieb der Geldgeschäfte schließen lassen; eine prächtige Straße folgte der andern. „Sehen Sie dort drüben das große Gebäude?“ redete mich der Vigario an. „Es ist die Wohnung des Herrn, der die Stadt erbaut. In 40 Tagen stand sein Palast fix und fertig da.“

Nach verschiedenen Wendungen und Biegungen befanden wir uns auf einem sehr ausgedehnten Plage. Er bildet das Centrum der Stadt. Die Mitte desselben bezeichnet ein erhöhtes Rundell, oder, wie man hier sagt, eine Glorietta, auf welchem die Diagonalen der Stadt sich kreuzen. Es ist für das Orchester bestimmt, das bei feierlichen Gelegenheiten hier spielt.

Vier große, zum Theil noch in der Arbeit begriffene Bauten liegen sich hier gegenüber: die Municipalität, das Tribunal, das Consejo escolar, d. i. die oberste Schuldirection, und die Kathedrale.

Die Kathedrale ist kaum über die Fundamente hinaus gediehen; allein die Anlage der letzteren läßt hinlänglich die Großartigkeit erkennen, zu der sie sich entfalten soll. Die ganze Länge derselben beträgt 108 m, die größte

Breite 80 m. Das ganze Innere zerfällt in fünf Schiffe, und darüber soll sich der Riesenbau auf 72 Pilastern erheben. Die Mauern, auf welche der Thurm zu ruhen kommt, haben eine Dicke von beinahe 3 m. Man sieht, die Proportionen sind kolossal, und wenn einmal die Kathedrale von La Plata im Schmuck ihrer gotischen Formen fertig dastehen wird, dann kann die

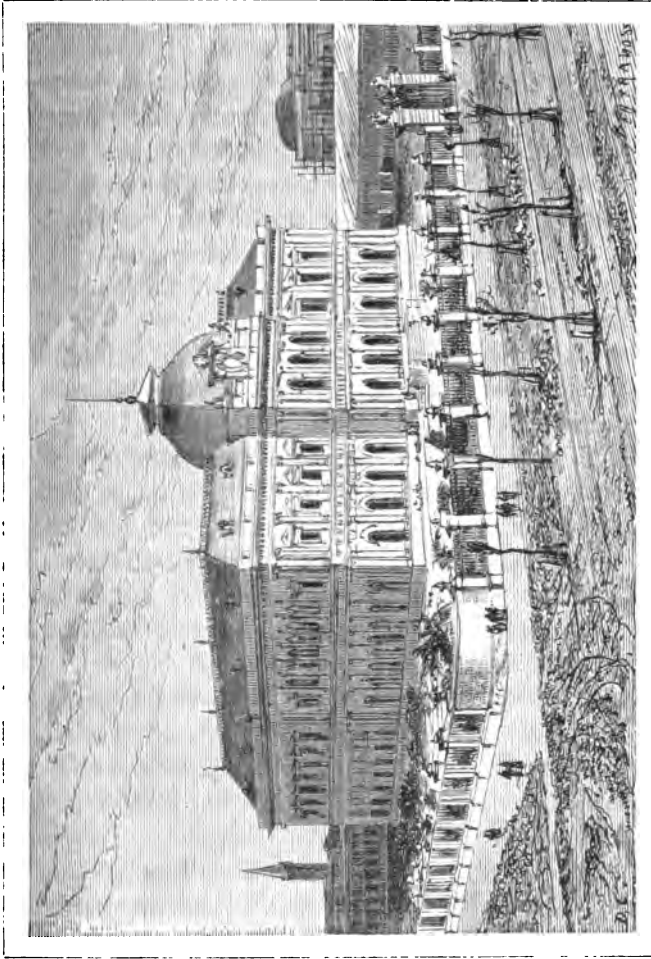


Fig. 37. Synagogenbau in La Plata.

neue Provinzialhauptstadt dem stolzen Buenos Ayres zurufen: „Wir haben euch übertroffen; unser Dom ist 18 m länger als der eure, und an Pracht der Formen und baulicher Schönheit hält der eure den Vergleich mit ihm nicht aus.“ So etwas mag im Hintergrund liegen.

Wie mir der Vigario sagte, mögen die Kosten des Rohbaues sich auf 2 Millionen Pesos (gegen 8 Millionen Mark) belaufen. Wie hoch derselbe

mit all seinen inneren Ausstattungen und Decorationsarbeiten kommen werde, das muß die Zukunft zeigen. Uebrigens hat es bis dahin noch gute Weile; denn wie es scheint, sind die Arbeiten ins Stocken gerathen. Nur einige vereinzelte Individuen sieht man hie und da zwischen dem weiten Fundamentgemäuer beschäftigt, und unwillkürlich drängt sich einem die Frage auf: Hat man es hier mit einem Manne zu thun, von welchem die Schrift sagt, qui voluit turrim aedificare et non potuit consummare?

La Plata hat noch eine Reihe herrlicher Plätze, welche symmetrisch im Stadtplan vertheilt sind. Alle sind durch je eine oder die andere der vielen palastähnlichen öffentlichen Bauten ausgezeichnet. Von letzteren sind mir noch im Gedächtniß geblieben: der Regierungspalast, die Legislatur, der Justizpalast 2c. Sie sind durchweg in einem geschmackvollen Rococostil erbaut.

Alle Plazas zu besuchen, erlaubte die Zeit nicht. Zudem herrscht trotz der Verschiedenheit doch wieder eine große Uebereinstimmung zwischen den einzelnen, und so ließ ich mir es genügen, die hauptsächlichsten gesehen zu haben.

Später machte ich einen Gang zu Fuß durch verschiedene Straßen. Ich hatte bei dieser Gelegenheit den Vortheil, dieselben mit mehr Ruße betrachten zu können.

Die Straßen von La Plata sind in der That schön; sie sind sehr breit, hell und elegant. Allein eben wegen ihrer Breite bieten sie keinen Schatten. Die Mittagssonne brennt voll und grell hinein, und das Pflaster haucht einem die ganze Glut derselben ins Gesicht. Vielleicht wird man später einmal, wie dies schon an einzelnen Stellen geschehen ist, die Trottoirs entlang Laubbäume pflanzen und so dem Fußgänger wenigstens einigen Schutz gegen die unbarmherzigen Sonnenstrahlen gewähren.

Was jedem auffallen muß, der nur einen Blick in die Straßen von La Plata thut, das ist die Todtenstille, die dort herrscht. Das ist nicht das bewegte Leben von Buenos Ayres; das ist nicht einmal das Leben, wie man es in einem Provinzialstädtchen dritten Ranges in Deutschland trifft. Kaum ein Gesicht an dem Fenster, kaum ein Fuß auf der Straße. Wenn irgendwo, so sieht man hier, daß La Plata keine aus dem Volksleben und Bedürfniß spontan herausgewachsene, sondern eine durch den Willen der Regierung ins Dasein gerufene Stadt ist.

Das Leben in La Plata soll keineswegs angenehm sein. Wenige fühlen sich behaglich dort. Grund hiervon ist der Mangel an Familien, welche der Herd der Gemüthlichkeit sind. Die Bewohner sind zum großen Theil Italiener. Unter diesen zerstreut trifft man Spanier, Engländer, Franzosen, Deutsche 2c., lauter bewegliche Elemente, d. h. solche, welche sich der Arbeit oder des Gewinnes wegen eine Zeitlang in La Plata aufhalten und dann wieder das Weite suchen.

Der Regierung gefällt diese Beweglichkeit keineswegs; sie möchte eine beständige, feste Einwohnerschaft in La Plata haben und hat deshalb ihren Beamten befohlen, Residenz zu halten. Allein man sagte mir, die Beamten seien die Schlimmsten; sie wollten am wenigsten von einem festen Aufenthalt in der Provinzialhauptstadt hören und beschränkten deshalb ihr Verweilen daselbst auf das Allernothwendigste. Sie kommen am Morgen mit der Eisenbahn von Buenos Ayres und kehren am Abend, der Gobernador an der Spitze, ebenfalls mit der Bahn, wieder nach Buenos Ayres zurück.

Infolge des Mangels an Familienleben herrscht eine große Unsitte in der Stadt, was sich leicht begreifen läßt, zumal da auch die Praxis der Religion im großen und ganzen auf dem Gefrierpunkt, und der Religionsunterricht, soweit nicht auf privatem Wege nachgeholfen wird, auf Null steht.

Schulen gibt es in La Plata circa dreißig, darunter eine Normalschule zur Heranbildung der Lehrer. Sie sind, wie die Schulen in Argentinien überhaupt, confessionslos, und die Lehrer und Lehrerinnen werden, wie wir es schon anderwärts gesehen, auch hier ohne Rücksicht auf ihr religiöses Bekenntniß angestellt.

Wie es scheint, hat man sich die famosen nordamerikanischen Staatsschulen zum Muster genommen, wenigstens hat man von dorthier Unterrichtskräfte ins Land gezogen.

Welcher Geist in diesen Schulen herrscht, davon wurde mir ein Beispiel erzählt. Eine nordamerikanische Lehrerin war vom Staate in La Plata angestellt worden. Sie war protestantisch, glaubte aber den Unterricht in der Schule mit irgend einem Gebete beginnen zu sollen. Nachdem sie hin und her gedacht, schien ihr das Vaterunser das unverfänglichste zu sein und am ehesten allen zu genügen. Sie begann also das Vaterunser. Allein sofort erhebt sich einer von den Buben und erklärt im Namen seiner Mitschüler, die Lehrerin habe kein Recht, hier zu beten, er protestire dagegen, und die Lehrerin unterließ von da ab das Gebet.

Die Pfarrgeistlichkeit hat die Kinder zum Religionsunterricht in die Kirche eingeladen; allein sie erscheinen nicht, und wenn heute 15 oder 20 sich stellen, so halten dieselben nicht aus; morgen sind es vielleicht ebenso viele andere, so daß an einen regelmäßigen Religionsunterricht gar nicht zu denken ist. Was für Früchtchen da heranwachsen, kann man sich vorstellen.

Von Sacramentenempfang ist naturgemäß auch kaum die Rede, und so kommt es, daß der Pfarrer mit seinen zwei Kaplanen in einer Pfarrei von 50 000—60 000 Seelen keine ausreichende Beschäftigung findet.

Wohl sind in La Plata mehrere Orden thätig, und das städtische Hospital ist den Schwestern übergeben; allein wie unter solchen Verhältnissen leicht ersichtlich, kann deren Wirksamkeit nur eine sehr geringe sein.

IV. La Plata.

So macht La Plata trotz seiner äußern Pracht doch einen recht traurigen Eindruck, wenn man es näher betrachtet. Dabei muß einem die Stadt als eine wahre Zwitterexistenz vorkommen, wenn man bedenkt, daß dieselbe ihrer Bestimmung nach zwar die Hauptstadt der Provinz, der Mehrheit ihrer Bewohner nach aber aus fremden Elementen zusammengesetzt ist.

Wie schwankend und wenig solid überdies die Werthverhältnisse in La Plata sind, geht daraus hervor, daß z. B. der Bodenwerth von heute auf die Hälfte herabsinkt, am dritten Tage aber schon wieder um das Dreifache wächst, so daß ein Stück Land, das heute um 2000 Pesos gekauft wurde, morgen nur noch 1000 werth ist, übermorgen dagegen um 3000 Pesos verkauft wird.

Einzelne Speculanten haben diesen Umstand zu benutzen gewußt und sind reiche Leute geworden, und mehr als einmal ist es vorgekommen, daß ein armer Schuhmacher oder sonst ein Handwerker sich erst mit seiner Hände Arbeit einige hundert Pesos verdient, dann sich ein Stückchen Land gekauft und zu speculiren angefangen und bald darauf Knieriemer und Schusterhammer auf die Seite gelegt hat: er war ein reicher Mann geworden.

31. Das Museum.

Das Museum von La Plata verdient eine besondere Beachtung.

Dasselbe liegt vor der Stadt in einer Art Park — ein langgestrecktes Gebäude mit einem halbkreisförmigen Ausbau auf der Hinterseite. Neu, wie die Stadt, und mit gefälligen Formen des Baustils ausgestattet, bietet es einen befriedigenden Anblick. Jedoch ist es nicht das Neuere, das ihm seine Bedeutung gibt, es sind vielmehr die zahlreichen und ausgezeichneten paläontologischen Pampasfunde, die in demselben aufgestellt sind. Wir werden diesen Ueberresten längst ausgestorbener Thierarten sogleich begegnen.

Raum ist man in das Innere des Gebäudes getreten, so öffnet sich rechts vom Eingang ein Saal, in welchem sich verschiedenartige Gesteinsproben vorfinden. Es sind lauter Vertreter der geologischen Formationen, welche die Unterlage des argentinischen Bodens bilden; dann folgen die Organismen, welche eben diesen Formationen entsprechen.

Die Anordnung beginnt mit den untersten Schichten und steigt Schritt für Schritt zu den höheren empor.

Zuerst kommen Thiere aus der silurischen Formation¹, dann Pflanzen aus der Kohlenperiode, dann Mollusken aus der jurassischen Zeit; dann Fische, Krebse und kolossale Dinosaurier, Reptilien von 20 m Länge zugleich

¹ Die devonische kommt unseres Wissens in Südamerika nicht vor.

31. Das Museum.

mit den Palmen und Araucarien, in deren Schatten sie, wie man annimmt, sich einst zur Ruhe ausstreckten.

Hierauf folgt eine Reihe eocäner Säugethiere, Funde aus Patagonien; es folgen Reste von Krebsen, Mollusken, Fischen, Vögeln und Seesäugethiern¹ aus Patagonien und Paraná, welche als miocäne ausgegeben werden, sowie eine Auswahl von Mineralien, die den Reichthum des argentinischen Bodens repräsentiren sollen.

Im zweiten Saale befindet sich eine Sammlung fossiler Pflanzen von Monte Hermoso. Sie wurde erst vor kurzem angelegt, ist jedoch sehr reichhaltig.

Was jetzt folgt, ist wohl das Interessanteste des Museums. Es sind Fossilien, welche mehr als alles andere die sogen. Pampas-Formation charakterisiren.

Zuerst treffen wir im dritten Saal 9 Panzer von riesigen Gürteltiern (Glyptodon *Ow.*) und 8 Skelette. Diese Thiere haben außer ihrer riesigen Größe das Eigenthümliche, daß sie im Unterschied von den noch lebenden Armadillen, den Tatús der Brasilianer, nicht bloß einen Rücken-, sondern auch einen Brustpanzer trugen, weshalb Burmeister sie unter dem Namen *Biloricata* begreift. Noch sonderbarer als diese Thiere sind die Riesen-Faulthiere. Wir sind bereits in Buenos Ayres dem Schädel eines solchen begegnet. Ich will hier nur noch bemerken, daß diese Thiere sich unter allen durch den plumpesten Knochenbau auszeichneten. Besonders waren die Hinterfüße und der Schwanz sowie die ganze Beckengegend von wahrhaft unförmlicher Ausdehnung, ein Umstand, aus welchem man schließt, daß sie nicht, wie die heutigen Faulthiere, auf die Bäume stiegen, sondern auf dem Boden sitzend ihre Nahrung zu sich nahmen, indem sie die Zweige herunterbogen. Der kolossale Schwanz diente dabei als Stütze. Burmeister führt fünf Gattungen dieser Thiere auf. Davon befinden sich in dem dritten Saal zwei *Mylodon*, ein *Lestodon* und ein *Scelidotherium* und überdies eine große Menge vereinzelter Knochenüberreste.

Der vierte Saal dagegen weist zwei Skelette von *Megatherium* auf.

Im fünften Saal begegnet man den Ueberresten des *Toxodon*, eines merkwürdigen Thieres, dessen Schädel Aehnlichkeit mit dem der Wiederkäuer, Rager und Zahnlosen zugleich hat, sowie der *Macrauchenia*, eines dem Tapir verwandten, dem Pferde im Körperbau ähnlichen Dickhäuters.

Der sechste Saal enthält fossile Ein- und Zweihufer: Pampaspferde, erloschene Hirschgeschlechter und Lamas. Die Pampaspferde haben insofern ein besonderes Interesse, als sie nachweisen, daß es in Argentinien einmal

¹ Burmeister bestreitet, daß sich Seesäugethiere im Diluvium vorfinden, da letzteres wesentlich eine Süßwasserbildung sei.

Pferde gegeben hat, während es feststeht, daß zur Zeit der Entdeckung Amerika's kein einheimisches Pferd sich vorfand.

Dann folgen im siebenten Saale die Mastodonten und fossilen (?) Walfische, und im achten die Rager, Raubthiere und die spärlichen Ueberreste des „Pampas-Menschen“.

Man sieht, die Anordnung der aufgezählten Objecte ist im Sinne der Darwin'schen Theorie getroffen. Sie beginnt mit den niedersten Organismen und endigt mit dem fertigen Menschen, und soll auf diese Weise die biologische Entwicklung des letztern aus den ersteren mit all ihren Zwischenstufen symbolisiren. Mengftlicher, als es hier geschehen, konnte man sich dem evolutionistischen Gedanken nicht anschließen.

Bezüglich des Pampasmenschen ist jedoch hier eine Bemerkung am Platz. Tendenzforschern im Sinne Darwins kommt natürlich alles darauf an, den Menschen auch geschichtlich als Glied in ihre Entwicklungsreihe einzuschieben. Gelänge es, den Menschen in einer Periode zu entdecken, welche der von dem biblischen Schöpfungsbericht ihm angewiesenen vorausginge, so wäre nach ihrer Ansicht alles gewonnen. Nicht geringe Anstrengungen sind deshalb in dieser Absicht gemacht worden.

Jedem war es darum zu thun, die ersten diluvialen Menschenknochen aufweisen und so die Ehre, einen der bedeutendsten Bausteine für die darwinistische Theorie geliefert zu haben, für sich in Anspruch nehmen zu können. Mehr als einmal haben Forscher, welche mit mehr Begeisterung als Ernst an die Arbeit gingen, ihr *εὐρυκα* gerufen; allein jedesmal war es verfrüht.

Auch in Argentinien hat man, und vielleicht mit noch sanguinischeren Hoffnungen als sonstwo, die Spuren des diluvialen Menschen gesucht, und in der That hat man einige Menschenknochen gefunden, die man sofort als Ueberreste des sogen. Pampasmenschen ausgab und unter diesem Titel auch in die Pariser Museen brachte. Es hat jedoch eine eigene Bewandniß mit diesen Knochen. Denn erstlich wurden dieselben nie mit den Ueberresten der Megatherien und Glyptodonten oder anderer unbestreitbar diluvialen Thiere zusammen, sondern an Orten und in Schichten gefunden, wohin sie sehr wohl durch spätere Ereignisse konnten geführt und abgelagert werden. Und wenn einzelne Sammler vorgaben, Menschenknochen oder auch Gegenstände menschlicher Kunst mit diluvialen Fossilien gemeinsam an demselben Fundort entdeckt zu haben, so hat man keinen Fall, in welchem dieselben die gehörige Bürgschaft für ihre Behauptung beigebracht hätten, während es andererseits sehr nahe liegt, anzunehmen, daß solche Leute, denen es ja bei all ihren Forschungen nur darauf ankommt, Geld zu verdienen, leicht einen Umstand erfinden, der ihren Funden einen so ungewöhnlichen Werth verleiht.

Doch ich will Burmeister reden lassen, dem in der vorliegenden Frage ganz sicher das höchste Ansehen zur Seite steht.

„Es ist mir kein beglaubigter Fall bekannt,“ bemerkt Burmeister in seinem Werke über die Pampaspferde¹, „daß ähnliche Gegenstände (menschlichen Fleißes) oder menschliche Knochen im Verein mit Knochen von *Megatherium*, *Myiodon*, *Scelidotherium*, *Glyptodon*, *Toxodon*, *Mastodon* und den diesen Geschöpfen gleichartigen fossilen Pferden gefunden wären; alles, was ich darüber bis jetzt vorgebracht sehe, scheint mir auf Irrthümern und Täuschungen zu beruhen, und der Bestätigung durch zuverlässige Beobachter zu entbehren, welche eine zu so hochwichtigen Folgerungen berechtigende Behauptung nothwendig verlangt. Die fossilen Menschenknochen, welche mir gezeigt wurden, waren isolirt angetroffen, ohne ihr Alter bezeugende Beifunde, und kann ich sie nur für jünger halten, als die wirklich fossilen Gebeine aus den unteren Teufen² der Diluvialperiode. Sie gehören in die Zeit der fossilen Säugethiere, welche gegenwärtig noch hier leben, z. B. des Lamas, der Armadillos, des Fuchses, des Vizcachas, Pampashasen, Thiere, die alle fossil vorkommen und von den lebenden sich kaum unterscheiden lassen. Die Periode ihres Auftretens stelle ich der postglacialen Epoche parallel, und dahin gehört, nach meiner Ansicht, auch der fossile südamerikanische Mensch; aber nicht die pferdeartigen Thiere dieses Erdtheils; die sind ältere Bewohner der Pampas gewesen, einem Zeitraume angehörend, der wahrscheinlich mit der präglacialen Epoche Europa's zusammenfällt.“

Bezüglich der Fossilien Sammler macht Burmeister an einer andern Stelle³ desselben Werkes eine Bemerkung, die hier Platz finden soll. „Fossile Menschenknochen werden erwähnt und sind mir ebenfalls von Sammlern gebracht worden, welche behaupteten, sie in Gemeinschaft mit *Megatherium*- und *Glyptodon*-Resten gefunden zu haben. Ich muß gestehen, daß ich auf die Aussage solcher Sammler, denen durch Mittheilung einzelner es als ein sehr wichtiger Fund dargestellt worden war, fossile Menschengebeine aus der Pampasformation aufweisen zu können, keinen Werth legen kann. Diese Leute sammeln des äußeren Vortheils wegen, in der Absicht, ihre Funde theuer zu verkaufen, nicht für wissenschaftliche Zwecke, und es liegt ihnen daran, große Merkwürdigkeiten auf den Markt zu schaffen, um desto höhere Preise fordern zu können.“ Doch genug: wir haben noch einige andere Säle zu besuchen.

Der neunte, zehnte und elfte Saal enthalten Thiere der Gegenwart, von den niedrigsten Thierorganismen herauf bis zu den Säugethieren.

¹ Der vollständige Titel des Werkes ist: *Los caballos fosiles de la Pampa Argentina, descriptos por Dr. German Burmeister etc.*, und ist auf Veranlassung der argentinischen Regierung eigens für die Pariser Ausstellung fertiggestellt worden.

² Teufe = Tiefe. Bergmannsausdruck.

³ Seite 76.

Diese verschiedenen Säle befinden sich in dem oben erwähnten halbkreisförmigen Hinterbau.

Den Mittelbau nimmt der sogen. „geschichtliche Mensch“ ein.

In einem großen Saale finden sich gegen tausend Schädel und achtzig Skelette ausgestellt, zum größten Theil von südamerikanischen Eingeborenen, von der Eiszeit bis auf die Neuzeit. In einem andern Saale findet sich aufgespeichert, was man von menschlichen Arbeiten als Anhaltspunkte für die Beurtheilung ihrer Culturstufe aufstreiben konnte. Die betreffenden Objecte sind theils aus Argentinien, theils aus anderen Ländern Südamerika's. Die Gegenstände, welche aus den Zeiten der Jesuitenmissionen, sowie jene, welche aus den längst verwichenen Culturzeiten Peru's und der übrigen Nordstaaten Südamerika's stammen, nehmen andere, getrennte Räume ein.

Nach alledem ist das Museum in La Plata bedeutend reicher an hervorragenden fossilen Funden als jenes in Buenos Ayres, es sei denn, daß mir in dem letztern die betreffenden Säle nicht alle zugänglich gewesen wären.

Beim Weggehen kann ich eine kleine Reflexion nicht unterdrücken.

Wenn wir die Ueberreste jener seltsamen Thiergestalten mit ihren oft wunderlichen, man möchte sagen, phantastischen Ausrüstungen betrachten, wie sie das Grabscheit aus ihren vieltausendjährigen Ruhestätten ans Tageslicht gefördert hat, dann möchte man sich fragen: Welchen Zweck mochte wohl die göttliche Vorsehung im Auge haben, als sie diese Wesen schuf und dann nach kurzer Existenz wieder in die Tiefe der Erde begrub?

Gefiel sich der Hausvater der Welt darin, seinen Kindern Räthsel aufzugeben, an denen sie ihren Verstand erproben und bilden könnten? Tradidit mundum disputationi eorum — oder wollte er sie überraschen mit den wunderbaren Gebilden seiner Schöpfung, die er für sie in den verschlossenen Kammern der Erde aufbewahrt?

Es läßt sich hierüber vielerlei sagen und fragen, und der Glaube und der Unglaube legen sich die Sache jeder nach seiner Weise zurecht. Vielleicht wird es der Wissenschaft einmal gelingen, dem göttlichen Gedanken in dieser Hinsicht näher zu kommen. 'Aber aber ist es, daß die Umwälzungen, welche das Verschwinden jener Thiere von der Oberfläche der Erde bedingten, für uns selbst von ganz unermeßlicher Bedeutung waren. Durch sie ist der Wechsel von Berg und Thal hervorgebracht, durch sie dem Meer sein Becken und den Flüssen ihr Bett bereitet, und sind tausend und tausend Bedingungen geschaffen worden, an welche unser Leben, unsere Existenz und die ganze Mannigfaltigkeit und Schönheit der Erdoberfläche geknüpft ist.

Jenen Umwälzungen verdanken wir es, daß das Gold und das Silber, das Eisen, Blei, Platina und die anderen für uns so unentbehrlichen Metalle uns zugänglich sind, da sie sonst durch ihr Gewicht in unnahbaren Schichten der Erdkruste verschwunden wären.

32. Ensenada und der Hafen von La Plata.

In ganz besonderem Licht aber müssen uns jene Ummwälzungen erscheinen, wenn wir eine Thatfache betrachten. Die enormen Vorräthe von Brenn- und Leuchtmaterial, wie sie in den Kohlenlagern und Steinölquellen im Innern der Erde sich vorfinden, sind nachgewiesenermaßen gleichfalls das Resultat der gewaltigen Veränderungen, die an der Erdoberfläche vor sich gegangen. Jedermann weiß aber, von welcher unberechenbarer Wichtigkeit dieselben gerade für unsere industriellen Zeiten sind, in denen Tausende und Tausende von Maschinen täglich gespeist, Tausende und Tausende von großen und kleinen Oefen aller Art wollen geheizt werden, während gleichzeitig unsere europäischen Wälder den ungeheuren Anfragen nach Brennmaterial gegenüber schon längst sich als unzureichend erweisen. Es ist also gewiß das weise Walten der göttlichen Vorsehung zu bewundern, welche in Voraussicht dieser Zeit ihre großartigen Magazine im Erdinnern angelegt und gerade in unsern Tagen geöffnet hat.

Der Umstand, daß bei den gedachten Ummwälzungen ganze Reihen von Thierorganismen zu Grunde gingen, steht also in keinem Verhältniß zu den unermesslichen Vortheilen, die uns dieselben gebracht.

Man darf überdies überzeugt sein, daß viele von jenen Ungeheuern, wären sie am Leben geblieben, dem Menschen gefährlich geworden wären, während sie jetzt in ihren Ueberresten zu seinem Nutzen und mehr noch zu seiner Belehrung dienen, indem sie ihm tiefe Einblicke in die Geschichte unseres Planeten gewähren.

Daß der Schöpfer die Vertheilung der Erdbestandtheile, so wie wir sie jetzt vorfinden, nicht gleich in der Schöpfungsanlage getroffen, sondern dem Wirken secundärer Kräfte überließ, darf uns nicht Wunder nehmen; denn jene Thiere als Skelette, jene Wälder, aus welchen die Kohlenlager entstanden, gleich im Zustand ihrer Zersetzung zu schaffen, wäre seiner Weisheit wenig entsprechend gewesen. So ist auch vieles andere, das zum Schmucke der Welt gehört, erst infolge der gewaltigsten Ummwälzungen zu Stande gekommen.

32. Ensenada und der Hafen von La Plata.

Der Nachmittag war für einen Ausflug nach Ensenada und dem neuen Hafen bestimmt.

Ensenada liegt etwa $1\frac{1}{4}$ Stunde von La Plata entfernt. Der Name bedeutet soviel als Rhede, und in der That war es früher einmal ein wichtiger Landungsplatz. Hier schifften sich im Jahre 1806 die Engländer aus, als sie ihren Handstreich gegen Buenos Ayres ausführten; hier gewann Admiral Brown einen ruhmreichen Sieg; hier liegt jetzt die Zukunft von La Plata. Denn das unterliegt wohl keinem Zweifel, daß La Plata nur

dann lebensfähig ist, wenn es einen ordentlichen Hafen hat. Gelingt es ihm, der Schifffahrt eine bequeme und bessere Landungsstelle aufzuthun, so mag es einmal mit Buenos Ayres rivalisiren können; denn in diesem Falle hat es außerdem noch den Vortheil, daß es um ein gutes Stück näher bei Montevideo liegt, und von allen Schiffen, die von der See her kommen, schneller erreicht werden kann.

Was nun den alten Hafen angeht, so hatten Sondirungen festgestellt, daß derselbe eigentlich ein doppelter sei, ein innerer und ein äußerer; der erstere mit 16—18, der letztere mit 14—18 Fuß Tiefe zur Ebbezeit. Jedoch waren beide durch eine Barre getrennt, welche das Einlaufen in den innern Hafen unmöglich machte. Zudem wollte man einen Hafen haben, welcher auch die größten Seeschiffe mit 21 Fuß Tiefgang bequem aufnehmen könnte, und so wurde die Anlegung eines großen, künstlichen Hafens beschlossen, und zwar sollte derselbe sich von dem Strom landeinwärts bis nahe an die Stadt erstrecken.

Der Plan ist von einem Engländer Wheelwright entworfen; er war großartig. Der Kostenüberschlag wurde auf 44 Millionen Mark berechnet, die Summe im Jahre 1883 durch eine Anleihe bei Pariser Banken aufgebracht.

Wheelwright starb vor der Ausführung, und so übernahm der holländische Ingenieur Waldborp dieselbe.

Gegenwärtig ist der Hafen, wenn auch noch nicht fertig, so doch schon weit vorgeschritten und sieht seiner Vollendung entgegen.

Wir wollen uns denselben also etwas näher ansehen. Dort kommt gerade die Pferdebahn, welche nach Ensenada geht; die wollen wir benutzen, in etwa einer Stunde bringt sie uns hin.

Wir treffen mehrere Passagiere, die nach demselben Ziele fahren; es sind meist Italiener. Im Wagen herrscht ein gemüthlich bürgerlicher Ton.

Wir sind noch nicht lange gefahren, da gewahren wir vor der Stadt einen noch nicht ganz vollendeten Kanal. Es ist die erste Spur des Hafens. Parallel mit diesem, jedoch wegen der Entfernung unserm Auge nicht sichtbar, läuft ein anderer nach dem Fluß hin. Beide sind in der Nähe der Stadt durch einen Querkanal rechtwinklig miteinander verbunden; letzterer aber ist in der Richtung nach der Stadt mit vier Einbuchtungen versehen, welche als ebensobiele Häfen zur Aufnahme kleinerer Schiffe dienen.

Der Kanal, an welchem wir hinfuhren, war mit Wasser gefüllt, und hie und da lag ein kleiner Segler darin vor Anker. Sonst gab es zunächst nichts von Interesse zu sehen; denn die Gegend, durch die wir kamen, ist langweiliges Flachland. Nach Verlauf einiger Zeit jedoch wurde ich auf ein riesiges, ummauertes Becken aufmerksam gemacht, welches sich in einer gewissen Entfernung von uns dehnte. „Das ist der Gran Dock,“ hieß es, „el Puerto Grande.“ Es ist also der eigentliche Schutzhafen, der für

die größten Schiffe bestimmt ist. Er liegt in gleichen Abständen zwischen den beiden Parallelskanälen, mit denen er durch zwei kleinere Kanäle verbunden ist.

Das große Dock (el gran Puerto) ist noch nicht vollendet; sowohl die Ausgrabungen wie die Maurerarbeiten bedürfen noch einiger Zeit bis zu ihrer Beendigung. Was die ersteren betrifft, so hatte man bis Ende 1888 circa 2 320 500 cbm Erde entfernt, und man hoffte, daß die bis zur vollen Ausgrabung noch rückständige Erde im Laufe des Jahres 1889 beseitigt sein werde. Die 7 m hohe Mauer, welche das Dock umgibt, ist auf der Westseite so ziemlich fertig; auf der Ostseite hingegen bleibt noch ein gutes Stück zu thun übrig.

Trotz der Eile, welche die Regierung mit der Vollendung des Hafens hat, trafen wir doch nur sehr wenig Leute an der Arbeit. Vielleicht läßt sich diese Thatsache durch den Umstand erklären, daß heute Stephanstag ist, und die italienischen Arbeiter, eingedenk der Traditionen ihres Vaterlandes, es vorzogen, zu feiern. Dieser Erklärungsgrund würde denn auch die Arbeitseinstellung an der Kathedrale in einem günstigeren Lichte erscheinen lassen.

Wir sind nun in Ensenada.

Der Ort macht den Eindruck eines Dorfes. Die Bewohner sind fast ausschließlich Italiener, die Häuser unbedeutend, oft nur von Holz gebaut. Wenn man von den Aufschriften der Hauschilder auf die Gesinnungsrichtung der Insassen schließen darf, so haben wohl die meisten derselben die Beize der italienischen Vöge durchgemacht. Schilder wie „Garibaldi“, „Mazzini“, „Cavour“, „Richt“ und andere zum Theil recht bombastisch klingende ließen keinen Zweifel, was für Leuten hier wohnten.

Von Ensenada gingen wir zuerst eine Strecke zu Fuß und gelangten an ein kleines Flößchen, den Rio Santiago, welches ein Stück von der Küste quer abschneidet. In dieses münden die beiden Parallelskanäle, während ein dritter Kanal, welcher die Verbindung zwischen dem großen Dock und dem La Plata-Strom herstellt, dasselbe rechtwinklig durchschneidet und sich dann in einer gleichmäßigen Tiefe von 21 Fuß so weit in den Strom hinaus erstreckt, bis er in diesem einen natürlichen Wasserstand von gleicher Tiefe (21 Fuß) antrifft.

Am Rio Santiago trafen wir ein kleines Dampfboot, das wir bestiegen. Dieses sollte uns hinaus nach dem Rio de La Plata führen.

Das Schiffchen hatte mit Roth Platz für ein halbes Duzend Personen, und so kam es, daß Steuermann, Maschinist, Passagiere, alles sehr nahe beisammen war. Der Mann am Steuer hatte wenig zu thun; Gefahr, irgendwo auf den Sand zu fahren, war nicht vorhanden; denn das Flößchen ist, wie man mir sagt, gewöhnlich gegen 7 m tief, und zur Zeit der Flut sogar noch 2 m tiefer. Er fing also zu schwätzen an, brachte bald dieses

IV. La Plata.

und bald jenes vor, und machte auf manches um uns her aufmerksam, was, wie er glauben mochte, für uns von Interesse sein konnte.

In der Nähe des Ufers waren hohe Holzgerüste für die Wasserarbeiten aufgeschlagen. Jedoch wurde auch hier heute gefeiert. Die „Rake“, welche zum Einrammen der Pfähle aufgestellt war, stand müßig, und nur das Radwerk einer Luftcompressions-Maschine war in Bewegung: ein Zeichen, daß drunten tief unter dem Wasserspiegel Taucher beschäftigt waren.

Es muß keine angenehme Sache sein, von aller Welt abgeschnitten, mitten in dem grausamen Element den schweren Wasserarbeiten obzuliegen und dabei von der Luft zu leben, die einem von oben auf künstlichem Wege zugepumpt wird, und wohl nicht jeder hat Lust dazu. Dies mag der Grund des hohen Lohnes sein, welchen die Taucher erhalten, und der sich auf 5 Pesos (20 Mark) für die Stunde beläuft.

Nach etwa $\frac{1}{2}$ Stunde hielt das Dampfboot an, und wir stiegen ans Land. Wir befanden uns nahe dem Ufer des Rio de la Plata; hohes Niedgras und Gestrüpp jedoch verwehrt uns den Blick auf den Strom.

Im Buschwerk versteckt lagen einige Hütten; an diesen vorbei gelangten wir zum Strand. Hier hatten wir die beiden neuen mächtigen Hafendämme vor uns, welche sich einander parallel weit bis in die tiefen Wasser des Strombettes hinaus erstrecken. Sie sind so ziemlich fertig, eine herrliche und imponirende Arbeit. Man muß dieses prächtige und tabellose Balkenwerk, diese solide und massive Construction sehen, um sich zu sagen: da ist kein Geld gespart, und nicht für heute und morgen, sondern für Jahrhunderte gebaut worden. Die Basis bilden aufgeschüttete Bruchsteine, und es ist die Masse derselben auf 600 000 Tonnen, was soviel heißt wie 12 Millionen Centner, veranschlagt. Da es in der Nähe keine Steinbrüche gibt, so mußte das Material auf Schiffen weit hergeholt werden. Kleinere Schiffe mögen unter 2000, die größten über 4000 Tonnen Fracht aufnehmen. Rechnen wir also eine Durchschnittsfracht von 3000 Tonnen, so waren 200 Schiffs-ladungen nöthig, um jene Steinmasse herbeizuführen.

Da die Dämme so weit mit Brettern belegt waren, daß man ohne Gefahr über sie wegschreiten konnte, setzten wir unsern Spaziergang bis zum äußersten Ende des einen fort. Hier fehlen noch die Schutzplanzen und Wasserbrecher, das letzte Erforderniß zu ihrer Vollendung. Das ist nun der Hafen von La Plata. Bemerken muß ich noch, daß sich an den östlichen Seitenkanal ein großer Entwässerungskanal (Canal de Desague) anschließt, und daß die Ländereien zwischen beiden Seitenkanälen für eine später geplante Erweiterung des großen Dock's vorbehalten sind.

Blickt man umher, so ist hier einstweilen noch alles leblos und still; einsam ragt das stolze Bauwerk in das Flußbett. Nach wenigen Jahren jedoch, wenn einmal der Hafen der Benutzung übergeben sein wird, dann

wird sich das Antlitz dieser Landschaft verändern. Dann werden Schiffe ab- und zufahren, große und kleine; dann wird sich der Strand bevölkern, und ein reges Hafenleben mit all seinem bunten Gewirr wird ihm ein neues, bis jetzt nur geträumtes Aussehen geben; dann wird Ensenada näher an La Plata und La Plata näher an Ensenada heranrücken, bis es nach und nach zur Verschmelzung beider kommt und nur ein einziges großes La Plata sich hinaus bis ans Gestade des Stromes erstreckt. Dann werden Hunderte von Schiffen, die einst ihren Lauf westwärts nach Buenos Ayres nahmen, dem Hafen von La Plata zusteuern, und La Plata wird die erste Hafenstadt des Silberstromes sein. Dies ist der sanguinische Traum der La-Platenser. Ob er sich verwirklichen wird, muß die Zukunft zeigen.

Die Sonne brannte stechend hernieder, und die von dem Wasserspiegel und dem heißen Sande zurückgeworfenen Strahlen erhöhten die empfindliche Glut. Ein schattiges Plätzchen war nicht zu finden. Kein Wunder, wenn sich das Bedürfniß einer Erfrischung einstellte.

Das nächste Haus war ein Wirthshaus. Es stand auf Pfählen, die es gegen die Hochflut schützen sollten, und wir mußten eine Leitertreppe hinaufsteigen, um in das Innere zu gelangen.

Das erste Gesicht, das zum Vorschein kommt, ist ein italienisches. Wir machten unsere kleine Bestellung. Während man ging, dieselbe auszuführen, warf ich einen Blick durch das Zimmer, das eben groß genug war, um auch bei kleineren Tanzgelegenheiten zu dienen.

Aber da sind wir in eine Kneipe hineingerathen!

An den Wänden umher hingen verschiedene Bilder. Sie waren alle, so viele ich sah, von derselben Sorte und stellten einen Priester in nichtswürdig scandalösen Scenen vor.

Noch hatten wir unser Glas Bier nicht geleert, da hörten wir Lärm im Nebenzimmer, ausgelassenes Lachen, Poltern und Gejohle. Gleich darauf ging die Thüre auf, und ein Haufen italienischer Burschen im Alter von 24—36 Jahren drängte sich herein ins Zimmer. Sie tänzelten und schäkerten, sangen freche Lieder und gaben auf jede Art ihre cynische Verachtung gegen den Priester zu erkennen. Da war unseres Bleibens nicht.

Wir bezahlten unser Bier, das ebenso theuer als schlecht war, und gingen, bevor wir es getrunken hatten.

Das Dampfboot brachte uns wieder nach Ensenada. Hier trafen wir den Geistlichen des Ortes, den wir auf dem Hinwege gesucht, aber nicht gefunden hatten. Es war ein junger, lieber Herr, der uns dringend einlud, mit ihm in sein Haus zu kommen. Wir schlugen dies aus, da wir fürchteten, zum Bahnzug zu spät zu kommen, und wir sollten bald sehen, daß wir wohl daran gethan. Um unter diesen Umständen alles für uns zu thun, was er konnte, setzte sich der gute Geistliche zu uns in den Wagen und fuhr mit nach La Plata.

Auch diesmal mußten wir erleben, was uns schon früher einmal begegnet war. Als wir den Conducteur nach unserer Schuldigkeit fragten, hatte der aufmerksame Herr bereits für alle bezahlt.

Untermwegs trug sich ein kleiner Zwischenfall zu, der auch schlimmer hätte ausfallen können. Drei italienische Jungen zu Pferd jagten im Galopp schreiend und lärmend an unserm Wagen vorüber. Wie es schien, galt es einen Wettlauf. Einige der Passagiere lagen am Wagenfenster und schauten zu. Plötzlich tönt ein lauter Aufschrei von vielen zugleich. Was ist's? Einer von den drei Reitern hatte sich mit seinem Thiere überschlagen und war von demselben weit hinaus auf den Weg geschleudert worden. Einige Augenblicke trat Stille ein. Jeder sah mit banger Spannung dem entgegen, was nun folgen werde. Da erhebt sich der Burjche, mit blutiger Nase freilich und geschundenem Gesicht, aber muthwillig wie zuvor. Im nächsten Moment saßen die drei wieder auf ihren Pferden, und wieder ging es voran, allerdings etwas bescheidener als zuvor.

Als wir in La Plata ankamen, stand der Zug zur Abfahrt nach Buenos Ayres bereit. Ich konnte gerade noch hineinschlüpfen. Aber nun eine Verlegenheit: mein Brevier lag im Pfarrhaus. Ich hatte es bei unserm Ausfluge mitnehmen wollen; allein der Vigario hatte mir gerathen: „Lassen Sie es hier und nehmen Sie statt dessen einen Regenschirm gegen die Sonne mit.“ Ich drehte mich um, in der Absicht, wenigstens den Regenschirm abzugeben und unserm großmüthigen Gastfreund noch einmal dankbar die Hand zu drücken. Ein Herr, der mit seinem Billet bei der Bahnverwaltung Schwierigkeiten gefunden, hatte seine Vermittlung in Anspruch genommen. Ich sah ihn nicht wieder; denn die Locomotive piff, der Zug setzte sich in Bewegung, der Regenschirm blieb in meiner Hand, mein Brevier in La Plata und das Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit in meinem Herzen.

Ich verließ La Plata mit dem Eindruck, daß die argentinische Regierung es versteht, mit großen Summen zu rechnen. Mit vollen Händen sieht man hier die Millionen über ein Erdreich ausgestreut, das vor kurzem sozusagen noch eine Dede war. Alles glänzend, alles großartig. Ueberall derselbe Aufwand, derselbe Luxus wie wir ihn auch in Buenos Ayres getroffen; überall dasselbe Bestreben, durch prachtvolle Schöpfungen den ersten Städten Europa's den Rang der Civilisation abzulaufen. Ob die Sache auf soliden Grundlagen ruht, oder einem gewaltigen Zusammenbruch entgegengeht, muß die Zukunft lehren. Leider ist meine Hoffnung nicht groß!

Man möchte nun auch glauben, daß dieser Aufwand der liberalen Regierung mit den Mitteln im Verhältniß stehe; man möchte, sage ich, annehmen, daß das Land über unermeßliche Reichtümer verfüge. Allein schon während ich noch in Buenos Ayres weilte, wurde ich darauf aufmerksam, daß der gleißenden Schale kein solider Kern entspreche, und tiefer

blickende Männer sprachen es offen aus. „Lassen Sie einmal einen Krieg mit Brasilien ausbrechen,“ sagte mir eines Tages ein Herr, „und mit dem ersten Kanonenschuß liegt die ganze Herrlichkeit am Boden.“

Recht bedenkliche Anzeichen haben unterdessen die tiefen inneren Schäden des Landes aufgedeckt. Während ich dies schreibe (October 1889), steht das argentinische Gold auf 205. Das will sagen, daß man 205 Pesos in Papier zahlen muß, um dafür nur 100 Pesos Gold zu erhalten. Mit anderen Worten: Das öffentliche Vermögen ist auf die Hälfte seines Werthes herabgesunken, und der öffentliche Credit auf einem Punkte angekommen, der eine Katastrophe erwarten läßt. Staatsminister und Finanzmänner halten Rath, wie sie das drohende Verhängniß beschwören können, und noch scheint das Mittel nicht gefunden.

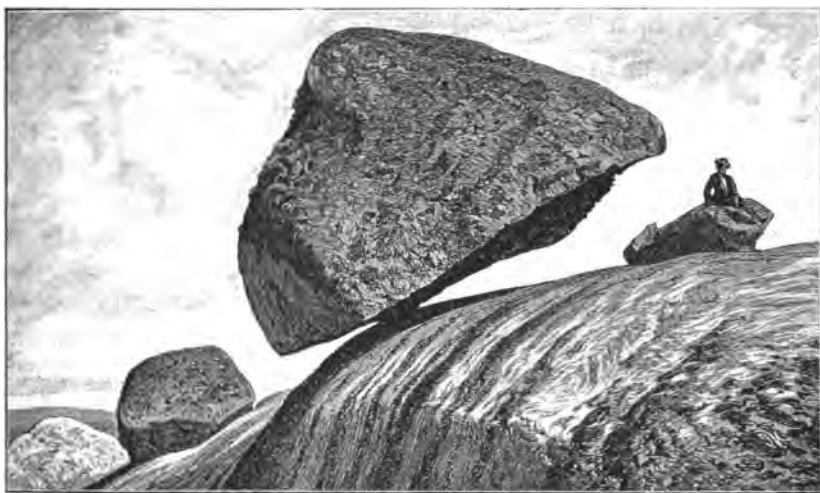


Fig. 88. Der bewegliche Stein von Tandil.

Es ist dies eine Folge der rasenden Hast, mit welcher Argentinien sich auf die Höhe der weitest vorgeschrittenen Nationen Europa's stellen möchte. Ohne den ruhigen Gang einer gefunden Entwicklung abzuwarten, werden alle Verhältnisse so gewaltsam hinaufgeschraubt, daß es kein Wunder ist, wenn der Staat in den Fugen kracht. Die immer neuen Verkehrslinien, die immer neuen Eisenbahnen und Telegraphenneze sind noch das Unschuldigste; denn sie kommen dem ganzen Lande zu gut. Allein der kolossale Aufwand bei öffentlichen Schau- und Prunkfesten, die stolzen Bauten, die außerordentlich hohen Gehälter der Beamten, die glänzenden Anlagen und vieles andere der Art verschlingen jährlich fabelhafte Summen und zwingen die Regierung zu immer neuen Anleihen. Doch gerade mit den Anleihen will es nun auch nicht mehr ziehen. Denn da Argentinien weder viele bedeutende

IV. La Plata.

Städte noch sonst reiche Einnahmequellen hat, die es als Unterpfand bieten könnte, so ist sein Credit auf dem Geldmarkt nur sehr gering.

Brasilien brauchte kürzlich Geld, und in 20 Tagen war die betreffende Summe zu 4% viermal gezeichnet. Argentinien will eine Anleihe aufnehmen und erhält sie nur, indem es die Einkünfte seiner Zölle verpfändet. Das ist eine harte Lection für das Land. Ob die Regierung sich dieselbe zu Herzen nehmen und Nutzen daraus ziehen wird, muß sich zeigen.

* * *

Bevor ich Argentinien verlasse, will ich eine Merkwürdigkeit nicht unerwähnt lassen, welche gewiß einzig in der Welt dasteht, in Europa aber wenig bekannt sein dürfte. Es ist die sogen. Piedra movediza (der bewegliche Stein) von Tandil (Fig. 38).

Tandil liegt etwas südwestlich von La Plata. Die Zeit erlaubte mir nicht, diesen Punkt zu besuchen. Was aber die „Piedra Movediza“ angeht, so ist dieselbe ein mächtiger Steinkloß, welchen die Natur auf die Schwimmbreite eines Felsens gesetzt hat. Das Merkwürdige an demselben ist, daß er sich in vollständigem Gleichgewicht befindet, und deshalb unter dem Andrang von Sturm und Wind sich bald nach der einen, bald nach der andern Seite neigt. Ein Druck mit der Hand genügt, um ihn in Bewegung zu setzen, und obgleich er seine Oscillationen mit großer Ruhe und fast unmerklich ausführt, so kann man sich doch von demselben sehr leicht überzeugen, wenn man z. B. eine Flasche unter denselben niederlegt und ihm dann den nöthigen Anstoß gibt. Sachte neigt er sich zu der Flasche herab und drückt sie in Stücke.

Trotz seiner Beweglichkeit haben weder Sturm noch Wetter ihn je aus seiner natürlichen Lage zu bringen vermocht. Die Annalen von Tandil erzählen, daß der Tyrann Rosas einmal einen seiner Caziken beauftragt habe, den Stein von der Stelle zu zwingen. Dieser umwand ihn mit Stricken und spannte 30 Paar Ochsen daran. Die Ochsen wurden blutig geschlagen: allein der Stein änderte seine Stellung nicht.

V.

Auf der Heimkehr.

33. Wieder in Montevideo.

Rückkehr. — Die Priesterweihe. — Verkehr des Bischofs mit seinen Seminaristen.
Letzte Besuche. — Der Tabaré.

Kommen und gehen, das sind die beiden Fäden, aus denen das Leben gewoben ist. Die Aufgabe meines Besuches am La Plata war gelöst, und ich mußte an die Rückkehr denken.

Am 28. December sollten unsere beiden Scholastiker in Montevideo die Priesterweihe erhalten, und es schien mir angemessen, derselben beizumohnen. So ward also der 27. zum Tag der Rückreise bestimmt.

Bevor ich ging, wollte ich noch einen letzten Besuch bei Dr. Burmeister machen. Unser guter P. Brugier begleitete mich auch diesmal.

Wir trafen Dr. Burmeister in guter Laune. Er führte uns in sein Arbeitszimmer, öffnete einen Schrank und zeigte uns seine Unterhaltungsbibliothek: alte Classiker und neue. Ihn freute die Erinnerung an Sophokles, aus dem er ganze Stellen recitirte; der spanische Eid gefiel ihm ausgezeichnet, aber noch besser als der Urtext Herders Uebersetzung, welche er auswendig kann. Göthe gefällt ihm so lang, bis er Hofrath geworden. Am meisten imponirt ihm Shakespeare, dessen wundervolle tiefe Kenntniß des Menschenherzens ihn mit Staunen erfüllt. Auch die Heilige Schrift befindet sich in seiner Lesebibliothek.

Nachmittags nahm ich Abschied von den Patres des Collegs, welche mir noch einmal einen wohlthuenden Beweis ihrer wahrhaft brüderlichen Liebe zu theil werden ließen, und begab mich zum Schiff. P. Brugier und außerdem ein Bruder, der die Reise-Effecten und Billetangelegenheiten besorgte, waren meine Begleiter.

Als wir an den Strand kamen, waren die Wogen und Barken am Tanzen; ich konnte es P. Brugier nicht zumuthen, daß er mich bis zum Schiffe begleite, und so schieden wir voneinander am Strande. Ob wir uns

V. Auf der Heimkehr.

je in diesem Leben wiedersehen? Ich konnte die Bewegung nicht unterdrücken. Leb wohl, treue Seele! Gott vergelte dir alle Liebe und Freundschaft, die du mir so reich auf dieser Reise bewiesen!

Der Bruder fuhr mit mir zum Schiff.

Wie die Wellen hochgehen! Wahrlich, auf diesem bewegten Wasser fühlen sich nur zwei Creaturen wohl: die Möven, die darüber schweben, und die Barkenführer, welche in ihrem Fahrzeug sich zu Hause fühlen, wie andere Menschenkinder auf dem Festland.

Uebrigens gelangten wir glücklich zu unserem Schiff. Diesmal war es die „Venus“, wie man sagt, der beste Dampfer der Gesellschaft.

Meine Angelegenheiten auf dem Schiff waren bald geregelt; ich bekam eine eigene Cabine, und der Bruder kehrte zum Lande zurück.

Für mich ergab sich bald darauf ein kleiner Zwischenfall, der mich um eine Erfahrung reicher machte.

Meine Cabine war Nr. 53. Zwei Betten waren darin, das eine über dem andern. Man sagte mir, daß ich der einzige Insasse sei, und so nahm ich Beschlagnahme, indem ich einige Gegenstände auf den Stuhl niederlegte.

Hierauf begab ich mich auf das Verdeck.

Die Luft war mild, und in das weiche Blau des Himmels waren weiße Wölkchen hingehaucht.

Ich schaute in das Getriebe des Hafens und schaute in das bewegte Spiel der Wellen, die im ewigen Wechsel kamen und gingen, und mich erinnernd, wie sehr das menschliche Leben den unruhigen Wellen vergleichbar sei, schrieb ich in mein Tagebuch:

Auf und nieder taucht die schnelle,
Taucht die ruhelose Welle,
Einmal auf und einmal nieder,
Und kein Auge sieht sie wieder.

Auf und nieder in dem Leben
Taucht der Mensch zu kurzem Streben,
Einmal auf und einmal nieder,
Und kein Auge sieht ihn wieder.

Wie? Kein Auge sah' ihn wieder?
Ja, wir Menschen gehen nieder;
Doch, mein Herz sagt mir, wir gehen
Nur auf ewig Wiedersehen.

Immer kamen neue Passagiere an und stiegen an Bord. Rasch füllte sich der große Dampfer, und ich hatte Zeit, die verschiedensten Gestalten anzusehen, welche mit mir quer über den riesigen Silberstrom nach der orientalischen Republik fahren wollten.

Als ich wieder herunter in meine Cabine kam, fand ich zu meiner Ueberraschung das untere Bett beschlagnahmt. Ein Regenschirm und ein anderer Gegenstand, der darauf lag, bewiesen mir, daß ein Unbekannter das jus primi occupantis geltend gemacht, und ich sah ein, daß ich eine Dummheit begangen, indem ich meine Effecten auf den Stuhl anstatt auf das Bett gelegt hatte.

Es blieb mir nun die hübsche Aussicht, am Abend durch einen Kletterversuch in das obere Bett zu gelangen: eine Manipulation, die, offen gestanden, nicht sehr nach meinem Geschmade war. Allein was machen? Da ich meinen Zimmergenossen nicht kannte, dachte ich mir: ich will abwarten; ist es ein junger Herr, so werde ich ihn bitten, daß er das Klettern versuche; ist es ein älterer, so werde ich mich selbst zu dieser gymnastischen Uebung verstehen müssen. Jedoch da ist der Wandkorb noch über dem untern Bett, und der ist leer. Da will ich meinen Hut hineinlegen und sehen, was das für eine Wirkung thut. Gesagt, gethan. Ich legte meinen Hut in den Wandkorb und stieg wieder auf das Verdeck.

Unterdeß hatte sich der Dampfer in Bewegung gesetzt.

Bei Tisch kam ich mit mehreren Universitätsstudenten von Buenos Ayres zusammen; es waren bescheidene Leute und hatten durchaus nichts von dem burlesken Wesen unseres deutschen Studio an sich.

Uebrigens behagte es mir nicht lange in dem eleganten Salon. Ich räumte meinen Platz einem andern ein und suchte das Freie.

Nach und nach waren wir auf die Höhe von La Plata gekommen. Ferne Lichter glänzten durch die stille Nacht. Zu beobachten war nun nichts mehr, und ich zog mich in meine Cabine zurück.

Aber was ist das? Mein Zimmergenosse hat seine Vorposten eingezogen und vollkommen das Feld geräumt. Nichts liegt mehr auf dem Bett: ein Zeichen, daß er verzichtet hat. Was doch ein Jesuitenhut thut! Ich danke Gott und lege mich ruhig zu Bett.

Die Nacht verging ruhig. Nur einmal bemerkte ich, daß jemand leise die Thüre öffnete und den Kopf in die Cabine streckte. Wahrscheinlich war es mein unbekannter Zimmergenosse, der zum letztenmal recognoscirte. Ein Blick genügte, um ihm die Situation klar zu machen, und er zog sich rasch wieder zurück.

Um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr ließen wir im Hafen von Buenos Ayres ein. Eine Barke war schnell gemiethet. Der Führer nahm mein Gepäck, und über die Rähne der anderen hinwegkletternd, stiegen wir ein.

Am Ufer angelangt, bekam ich wieder einige „Santo Padre!“ und ähnliche Complimente zu hören; allein ich machte kurzen Proceß, bestieg einen der bereitstehenden Wagen und mit der Weisung: „Zum Collegio del Salvador!“ ging es voran. Noch sahen die Straßen sehr verschlafen aus.

V. Auf der Heimkehr.

Mein Kutscher tummelte sich, und nach ungefähr einer halben Stunde erreichten wir unser Ziel.

Ich hatte es gut getroffen. Etwas nach 6 Uhr ging ich zum Altar, die heilige Messe zu lesen, und um 7 Uhr konnte ich der Priesterweihe beiwohnen, die jetzt begann. Die zu Weihenden waren 6 an der Zahl, unsere beiden Scholastiker und 4 Seminaristen, die ersten, welche als Priester aus dem Seminar von Montevideo hervorgehen sollten.

Bei der Weihe bewunderte ich die würdevolle Ruhe, mit welcher der Bischof die heilige Handlung vornahm und die wahrhaft väterliche Rücksicht auf seine Ordinanden, denen er Zeit ließ, alle einzelnen Gebete und Handlungen mit vollkommener Ruhe des Gemüthes zu begleiten.

Nach der Priesterweihe drängten sich die Anwesenden herbei, den Neupriestern die Hände zu küssen; die Männer küßten die Fläche, die Frauen den Rücken der Hand.

So hat also Uruguay vier, die Kirche sechs Priester mehr. Wie vieler Seelen Heil und Seligkeit mag an ihr Wirken geknüpft sein!

Vielleicht ist hier der Platz, zu bemerken, daß die Diözese Uruguay 41 Pfarreien und im ganzen 161 Priester hat. Die wichtigste Aufgabe der südamerikanischen Bischöfe ist gewiß, einen tüchtigen einheimischen Clerus heranzuziehen, und in dieser Hinsicht thut man hier alles.

Nachmittags hatte ich Gelegenheit, Zeuge der Art und Weise zu sein, wie Bischof Yéregui mit seinen Seminaristen zu verkehren pflegt. Unangemeldet, wie gewöhnlich, war er ins Seminar gekommen, seine Neugeweihten zu besuchen. Alsbald hatten sich die Seminaristen um ihn geschaart, wie Kinder um ihren Vater. In einem großen Gange wurde Platz genommen, und da saßen sie gemüthlich und zutraulich um ihren geistlichen Oberhirten, ließen sich von demselben erzählen und stellten ihre bescheidenen Fragen. Der edle Bischof verschmäht es bei solchen Gelegenheiten nicht, auch eine *Guia mate* von seinen guten Seminaristen anzunehmen und diese verfehlen nicht, sie ihm anzubieten. Im Nu haben sie Thee und Kohlenpfanne herbeigeholt, Wasser aufgestellt und einen guten Paraguaythee zurecht gemacht, den sie ihm dann mit kindlicher Freude in der *Guia* präsentiren. Es dauert nicht lange, da ist die familiäre Unterredung im Gange.

Bei aller Herablassung aber bleibt Bischof Yéregui vollkommen auf der Höhe seiner Würde. Nichts, auch nicht das Geringste, bemerkt man in seinem Reden und Handeln, was seinem Ansehen in den Augen der Alumnen Eintrag zu thun vermöchte. Er besitzt eben das wundervolle Privileg, das nur den Männern von gediegener Tugend eigen ist, daß sie durch den längern Umgang stets an Achtung und Liebenswürdigkeit gewinnen.

Noch am selben Nachmittag traf die Oberin der Schwestern von der christlichen Liebe, welche in Montevideo eine Niederlassung besizen,

im Seminar zum Besuche ein. Bemerken muß ich, daß sowohl das Haus derselben in Montevideo, wie auch ein anderes tiefer im Innern der Republik Uruguay, von Chile aus gegründet ist. Die Schwestern von Chile kannte ich; sie waren im Jahre 1874 durch den Sturm des Culturkampfes aus Deutschland verschlagen worden und hatten, von einem Kaplan begleitet, in Bordeaux das Schiff bestiegen, wo ich mit ihnen, aus England kommend, zusammentraf. Wir hatten also die Reise bis Rio de Janeiro mitsammen gemacht. Herr Kaplan Haus, ein maderer Westfale, war damals noch ein blutjunger Mann. Auch ihn hatte ein „Mailüftchen“ über die Grenze geweht. Auf der Reise hatte ich ihn schätzen und lieben gelernt.

In Chile hatte das Samenkörnlein der „Christlichen Liebe“ trefflich Wurzel geschlagen. 17 Niederlassungen waren dort eine der andern gefolgt, und der Herr Kaplan, welcher dabei eine herrliche Wirksamkeit entfaltet hatte, war unterdessen ein stattlicher Monsignore geworden.

Nun erzählte mir die Oberin, daß derselbe gestern auf der Rückkehr von einer Reise nach Europa in Montevideo eingetroffen sei. Prächtig! dachte ich, so werde ich die Freude haben, ihn wiederzusehen und zu begrüßen. Doch eitle Hoffnung! „Leider“, fuhr die Oberin fort, „ist er gestern mit dem hochwürdigsten Herrn Bischof von Ancud nach Buenos Ayres weitergereist, wo er Sie zu treffen hoffte.“

Damit war ein Strich durch meine Rechnung gemacht; wir waren in der Nacht aneinander vorbeigefahren.

Einige Tage später besuchte ich das Haus der Schwestern. Es ist dasselbe eine Unterrichtsanstalt mit Pensionat. Die Räumlichkeiten sind im Verhältniß zur Schülerinnenzahl sehr beschränkt. Trotz des geringen Raumes fühlen sich aber die Pensionärinnen sehr wohl und sind vergnügt: ein Beweis, daß die Leitung eine gute ist. Auch diese Anstalt wurde, wie schon gesagt, bei ihrer Gründung durch eine bedeutende Summe von der Familie Jackson unterstützt.

Wie mir die Schwestern mittheilten, beabsichtigen dieselben, demnächst eine zweite Schule anzulegen, und bereits ist ein Grundstück zu diesem Zwecke gekauft. Gewiß muß man dem Unternehmen den besten Fortgang wünschen. Denn wo der Staat die Schule im großen und ganzen an sich gerissen, da ist es die Sache der Kirche und ihrer eifrigen Kinder, stückweise sie wieder zurückzuerobern.

Ich hatte nun Gelegenheit, noch zwei schöne Kirchen von Montevideo zu besuchen: die der Basken und die der Kapuziner.

Die erstere, welche der Unbefleckten Empfängniß geweiht, ist aus den Mitteln der Basken in einheitlich romanischem Stil erbaut und macht nicht bloß von außen betrachtet, sondern auch im Innern einen höchst wohlthuenden Eindruck der Harmonie und der Andacht.

Die Kapuzinerkirche liegt nicht weit von dem Colleg entfernt gegen das Westende der Stadt hin. Auch sie ist in romanischem Stile erbaut und erhebt sich mit ihren Thürmen und Kuppeln imposant über das Häusermeer empor. Das große Kloster, welches mit ihr verbunden, ist jedoch kaum von einem halben Duzend Patres und einigen Brüdern bewohnt. Patres und Brüder sind Italiener. Der Guardian empfing uns freundlich und führte uns auf unsere Bitte ins Innere der Kirche. Sie war menschenleer. Ob sie zu anderen Zeiten untertags von Andächtigen besucht wird, die ihrer Privatandacht genügen wollen, kann ich nicht sagen.

Die Kirche ist groß und geräumig. Die Reinlichkeit, die darin herrscht, thut wohl und erbaut.

Interessant ist der Hochaltar. Es ist ein Kolosz aus weißem Marmor, der aus Genua stammt. Wenn ich nicht irre, ist der Altar schon zwei Jahrhunderte alt. Ganz Bopf und ziemlich plump, hat er wenig Erhebendes an sich. Erst vor wenigen Jahren wurde er aus Italien gebracht und war anfangs für die Kathedrale bestimmt, wurde jedoch als ungeeignet für diese befunden und so der Kapuzinerkirche zugewiesen. Schemals mag der Altar schweres Geld gekostet haben. Die Kapuziner erhielten ihn umsonst; nur 1800 Francs Fracht und die Aufstellungskosten, alles in allem ca. 2000 Pesos (8000 Mark), waren die Auslagen dafür.

Wie uns der Guardian erzählte, ist die Kirche gut besucht, und die Beichten sind zahlreich.

Bei den kleinen Ausflügen, die ich jetzt in Montevideo noch machte, fiel mir der Unterschied zwischen der Hauptstadt der Orientalischen Republik und jener Argentiniens mehr ins Auge.

Buenos Ayres ist in der That Montevideo nicht bloß an Größe und Einwohnerzahl, sondern auch in mancher andern Beziehung weit überlegen. Es ist bei weitem reicher an großartigen und imposanten Gebäuden, hat schönere öffentliche Plätze und Anlagen, und was den Geschäfts- und Personenverkehr in den Straßen angeht, so läßt sich Montevideo mit Buenos Ayres nicht vergleichen.

Dagegen ist Montevideo gesunder, freundlicher, hat weitere und schönere Straßen und eine reizendere Umgebung. Vor allem aber ist es unvergleichlich ruhiger bei Tage und besonders zur Nachtzeit. In Buenos Ayres mag der Geldspeculant mehr seine Interessen finden; der, welcher in Ruhe sein Dasein verbringen will, wird Montevideo vorziehen.

In den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Montevideo wurde ich durch zwei Besuche überrascht. Der erste war ein junger Student aus Maldonat, der in Porto Alegre seine Studien gemacht und nun zu Land eine Ferienreise nach Montevideo unternommen hatte. Ein Zug treuer Anhänglichkeit erfreut unser Herz um so mehr, je weniger wir denselben er-

warteten. Der gute Jüngling war von den besten Gefinnungen beseelt und hatte sich ein hohes Lebensziel gesteckt. Hochgewachsen, frisch und gesund, schien er sich eine hübsche Zukunft versprechen zu können. Doch während ich dies schreibe, hat ihn schon der Tod ereilt.

Der zweite Besuch war jener Herr, der uns die 5 Pesos zur Befreiung der Hafenkosten aufgenöthigt hatte. Damals war er noch Junggeselle, jetzt erschien er als Neuvermählter mit seiner Señora.

Da unsere Abfahrt von Montevideo sich wider Erwarten hinauszog, so benutzte ich die mir noch zu Gebote stehenden freien Augenblicke, unsern Zorrilla, den ich nun in Person hatte kennen gelernt, auch in seinen Werken etwas näher zu studieren. Ich griff also nach dem „Tabaré“, dem neuesten und größten poetischen Erzeugniß unseres Dichters. Die dem Epos zu Grund liegende Handlung ist folgende:

Die Tochter eines spanischen Edelmannes und Kriegers ist in die Hände der Indianer gefallen und wird dem Häuptling zugesprochen. Monde vergehen, da erscheint die Unglückliche als Mutter. Ein reizendes Knäblein, ganz der Mutter Bild, ruht in ihren Armen. Einsam und von aller Welt verlassen, hat sie nur die einzige Sorge, wie sie ihr Söhnlein fromm und christlich erziehe. Eines Tages trägt sie dasselbe zu einem Quell und spendet ihm die heilige Taufe. Bald danach stirbt sie, von Kummer aufgelöst. Tabaré, d. i. der Name des Kindes, verschwindet in den Wäldern, und lange Zeit hören wir nichts mehr von ihm. Eines Tages jedoch kommt er wieder zum Vorschein. Im Hause eines spanischen Kriegers finden wir ihn zugleich mit anderen Gefangenen desselben Indianerstammes. Still in sich verschlossen geht er einher. Sein Blick, seine weiße Farbe und die stille Schwermuth, welche auf seinem Wesen lagert, erregen das Interesse der Tochter des Spaniers. Von einem geheimnißvoll sympathischen Zug geleitet, schleicht sie ihm nach, mit dem Gedanken, ob sie ihm vielleicht sein Geheimniß entlocken könne. Wohl trifft sie deshalb der Tadel einer Jugendgespielin und nahen Verwandten; allein sie selbst sieht nichts Ungeziemendes in ihrem Vorgehen. Dem Tabaré entgeht die aufmerksame Sorge nicht, welche die spanische Jungfrau ihm, dem verlassenen Gefangenen, weicht, und edle Regungen der Dankbarkeit werden in seinem Herzen wach.

So gehen Zeiten dahin. Tabaré erhält seine Freiheit und kehrt mit anderen Gefangenen in seine Wälder zurück. Gern hielte die junge Spanierin ihn zurück. Mit Wehmuth sieht sie ihn scheiden.

Unterdessen ist unter den Indianern wieder die wilde Kampflust erwacht. Ein grimmiger Häuptling reizt zum Krieg. Alte Erinnerungen und abergläubische Sagen und Gerüchte schüren die Flamme. Die Katastrophe kommt. Wie ein Gewitter brausen die wilden Horden heran und werfen sich auf die Wohnung des spanischen Kriegers. Was kämpfen kann, kämpft.

An dem Muth der Vertheidiger bricht sich die Brandung, und die wogenden Horden verlieren sich wieder wie verrieselndes Wasser im Dickicht der Wälder. Doch als darauf der siegreiche Vater heimkehrt, findet er das Schlafgemach seiner Tochter leer. Sie ist geraubt.

„Das hat Tabaré gethan!“

Jedermann glaubt es. Ein fürchterlicher Groll gegen den Entführer sammelt sich im Herzen des verzweifelden Vaters.

Indessen nicht Tabaré ist es, der die Tochter geraubt; der Häuptling der Indianer, ein Tiger an Wildheit und Kraft, hat das unglückliche Kind aus seinem Schlummer gescheucht und in seinen Armen gewaltsam weggetragen. An einer einsamen Waldstelle hat er sie niedergelegt, und da liegt das unschuldige Opfer zu seinen Füßen in der fürchterlichsten Agonie, die eine züchtige Seele kämpfen kann.

Tabaré, wo bleibst du?

Tabaré hat seine Wohlthäterin nicht vergessen; dem grimmigen Häuptling ist er auf der Spur gefolgt und hat ihn endlich an jener Waldstelle erreicht. Mit der Behendigkeit des Jaguar wirft er sich ihm an die Kehle und erwürgt ihn zwischen seinen Fäusten. Dann eilt er mit der geretteten Jungfrau dem väterlichen Hause zu.

Hier ergeht sich eben der von Rache glühende verzweifelte Vater in fürchterlichen Verwünschungen gegen Tabaré, welchen er für den Entführer hält. Raum hat er diesen mit der geraubten Tochter erblickt, da kennt seine Wuth keine Grenzen. Er stößt ihm das Schwert in die Brust. Tabaré stirbt. Seine Rechtfertigung kommt zu spät.

Dies ist die Geschichte. Den Hintergrund bilden reizende Schilderungen aus der Natur, aus dem Seelen- und besonders dem Sittenleben der Indianer.

Was nun die poetische Behandlung des Stoffes betrifft, gibt sich der Dichter sowohl durch die Wahl desselben wie durch das ganze Gepräge, das er seinem Werke aufgedrückt, als vollendeten Romantiker zu erkennen. Wir bewundern den Flug der Phantasie, die Feinheit der Sprache, die Leichtigkeit und den melodischen Wohlklang des Verses. Die Naturschilderungen sind mitunter mit wunderbarer Zartheit ausgeführt, duftig wie der Hauch einer Blume; dasselbe kann man von psychologischen Schilderungen sagen. Was den Romantikern so eigenthümlich ist, mit Einem Worte etwas zu sagen und mehr, als das Wort besagt, ahnungsvoll anzudeuten, und so vieles, was sich durch das schwerfällige Wort überhaupt nicht wohl ausdrücken läßt, durch eine geheimnißvolle Anregung der Phantasie plötzlich vor unsere Seele hinzuzaubern — diese Kunst besitzt Zorrilla in hohem Grade.

Noch deutlicher läßt die subjective Bewegung, mit der er seine Dichtung begleitet, in Zorrilla den Romantiker erkennen. Homer, Virgil, Tasso

34. Heimreise.

und Camoões und die anderen Epiker der classischen Schule verhalten sich rein erzählend gegenüber dem Gegenstand ihrer Gedichte; daher die epische Ruhe. Zorrilla nimmt subjectiven Antheil an dem Entwicklungsang der Handlung. Was es Frohes und Trauriges, was es Großes und Edles darin gibt, das klingt in seinem Herzen wieder und verleiht seinem Sang den frischen, lyrischen Schwung, der mitunter in die reinste Lyrik übergeht. Dies über den Tabaré. Weiter auf denselben einzugehen, ist hier nicht der Platz.

Unterdessen ist der für unsere Rückkehr festgesetzte Tag gekommen, und es handelt sich darum, sich reisefertig zu halten.

Unser letzter Besuch galt dem hochwürdigsten Herrn Bischof, der uns mit so vieler Liebe und Herablassung entgegengekommen war. Auch diesmal empfing er uns in seiner gewohnten väterlichen Weise. Von Dank wollte er nichts wissen. „Rechnen Sie immer auf mich,“ bemerkte er, „so oft Sie meine Hilfe brauchen. Vielleicht“, fügte er dann in guter Laune bei, „werde ich selbst einmal hinauf in Ihre Provinz kommen und Ihnen einen Besuch abstatten.“¹

Hiermit waren unsere Angelegenheiten in Montevideo abgeschlossen, und wir kehrten in das Colleg zurück, um unsere Habseligkeiten für den Dampfer zu ordnen, der am folgenden Tage kommen sollte.

34. Heimreise.

Wieder auf dem Rio de Janeiro. — Der Itapuan. — Die Expedition nach Matto-Grosso. — Von Rio Grande nach Pelotas. — Schwarzhäutige Schwäne. — Verschiedene Mitreisende. — Die Stimmung. — Ein Blick zum Himmel. — Wundervolle Nacht. — Erwachen. — Der Morgen. — Ankunft.

„Ist noch kein Dampfer da?“ Wie oft habe ich so gefragt und immer kommt mir dieselbe Antwort zurück: „Nein.“ Wir haben bereits den 6. Januar, und am 15. kehren die Zöglinge unseres Collegs aus den Ferien zurück. So manches mußte vorher noch geordnet werden, und nun sitzen wir hier abgeschnitten von der Welt. Zwar hieß es, am 4. werde ein Schiff der National-Dampfschiffahrtsgesellschaft im Hafen einlaufen; allein es kam nicht. Wir wurden auf den 6. vertröstet. Am 6. lief ein Telegramm bei der Agentur ein, der Dampfer sei von Rio Grande abgefahren. Wir warten; aber der Dampfer kommt nicht. Was mag der Grund sein? Die Zeitungen berichten, daß er vor der Insel Flores zwei Tage Quarantäne halten muß.

¹ Bischof Yéregui ist unterdessen am Schlagfluß gestorben. Als sein Nachfolger wird Dr. Soler, der vormalige Generalvikar und gegenwärtige Bisthumsverweser, genannt.

V. Auf der Heimkehr.

Darüber ist nun der 9. gekommen. Der Dampfer ist endlich da. Gott sei Dank! Heute fahren wir ab.

Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr stand der Wagen vor der Thüre und brachte uns zum Hafen. Der Tag verspricht nicht viel Gutes. Mit Regen hat er angefangen und noch ist der Himmel bedeckt.

Im Hafen fanden wir den „Rio de Janeiro“, dasselbe Schiff, mit dem wir gekommen waren. Der Capitän begrüßte uns als alte Bekannte.

Da es mit der Abfahrt noch gute Weile hatte, warf ich einen Blick über die bunt umherliegenden Schiffe und Schiffchen. Einige stolze Kriegsdampfer zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Dort klangen eben die Hornsignale von einem derselben herüber, und man konnte wahrnehmen, wie das Schiffsvolk, Matrosen und Soldaten, sich sputete, um auf dem Posten zu erscheinen. Im Schiff und um das Schiff herum wurde es lebendig. Droben an Deck schien man Musterung zu halten, an der Langseite wurden die Kanonen geschauert, und unten schickten sich mehrere Matrosen an, einen Rachen zu besteigen. Die Leichtigkeit, mit welcher der Soldat dort drüben das riesige Geschütz bewegt und bald hier- bald dorthin lenkt, um ihm seine allseitige Sorge angezeihen zu lassen, ist staunenswerth, und bei der — ich möchte sagen — liebenden Geduld, mit der er diesen unholden Schreier bedient, sollte man glauben, eine Mutter mit ihrem Baby beschäftigt zu sehen.

Jetzt huscht dort ein kleiner Hafendampfer vorüber und läßt seinen schrillen Piff ertönen, den das nedische Echo jetzt hier, jetzt dort an den Klanken der Schiffe muthwillig wiederholt.

Um 8 $\frac{1}{4}$ Uhr wurden die Anker gelichtet, und hinaus ging es in die weite See.

Unter den Passagieren, die ich mir jetzt etwas näher mustern konnte, schien sich keine Persönlichkeit von Bedeutung zu finden.

Von unserer Fahrt bis an die Barre von Rio Grande sage ich wenig, weil in der That wenig zu sagen ist. Um 9 Uhr befanden wir uns Flores gegenüber, um 1 Uhr tauchten in der Ferne mehrere Bergkegel auf und um 3 Uhr die Wellenlinien einer niedern Hügelkette.

Mir selbst war trotz des ruhigen Wetters auf der ganzen Fahrt nie so elend zu Muth wie jetzt, und ich athmete ordentlich auf, als wir uns am 10. Januar 1 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags der Barre gegenüber befanden. Nur eine Besorgniß hielt meine Freude noch etwas nieder: „Werden wir einfahren können?“

Signal Schiffchen mit rothen Fähnchen fahren in raschem Laufe vorüber. Alles ist gespannt auf den nächsten Entscheid. Und gleich darauf geht es von Mund zu Mund: „Wir fahren ein.“

In vorsichtigem Lauf geht unser Schiff voran. Vor uns liegt die Atalaia. Nur sehr langsam kommen wir derselben näher. Jetzt hält das

Schiff an; es scheint aufzufahren. In einer Catraia kommt der Bootse heran und steigt an Bord. Gleich darauf macht das Schiff eine Drehung, und wieder geht es voran.

So — nun sind wir im Hafen von Rio Grande.

Hier liegt der „Itapuan“ mit der Bestimmung nach Porto Alegre. Wir legen dicht neben ihm an.

Der Itapuan ist ein alter ausgedienter Dampfer, dem man längst gegönnt hätte, daß er in Ruhestand versetzt würde.

Obwohl derselbe uns nach Porto Alegre bringen soll, müssen wir uns doch mit dem Uebersteigen noch gedulden.

Während ich mir denselben betrachte, bemerkte ich, daß drüben zwei Herren sich für uns interessiren. Der eine, ein vornehmer, großer und breitgeschulterter Herr in langem Staubmantel, flüsterte dabei irgend etwas seinem Nachbar zu. Ob in wohlmeinendem Sinn oder nicht, konnte ich nicht wissen, und schließlich war es auch gleichgiltig.

Als wir später auf den Itapuan überstiegen, kam eben jener Herr freundlich auf mich zu, reichte mir die Hand und fragte mich, ob ich mich seiner nicht erinnere. Es war ein Oberst der brasilianischen Armee, der vor kurzem unser Colleg besucht hatte und der jetzt mit einer Truppenabtheilung nach der Provinz Matto-Grosso ging, um einen Telegraphen anzulegen. Gerade diese Expedition machte in ganz Brasilien viel von sich reden, da man allgemein annahm, es sei dieselbe ein Schachzug der Regierung gegen den republikanischen Geist, welcher im Heere immer mehr an Boden gewann.

Das Nachtlager auf dem Itapuan war nicht erquicklich. Manche Passagiere gingen in die Stadt und suchten dort ein bequemerer Unterkommen. Wir blieben zurück. Zwei größere Kammern sind für Schlafstätten eingerichtet. Wir ließen uns mit verschiedenen anderen in der einen nieder. Es kostete Mühe, einzuschlafen. Ueber uns kollerte und polterte noch lange der Lärm des Ein- und Ausladens, und als dieser endlich schwieg, da war es ein altes oder junges Schaf, das auf dem Boden seine gymnastischen Uebungen machte, während einige Ratten uns in nächster Nähe hebelligten.

Doch die Nacht ging herum. Jedoch erfuhren wir bald, daß der Itapuan erst andern Tages auslaufe. Um nicht noch einen Tag ohne Ziel und Bestimmung in dieser langweiligen Atmosphäre verbleiben zu müssen, beschloßen wir, mit der Eisenbahn nach Pelotas zu gehen und dort den Dampfer abzuwarten.

Die Bahnlinie von Rio Grande nach Pelotas bietet wenig Interessantes: Sand und immer Sand, hie und da von dünnem Graswuchs und zeitweise

¹ Hafenboot.

von einer Wasserlache überdeckt. Das ist zunächst die Gegend, durch die wir fahren. Ein Spaziergang zu Fuß über diese öden Dünen ist nicht ohne Gefahr. An manchen Stellen weicht der unbeständige Boden unter den Füßen des Wanderers, und wenn dieser nur wenige Augenblicke den Schritt anhält, versinkt er wie in einem Sumpfe und wird lebendig vom Sande begraben. Manches Thier, das hier seiner spärlichen Nahrung nachgeht, ist auf diese Weise zu Grunde gegangen. Bei einer Ueberschwemmung steht dieses weite, flache Revier unter Wasser.

Nach und nach kommt etwas mehr Grün zum Vorschein. An einzelnen, von dünnen Humusschichten überdeckten Hügeln hängen verkrüppelte wilde Feigenbäume und sonstiges Gestrüpp. Jetzt begegnen wir grünen Wiesen, auf welchen Viehherden weiden, und sorgfältig gepflegte Plantagen künden die Nähe menschlicher Wohnungen an.

In Pelotas trafen wir am Bahnhof gegen 20 hübsche Lohnkutschen, was dem Orte ein, ich möchte sagen, großstädtisches Aussehen verlieh.

Wir überließen die feinen Wagen den feinen Herrschaften und nahmen Platz in der Pferdebahn, die nun auch gerade herankam.

Im Pfarrhaus fanden wir, wie nicht anders vorauszusehen, die freundlichste Aufnahme. Wir brachten die Nacht hier zu und hatten am folgenden Morgen den Trost, die heilige Messe lesen zu können.

Bei dieser Gelegenheit bekam ich zum erstenmal das Asyl der Waisenkinder zu sehen, welches seit einigen Monaten von den Schwestern des hl. Franziskus von São Leopoldo geleitet wird. Wenn die Schilderungen von dem frühern verwahrlosten Zustand der Anstalt, wie man sie hört, auf Wahrheit beruhen, so sind hier Wunder geschehen; denn die Einrichtung, wie sie sich jetzt vorfindet, ist musterhaft.

Der Itapuan war eingelaufen und sollte, wie es hieß, um 1 Uhr nachmittags seine Reise nach Porto-Alegre fortsetzen.

So begaben wir uns um 12 Uhr nach dem Hafen. Der Pfarrer von Pelotas, Dr. Canabarro, hatte einen Wagen vorfahren lassen, in welchen wir stiegen. Er selbst begleitete uns nach dem Hafen, wo er alle unsere Angelegenheiten in Ordnung brachte.

Der Dampfer war diesmal pünktlich. Um 1 Uhr fuhren wir ab. $\frac{3}{4}$ Stunden dauerte die Fahrt im Rio Gonçalo. Hochbeinige Vögel verschiedener Gattung saßen in Menge am Ufer. Jetzt tauchen drei schwarzhalbige Schwäne¹ in unserer Nähe aus der Flut, schauen muthig und fest zu uns herüber, flattern eine Strecke weiter und verschwinden dann wieder unter der Oberfläche des Wassers.

¹ Wahrscheinlich der *Cygnus nigricollis* Gmel., der bei Azara als *Cisne do cabeza negra* erwähnt wird.

Kurz vor 2 Uhr steuerten wir um eine einsame Landspitze, auf welcher eine verlassene Fischerhütte steht. Es ist der äußerste Punkt des linken Flußufers, und wir befinden uns nunmehr wieder in der Lagoa. Hier gibt es nichts mehr zu sehen als Wasser und das reizlose, flache Ufer.

Von der Natur gelangweilt, lenkte ich meine Aufmerksamkeit den Menschen zu. Diese sind immer interessant, wenigstens für einige Zeit.

Gerade nahen sich mir zwei Passagiere des Zwischendecks. Die müssen etwas auf dem Herzen haben, denn gewöhnlich bringt das Unglück die Menschen dem Priester näher. Ich habe mich nicht getäuscht.

Beide sind Deutsche; der eine ist Bierbrauer, der andere Maurer. Sie hatten gehofft, am La Plata ihr Glück zu machen, und kehren nun mit traurigen Erfahrungen in die Provinz Rio Grande zurück. Ähnlich ist es einem Spanier ergangen, der uns gleichfalls recht bitterlich sein Leid klagt — ein Beweis, daß auch in Montevideo und Buenos Ayres nicht alle die geträumten Schätze finden. Das Glück hat eben seine bevorzugten Kinder, dort wie überall.

Die meisten Passagiere des Zwischendecks waren übrigens Italiener. Unter den Mitreisenden der ersten Klasse bemerkte ich einen jungen Herrn von feiner Bildung und guten Manieren aus Porto-Allegre, der schon von Montevideo aus unser Reisegefährte war. Er hatte seine schon bejahrte Mutter in Deutschland besucht und kehrte nun in seine neue Heimat zurück. Ein ostpreussischer Herr, welcher so just seine 30 Jahre zählen mochte, war ebenfalls auf der Rückreise aus Deutschland begriffen. Er hatte sich drüben eine Lebensgefährtin geholt und begab sich nun nach der Barre, wo er einen ausgedehnten Ländereicomplex angekauft hatte. Eine Oekonomie nach europäischem Muster und in großartigem Maßstab war sein Ideal; allein im stillen sagte man sich, daß die Speculation eine verfehlte sei. Gegen uns zeigte sich der junge Herr lange Zeit kalt und zurückhaltend.

Einen dritten Herrn, eine hoch aufgeschossene Figur, der in militärischer Haltung auf dem Verdeck auf und ab ging, hätte ich für einen Sohn Albions gehalten, wäre mir nicht gesagt worden, daß er ebenfalls ein Deutscher sei. Auch er hatte anfangs keine Sympathie für uns.

Um so aufmerksamer und lebenswürdiger bewies sich uns ein junger Herr aus São Paulo — ein glückliches Herz in den Flitterwochen. Er erzählte mir, daß er im Begriffe sei, eine Brautreise nach dem Süden zu machen. Ich fand diese Brautreise befremdlich, denn in der That hatte er keine Braut bei sich. Er erklärte mir aber, daß die gegenwärtige Reise nur den Zweck einer Vorbereitung habe. „Zuerst“, sagte er mir, „will ich sehen, wohin ich meine Braut ohne Anstoß mitnehmen und was ich ihr zeigen kann, und dann erst werden wir gemeinschaftlich unsere Reise antreten.“

V. Auf der Heimkehr.

Das war gewiß eine Vorrichtung, die dem jungen Paulisten alle Ehre macht. Im Verlaufe der Unterhaltung lernte ich denselben als einen ebenso verständigen wie gebildeten Herrn kennen und erfuhr nebenbei auch, daß er ein naher Verwandter des Mgr. Dr. Bern. Dreilly sei, der als Verfasser des Lebens Leo's XIII. rühmlichst bekannt ist.

Sonst sah ich noch verschiedene Herren und Herrchen um mich herum, darunter einige allem Anscheine nach Studenten und andere von unbestimmtem Charakter. Das geistigere Alter war merkwürdig schwach vertreten. Nur einen Herrn darf ich nicht übersehen, mit dem ich mich längere Zeit unterhalten und der mir über mancherlei Dinge interessante Aufschlüsse ertheilte. Es ist ein deutscher Ingenieur, ein Mann von umfangreichen Kenntnissen und weitem Gesichtskreis, dessen Name in der Provinz einen nicht unbedeutenden Klang hat.

Unterdessen ist der Tag vorgeschritten. Der Himmel hatte sich geklärt; eine milde Luft schwebte über dem Becken der Lagoa, und gemach rückte der Abend heran. Fern dämmerten die matten Spuren des östlichen Seeufers, auf welchem hie und da bald ein vereinzelter Baum, ein Gebüsch oder auch kleines Wäldchen sichtbar ward.

Indem ich dieselben aufmerkamer betrachte, fiel mir zum erstenmal eine Erscheinung auf, welche in der Physik unter dem Namen der Rimmung bekannt ist. Die ungleiche Dichtigkeit der über dem Wasser ruhenden Luftschichten rief eine starke Brechung der Lichtstrahlen hervor und bewirkte, daß die Bäume, welche mit ihrem Fuße schon unterhalb des Horizontes standen, über die Kimm¹ gehoben erschienen und so den Anschein erhielten, als schwebten sie über dem Wasserspiegel.

Die Dämmerung war kurz. Allgemach tauchten die goldenen Sterne aus dem duftigen Blau des Himmels hervor, und eine wundervolle Nacht lagerte sich über die Welt. Ringsum alles Schweigen, alles Ruhe; nur das Rauschen des Wassers am Riele und der Lärm der Maschine blieb vernehmbar. Die Luft war so rein, so klar, so mild, und fernher glänzte das friedliche Licht des Leuchtturmes.

Alles, was sich im untern Raume des Schiffes befindet, jung und alt, steigt aufs Verdeck und sucht sich sein Plätzchen, um entweder in stillem Nachdenken für sich oder in gemüthlicher Unterhaltung mit anderen den Zauber der Nacht zu genießen.

In ruhiger Betrachtung schaue ich hinaus über die Flut und hinauf zu dem Himmel, und weide mein Herz und Auge an der majestätischen Pracht, die sich über meinem Haupte entfaltet.

Die Brillanten des Südkreuzes sind bereits aus dem tiefen Blau des

¹ Kimm = scharfer Rand, Horizont.

Aethergewölbes hervorgetreten; die mächtige Argo treibt feierlich am Firmamente hin, der unholde Centaur zeigt die geschwungene Keule, der Skorpion krümmt drohend seinen Stachelschwanz und die vielgewundene Hydra wird sichtbar, während der alte Saturn mit seinen Trabanten zwischen den Ungeheuern des Zodiacus gemüthlich seinen nächtlichen Spaziergang macht.

Wie hell, wie klar, wie schlicht stehen diese Sternlein da oben! und doch, wieviel Dunkel bergen sie für den Menscheng Geist! Das Meer mit all seinen Geheimnissen und Wundern ist Kinderpiel gegenüber den Rättseln, die uns der gestirnte Himmel aufgibt.

Mittlerweile steuert unser Dampfschiff ruhig dahin. Am Ufer zu unserer Rechten ward ein Leuchthurm nach dem andern sichtbar; noch hatten wir den einen nicht aus dem Auge verloren, da taucht schon das Licht eines andern auf.

Der Streifen Land, der uns vom Atlantischen Ocean trennt, ist schmal und flach. „Jetzt befinden wir uns ungefähr auf der Höhe,“ bemerkte mir unser Ingenieur, „wo voriges Jahr der ‚Cabour‘ gestrandet ist.“

Ich erinnerte mich, daß damals die Schiffbrüchigen von den Küstenbewohnern waren ausgeplündert worden, und die Frage lag nahe: „Es gibt also noch Strandräuber da drüben?“ — „Leider,“ war die Antwort, „nur treiben sie es jetzt nicht mehr so stark wie ehemals.“

Thatsache ist, daß man nach dem Schiffbruch des Cabour, den Berichten der Tagesblätter zufolge, Leute in reicher Tracht mit Silbergehängen einhergehen sah, die kurz vorher nur Lumpen am Leibe getragen hatten. Auch fanden bald nachher gerichtliche Untersuchungen gegen die Thäter statt.

Die Luft war wundervoll mild, nicht heiß, nicht kalt. Hätte jeder sie nach seinem Behagen sich wünschen können, sie hätte nicht anders ausfallen können.

Diesem Umstand sowie dem hellen, klaren Himmel war es zu verdanken, daß keiner der Passagiere daran dachte, sich zur Ruhe zu begeben. Schon war es 10 Uhr geworden und noch alles in vollem Leben auf dem Verdeck. Man plauderte und scherzte und erging sich im Glanze des Mondlichtes.

Nur die Leutchen vom Zwischendeck schienen müde zu sein; vielleicht hatten sie auch der Sorgen des Tages genug; kurz, sie hatten sich in Gruppen auf dem Verdeck ausgestreckt und suchten den Schlaf.

Mich versetzte der Gegensatz der schlafenden und wachenden Passagiere in eine eigenthümliche Stimmung, und ich schrieb in mein Tagebuch:

Der Leuchthurm glänzt; nur leise rauscht
Die Woge an dem Riele;
Die Nacht im Sternenkleide lauscht
Dem muntern Wellenspiele.

V. Auf der Heimkehr.

Hier wachen sie bei Scherz und Sang,
Dort ruhen sie und schlafen;
Das Schiff geht seinen stillen Gang,
Bringt alle nach dem Hafen.

So treibt des Lebens Schiff dahin,
Und ach, wie viele landen,
Die träumend all ihr Leben drin
Das Leben nie verstanden!

Am Morgen war alles sehr frühe auf den Beinen. Fröhliche Gesichter allüberall. Man grüßt, man wünscht sich den guten Morgen an. Leute, die ich nicht gekannt, rufen mir aus der Ferne ein „Bom dia, Senhor Padre!“ (Guten Morgen, Herr Vater!) zu. Auch unser Norddeutscher ist aufgethaut; er nähert sich mir und sucht ein Gespräch anzuknüpfen, und es dauert nicht lange, da ist er sogar zutraulich geworden.

Wir befanden uns bereits im Guahyba, und merkwürdigerweise, auch der Guahyba kam mir heute viel freundlicher vor. War es die verschiedene Gruppierung der Strandcoullissen, welche in mir den veränderten Eindruck hervorbrachte? oder war es der Unterschied von Gehen und Kommen, Scheiden und Wiedersehen?

Ein Hügel nach dem andern schwand hinter unserm Rücken, und es mochte 7 Uhr sein, da hatten wir Porto-Megre in Sicht. Je näher wir kamen, desto reizender entfaltete sich das herrliche Panorama. Jetzt trieben wir zwischen den zahlreichen Schiffen des Hafens hindurch, und gleich darauf hielten wir vor der Landungsbrücke.

Noch ein Händedruck nach rechts und nach links, und wir befanden uns wieder in Porto-Megre.

